

Protokolle
aus dem
geistigen Deutschland
1932 bis 1944

Klaus Scholder

Die Mittwochs- Gesellschaft

In der Mittwochs-Gesellschaft, einem Kreis von Gelehrten und hohen Beamten, war die alte deutsche Führungsschicht vertreten. Gegründet, um fern der Tagespolitik geistigen Austausch zu pflegen, geriet die Runde nach 1933 unausweichlich in den Schatten der Gewaltherrschaft. So lesen sich die Protokolle heute wie eine geheime Geschichte des Geistes im Dritten Reich.

Zu den Mitgliedern der Mittwochs-Gesellschaft zählten Beck, von Hassell, Heisenberg, Popitz, Sauerbruch, Schadewaldt und Spranger.

Buchclub Ex Libris Zürich

Mitglieder der Mittwochs-Gesellschaft
1932-1944

Friedrich Baethgen, Historiker, Mediävist ·
Ludwig Beck, Generaloberst · Ludwig
Diels, Botaniker · Bill Drews, Jurist ·
Paul Fechter, Journalist, Schriftsteller,
Literaturhistoriker · Heinrich v. Ficker,
Meteorologe · Eugen Fischer, Mediziner,
Anthropologe · Wilhelm Groener,
General und Politiker · Bernhard Harms,
Nationalökonom · Ulrich v. Hassell,
Diplomat · Werner Heisenberg, Physiker ·
Jens Jessen, Nationalökonom · Hans Lietzmann,
Evang. Theologe und Kirchenhistoriker ·
Heinrich Maier, Philosoph · Hermann Oncken,
Historiker · Albrecht Penck, Geograph ·
Julius Petersen, Germanist, Literaturhistoriker ·
Wilhelm Pinder, Kunsthistoriker · Johannes
Popitz, Jurist, Finanzpolitiker · Ferdinand
Sauerbruch, Mediziner, Chirurg ·
Wolfgang Schadewaldt, Altphilologe,
Graecist · Hans-Heinrich Schaeder,
Orientalist · Oscar Schlitter, Bankdirektor ·
Eduard Spranger, Philosoph und Pädagoge ·
Johannes Stroux, Altphilologe, Latinist · Werner
Weisbach, Kunsthistoriker · Theodor Wiegand,
Archäologe · Ulrich Wilcken, Althistoriker

Die Mittwochsgesellschaft, 1863 gegründet, war eine Versammlung von jeweils sechzehn Männern (Gelehrte, Politiker, Militärs, hohe Beamte, Schriftsteller), die sich, sechzehn an der Zahl, regelmäßig im Haus eines Mitglieds trafen, um nach dem Genuß eines – von der Konvention als unaufwendig vorgeschriebenen – Mahl dem Fach-Vortrag des Hausherrn zu lauschen. Die Dame des Hauses war nicht zugelassen. Der Vortragende schrieb später eine Protokollnotiz, eine Zusammenfassung, eine essayistisch funkelnde Kurzfassung seines Referats in ein großes Buch, das nach Erschöpfung der Seiten bei der Preußischen Akademie der Wissenschaften hinterlegt wurde. Man war bei Band zwanzig angelangt, als die Ereignisse um den 20. Juli 1944 den gelehrten Kreis sprengten. Etliche Mitglieder wurden festgenommen. Generaloberst Beck fand den Tod. Johannes Popitz, der preußische Finanzminister, Ulrich von Hassell, der ehemalige Botschafter, und Jens Jessen, der Wirtschaftswissenschaftler, wurden im Anschluß an skandalöse Scheinprozesse hingerichtet.

Die Reihe der Mitglieder der Mittwochsgesellschaft seit ihrer Gründung umfaßt viele der glanzvollsten Namen des gebildeten Berlins jener – für Berlin und Deutschland bedeutenden – Jahrzehnte. Scholder hat aufgrund eines Interesses, das sich (für solche Publikation zu recht) über die engere Gelehrten-Geschichte hinaus orientiert, in seiner Sammlung nur die Jahre von 1932 bis 1944 berücksichtigt. So spiegelt der Kreis den Weg in die Diktatur, die »ruhigen Jahre« der Diktatur sowie die Kriegszeit.

Und was dabei vorgeführt wird, ist zweierlei. Einmal kommt der Leser in Kontakt mit einer ungemein kultivierten Tradition der gesellschaftlich vermittelten Gelehrsamkeit, die begleitenden Erinnerungen, Briefe, Tagebuchauszüge lassen etwas von dem geistigen Raum spüren, in dem damals Wissenschaft gepflegt wurde, ernst, aber dem Rang, der in der Würde des Gesprächs unter Menschen gewahrt wurde, untergeordnet. Nicht die Sensation, nicht die

Rekordleistung des Neuen oder Neu-Gesehenen ist das Wichtige – wichtig ist die Fähigkeit, mit anderen darüber reden zu können, Wissenschaft als Medium des Gesprächs. Dieses Gespräch, mehr noch das Menschenbild, das in ihm verehrt wurde, hat sich bewährt. Unterschiede, wie sie nach 1933 drängend wurden – der Germanist Julius Petersen stand der Ideologie der neuen Machthaber nahe, der Rassenforscher Eugen Fischer stand ihr noch näher: der Kunsthistoriker Werner Weisbach, ein Jude, mußte emigrieren, der Historiker Hermann Oncken wurde von seinem Lehrstuhl weggeekelt – diese Unterschiede scheinen Stil und Arbeitsweise des Kreises nur flüchtig tangiert zu haben. Die persönliche Integrität der Mitglieder stand immer außer Zweifel.

Das Buch, das Scholder zusammengestellt und umsichtig eingeleitet hat, taugt nicht zur raschen Lektüre. Aber es taugt dazu, immer wieder gelesen zu werden. Es ist ein Buch, wie man es nie aus der nächsten Nähe weggeben möchte, irgend etwas lernt man immer daraus, auf irgendeine Weise darf man immer gewiß sein, daß die Zeit, die man ihm widmet, nicht verloren ist.

Schutzumschlag: Udo Eschner

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Die Geschichte der Mittwochs-Gesellschaft 1932 bis 1944	9
Protokolle mit Dokumenten und Kommentaren	49
887. bis 899. Sitzung November 1932 bis Juni 1933	51
900. bis 913. Sitzung November 1933 bis Juli 1934	71
914. bis 929. Sitzung November 1934 bis Juni 1935	99
930. bis 943. Sitzung November 1935 bis Juni 1936	123
944. bis 956. Sitzung November 1936 bis Juni 1937	147
957. bis 972. Sitzung Oktober 1937 bis Juni 1938	167
973. bis 986. Sitzung November 1938 bis Juni 1939	201
987. bis 1'000. Sitzung November 1939 bis Juni 1940	227
1001. bis 1016. Sitzung Oktober 1940 bis Juli 1941	249
1017. bis 1029. Sitzung November 1941 bis Juli 1942	275
1030. bis 1045. Sitzung Oktober 1942 bis Juli 1943	303
1046. bis 1056. Sitzung Dezember 1943 bis Juli 1944	335

Verzeichnis sämtlicher Sitzungen und Protokolle vom Herbst 1932 bis zum 26. Juli 1944	357
Verzeichnis der Mitglieder vom Herbst 1932 bis zum 26. Juli 1944	368
Bibliographie	369
Personenregister	374
Bildnachweis	383

Vorwort

Es war eher ein Zufall, dass ich im Herbst letzten Jahres auf die Mittwochs-Gesellschaft und ihre Protokolle stiess. Im Zusammenhang mit Quellenstudien zum zweiten Band meiner Geschichte der Kirchen im Dritten Reich war ich damit beschäftigt, die bisher ganz unbekannte Rolle von Johannes Popitz in den Anfängen des Kirchenkampfes zu klären. In der Tat lassen seine ersten Beiträge in der Mittwochs-Gesellschaft interessante Rückschlüsse auch auf seine Einflussnahme im evangelischen Kirchenstreit zu. Darüber werde ich in dem genannten Buch ausführlich berichten.

Aber bald begann mich immer stärker das ganze Ensemble dieses aussergewöhnlichen Kreises und seine Geschichte während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft zu faszinieren.

Wir wissen ja nur sehr wenig von der alten Führungsschicht, die mit klarem Bewusstsein in der Zeit des Dritten Reiches lebte, arbeitete, ihre Pflicht tat: hin und her gerissen zwischen Bewunderung und Abscheu, tief verwurzelt in christlichen und humanistischen Traditionen, in wachsendem Masse gezwungen, Kompromisse zu schliessen oder ihre Existenz zu gefährden, manche trotz allem Anhänger, andere früher oder später entschiedene Gegner Hitlers, kurz – Männer, wie sie sich in der Mittwochs-Gesellschaft zusammenfanden. Der Anklagen ihres Versagens ebenso überdrüssig wie der verlegenen Verteidigungen hat sich seit einiger Zeit ein tiefes Schweigen über diese ganze Generation gebreitet.

Hier nun begegnen wir dieser Generation in einem Kreis von sechzehn Männern, von denen jeder Einzelne in seiner Zeit Ausserordentliches, ja zum Teil Weltberühmtes geleistet hat. Der Kreis traf sich vierzehntägig zu einem Vortrag, und, was der jeweils Vortragende für wichtig erachtete, trug er eigenhändig in ein Protokollbuch ein.

Schon hier beginnt das Besondere. Denn

die Fülle und Vielfalt der Vortragsthemen, von der Geschichte über die Geographie und die Botanik bis zur Physik und von den Verwaltungs-, Kriegs- und Kunswissenschaften bis zur Philosophie repräsentiert das, was man mit einem sehr unzureichenden Begriff Allgemeinbildung nennt. Und so merkt man bald, dass die Lektüre der Vortragsprotokolle, gerade derjenigen, die dem eigenen Interessenkreis fern liegen, auch für den heutigen Leser unabhängig von allem anderen ein ungewöhnliches geistiges Abenteuer darstellt – ein Abenteuer übrigens, das wie die meisten Abenteuer durchaus mit einiger Anstrengung verbunden ist. Ein gutes Lexikon in Griffbereitschaft zu halten, ist jedenfalls kein Fehler.

Aber natürlich reichen unsere Fragen weiter. Wie reagierte dieser Kreis von hervorragenden Gelehrten und Beamten auf die Herrschaft Hitlers? Wurde er zu einem Kreis von Bewunderern, Mitläufern, Anklägern, Verschwörern?

Eine Antwort hält die Geschichte bereit. Nicht weniger als vier Mitglieder aus seiner Mitte kamen im Zusammenhang mit dem einzigen grossen Aufstandsversuch gegen Hitler, dem missglückten Attentat vom 20. Juli 1944, gewaltsam ums Leben. War der Kreis demnach eine Zelle des Widerstandes?

Die Frage lässt sich schlechterdings weder mit einem einfachen Ja noch mit einem einfachen Nein beantworten. Und eben darin liegt das weitere Besondere, Erhellende, aber den Späteren wohl auch Verwirrende. Denn was vom Ende her eindeutig ist, ist es vom Anfang her keineswegs. Vielmehr registriert man überrascht die Zusammensetzung des Kreises aus Anhängern und Gegnern Hitlers; erfährt, was damals noch in einer Gemeinschaft wie dieser möglich war (und was wir im Rückblick längst getrennt haben); folgt der atemberaubenden Entwicklung der Dinge und erlebt mit wachsendem Erstaunen, wie vielschichtig sich das Verhältnis von Geist und Gewalt in der Wirklichkeit jener zwölf Jahre darstellte.

So tritt zu dem geistigen Abenteuer der

Vorträge die menschliche Herausforderung des Verstehens. Und nur der Moralist wird Klarheit fordern, wo das Zwielficht nicht nur Voraussetzung des Überlebens, sondern auch des Widerstehens war.

– Wahrlich eine kleine Akademie, und noch mehr als das, ein Stück deutschen Lebens –, so beschrieb der Historiker Hermann Oncken, selbst Mitglied des Kreises, 1940 im Festvortrag zur 1‘000. Sitzung die Mittwochs-Gesellschaft.

Der Leser mag selbst prüfen, ob dieser Satz zutrifft. –

Verlag und Herausgeber danken den Erben, die bereitwillig, zum Teil mit bewegenden Erinnerungen, ihr Einverständnis zur Veröffentlichung der Protokolle gegeben haben.

Mein persönlicher Dank gilt zunächst dem Bundesarchiv, das sich wie gewohnt

kompetent und hilfsbereit zeigte. Dann danke ich vor allem meinen Mitarbeitern, ohne deren unermüdliche Hilfe das Buch nicht so schnell hätte entstehen können: meinem Assistenten Dieter Kleinmann, meinen studentischen Mitarbeitern Linda-Susanne Smith und Ralf Tyra sowie Frau Klara Förster und Frau Lisbeth Hildebrandt. Schliesslich sei noch der Tübinger Universitätsbibliothek und ihrer verschiedenen Abteilungen gedacht. Ihre Qualität und die Hilfsbereitschaft ihrer Mitarbeiter bilden die Voraussetzung für alle wissenschaftliche Arbeit dieser Art.

Dass dieses Buch in diesem Verlag erscheint, wird niemanden verwundern, der Verleger und Verlagsprogramm kennt.

Tübingen,
am Osterdienstag 1982 *Klaus Scholder*

Die Geschichte der Mittwochs-Gesellschaft 1932 bis 1944

von Klaus Scholder

Das Ende

Am Mittwoch, dem 26. Juli 1944, sechs Tage nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler, versammelten sich im halbzerstörten Hause des Schriftstellers Paul Fechter im Waldweg 32 in Berlin-Lichtenrade fünf Männer. Es war der Rest der einst so stolzen und selbstbewussten Mittwochs-Gesellschaft. Ihre Zusammenkunft stand ganz im Zeichen jenes Ereignisses und seiner Folgen. Eines ihrer besonders verehrten Mitglieder, der einstige deutsche Generalstabschef Ludwig Beck, hatte sich als ein Hauptbeteiligter nach dem offenkundigen Misslingen der Umsturzpläne am Abend des 20. Juli mitten im Zentrum des Geschehens das Leben zu nehmen versucht und war erschossen worden. Ein weiteres Mitglied, der preussische Finanzminister Professor Johannes Popitz befand sich seit den frühen Morgenstunden des 21. Juli wegen vermutterter Mitwisserschaft in den Händen der Gestapo. Wenigstens einer der am 26. Juli bei Paul Fechter Versammelten wusste, dass ihm das gleiche Schicksal bevorstand: der ehemalige Botschafter Ulrich von Hassell. Seine Verhaftung erfolgte zwei Tage später. Die anderen vier, neben dem Gastgeber noch der Botaniker Ludwig Diels, der Altphilologe Johannes Stroux und der Philosoph Eduard Spranger, waren zwar an den Umsturzplänen nicht unmittelbar beteiligt gewesen, kannten oder ahnten aber doch die Zusammenhänge. So gelang es trotz aller Bemühung nicht mehr, jene Sitzung nach den traditionellen Regeln der Gesellschaft ablaufen zu lassen. Der Gastgeber kürzte seinen Vortrag ab; die Versammlung löste sich früh auf. Ulrich von Hassell und Eduard Spranger gingen gemeinsam zum Bahnhof zurück. – Die Worte zwischen uns –, so erinnerte sich Eduard Spranger später an diesen Augenblick, – fielen schwer wie Zentnerlasten. Am Bahnhof verloren wir uns. –

So endete die 1056. Sitzung der Mittwochs-Gesellschaft, die zugleich ihre letzte war. Denn obgleich eine Reihe von Mitglie-

dern die Katastrophe überlebte, hat niemand den Versuch gemacht, ihre Tradition nach dem Kriege fortzusetzen. Dafür gab es gewiss vielerlei praktische Gründe. Aber vielleicht empfanden die Überlebenden doch auch, was uns heute aus den hinterlassenen Zeugnissen jener Gesellschaft unübersehbar und eindrucksvoll entgegentritt. Die Geschichte der Mittwochs-Gesellschaft war so eng mit der Geschichte des Deutschen Reiches verbunden, dass sein Ende auch das ihre bedeuten musste.

Anfänge und Zweck der Gesellschaft

Die Anfänge der Mittwochs-Gesellschaft reichten 81 Jahre zurück. Am 19. Januar 1863 versammelten sich – wie der Historiker Hermann Oncken in seinem Festvortrag zur 1'000. Sitzung berichtete – in dem Hause des ehemaligen Staats- und Kultusministers Moritz August von Bethmann Hollweg, des Grossvaters des Reichskanzlers, im ganzen fünfzehn Männer zur Begründung der Gesellschaft; ihrer Besprechung zugrunde gelegt wurde ein von Bethmann unterzeichnetes Statut, datiert vom 14. Januar 1863, das dann die Unterschrift aller Erschienenen erhielt. Diese waren: der Jurist Beseler (damals Rektor der Universität), der Botaniker Braun, der Romanist Bruns, der Theologe Dörner, der Historiker J. G. Droysen, der Archäologe Friedrichs, der Nationalökonom Hanssen, der Ägyptologe Lepsius, der Germanist Müllenhoff, der Kunstwissenschaftler Schnaase, der Philosoph Trendelenburg, der Theologe Twesten und der Oberkonsistorialrat Wiehern; zu ihnen gesellte sich in der nächsten Sitzung – um die statutarische Zahl sechzehn voll zu machen – der spätere Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt von Thile. Damit war die Mittwochs-Gesellschaft konstituiert. –

Den Zweck der Gründung gab ihr Name an. Sie nannte sich: – Freie Gesellschaft für

wissenschaftliche Unterhaltung. – Und obwohl längst nur noch als Mittwochs-Gesellschaft bekannt, taucht der alte Name – Mittwochs-Gesellschaft für wissenschaftliche Unterhaltung – noch am 1. August 1944 in den Berichten der Gestapo auf als – einer der Treffpunkte, an denen auf gesellschaftlicher Basis im Anschluss an wissenschaftliche Facherörterungen in kritischer... Art Fragen der politischen und militärischen Lage des Reiches erörtert wurden. –

Um den freien Ausdruck wissenschaftlicher Gedanken also ging es, und zwar, wie das Statut festhielt, ohne jede Einschränkung – mit alleiniger Ausnahme der Tagespolitik –. Von Anfang an war der Kreis der Interessen denkbar weit gezogen: – er mag dem weiten Kreis der Naturwissenschaften oder der Geschichte und Philologie, der Theologie und Philosophie oder der Jurisprudenz und Medizin, der Politik im weitesten Sinne des Wortes, also mit Einschluss der Statistik, Nationalökonomie und sozialen Fragen, oder der Kunstgeschichte oder endlich den Kriegswissenschaften angehören. – Noch siebzig Jahre später fehlt, wie die Protokolle zeigen, kaum eines der hier vorgeschlagenen Themen.

Aber nicht nur in dieser Hinsicht bewährten sich die grundlegenden Bestimmungen der Statuten über mehr als acht Jahrzehnte. Von Anfang an galt schon die Höchstzahl von sechzehn Mitgliedern, die auch später nie überschritten wurde. Und von Anfang an zeigte der Kreis auch seine charakteristische Zusammensetzung. Die Mehrheit der Mitglieder bildeten stets Gelehrte verschiedener Fachgebiete, aber sie blieben nicht unter sich. Hinzu kamen Vertreter des öffentlichen Lebens: bedeutende Verwaltungsbeamte, Militärs, Männer der Wirtschaft und in der Regel – gleichsam als jeweiliger Nachfolger Bethmann Hollwegs – ein ehemaliges oder amtierendes Regierungsmitglied.

Die Gründung solcher Gesellschaften war im 19. Jahrhundert nicht selten. Sie standen in der Tradition der bürgerlichen Aufklärung, in der man Gelehrsamkeit und

Unterhaltung noch zu verbinden wusste. Der Wunsch nach Geselligkeit, Bildung und Gedankenaustausch führte an vielen Orten Deutschlands Kreise zusammen, die sich in mehr oder minder festen Formen mit mehr oder minder grosser Regelmässigkeit trafen. Zahlreiche Universitätsstädte besaßen Ähnliches; auch die Berliner Mittwochs-Gesellschaft scheint auf das Vorbild einer – freilich bald wieder aufgelösten – Göttinger Freitags-Gesellschaft zurückzugehen. Das Ganze war ein Ausdruck der hohen geselligen Kultur der Zeit, die sich in diesen Kreisen, Zirkeln und Gesellschaften eine eigene Form des geistig-gesellschaftlichen Lebens geschaffen hatte.

In den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts kam es dann gerade in Berlin zur Gründung zahlreicher neuer Zirkel. Theodor Heuss etwa berichtet von dem – Dahlemer Samstag – und der Mittwochabend-Gesellschaft bei Delbrück; Paul Fechter gehörte zum – Montagstisch – und auch die legendären Sonntagsspaziergänge von Meinecke stellten eine ähnliche Einrichtung dar.

In diese Tradition also gehörte die Berliner Mittwochs-Gesellschaft, und es ist nicht verwunderlich, dass sie häufig mit anderen Gründungen verwechselt wurde. Was diese besondere Gründung jedoch von den meisten anderen, ähnlichen Einrichtungen unterschied und was sie mehr als achtzig Jahre bestehen liess, waren vor allem drei glückliche Umstände, deren Verbindung den Bestand, das Niveau und die Dauer dieses Kreises sicherte.

Zunächst zeigte sich, dass der Zweck der Vereinigung, die freie wissenschaftliche Unterhaltung mit Ausschluss der Tagespolitik im engeren Sinn, gut gewählt war. Die Bindung an die Wissenschaft gewährleistete ein grundsätzlich unerschöpfliches Reservoir von Themen. Die Gefahr, dass die Runde steril werden oder aus Mangel an neuen Themen schliesslich zugrunde gehen würde, bestand zu keiner Zeit. Denn mit jedem neuen Mitglied kamen neue wissenschaftliche Anregungen, kam der Anschluss an die

neueste Forschung in den Kreis, wie es beispielhaft noch die beiden Vorträge von Werner Heisenberg 1943 und 1944 zeigten. Der Kreis schritt also auf vielen Gebieten immer wieder mit der Forschung fort und erhielt dadurch jenes Element der Erneuerung, das für seinen Bestand unerlässlich war.

Zugleich bedeutete die Bindung an die Wissenschaft und der Ausschluss der Tagespolitik, wie das Gründungsstatut ausdrücklich erklärte, die Möglichkeit, – Männer der verschiedensten Richtungen und Weltanschauungen – in diesem Kreise zu vereinigen. Als Hermann Oncken 1940 in seinem Jubiläumsvortrag diese Bestimmung zitierte, nannte er sie für die Mittwochs-Gesellschaft einen – Beschluss von grundsätzlicher Bedeutung für alle Folgezeit. Man berief sich dabei auf die Erfahrung –, so fuhr er fort, – dass es auch für ganz entgegengesetzte Ansichten „ein Gebiet gemeinsamer Überzeugungen, eine geistige Gemeinschaft gebe, und glaubte eben darin, in der von so viel Gegensätzen zerrissenen Zeit, einen „nicht gering anzuschlagenden Nebengewinn des Unternehmens – erblicken zu dürfen. Diesem Geiste –, so schloss Oncken diesen Abschnitt, – ist die Mittwochs-Gesellschaft bis zum heutigen Tage treu geblieben, in ihrer Zusammensetzung und Ergänzung, in dem Stil und Ton einer Gemeinschaft, auf die alle Mitglieder abgestimmt sind. – In der Tat muss die Geschichte der Mittwochs-Gesellschaft unverstänlich bleiben, wenn man sich dieser mit dem wissenschaftlichen Anspruch des Unternehmens verbundenen gemeinsamen geistigen Grundlage und Überzeugung nicht bewusst ist, die selbst unter den unvergleichlich viel härteren Bedingungen des Dritten Reiches noch die – verschiedensten Richtungen und Weltanschauungen – zu vereinigen vermochte. Der politische Moralist, der diese Zeit nur in den Kategorien von – Faschismus – und – Antifaschismus – beurteilt, mag das beklagen. Aber es gibt noch eine andere Moral, die für die menschliche Gemeinschaft nicht weniger wichtig ist.

Eine Vereinigung wie die Mittwochs-

Gesellschaft steht und fällt mit ihren Mitgliedern. Und so gehörte es denn weiter zu den glücklichen Umständen, dass Berlin in der zweiten Hälfte des neunzehnten und der ersten des zwanzigsten Jahrhunderts für eine Gesellschaft dieser Art unvergleichliche Auswahlmöglichkeiten bot. Die Berliner Universität war nach ihrer Gründung im Jahre 1810 bald zur ersten Universität Deutschlands aufgestiegen, und ein Lehrstuhl dort galt als der krönende Höhepunkt einer wissenschaftlichen Laufbahn. Daneben gab es in Berlin zwei weitere wissenschaftliche Einrichtungen von Weltruf, die Preussische Akademie der Wissenschaften und die 1911 gegründete Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die vor allem durch ihre naturwissenschaftlichen Institute hervorragende Leute nach Berlin zog. Was dies für die Mittwochs-Gesellschaft bedeutete, macht die Fülle der Verbindungen deutlich. Von ihren insgesamt achtundzwanzig Mitgliedern in der Zeit zwischen 1932 und 1944 waren achtzehn Ordinarien an der Universität; siebzehn auch Mitglieder der Preussischen Akademie und zwei Direktoren von Kaiser-Wilhelm-Instituten. Zugleich verfügte Berlin als Hauptstadt des Reiches und Sitz der zentralen Behörden auch auf den Gebieten der Verwaltung, des Militärs und der Wirtschaft über viele der besten Köpfe des Landes, so dass auch hier eine bemerkenswerte Auswahl gegeben war. Dank ihrer hervorragenden Mitglieder hatte die Mittwochs-Gesellschaft in den zwanziger Jahren einen legendären Ruf erworben, der Wahl und Aufnahme als eine hohe Auszeichnung erscheinen liess, als – wie Paul Fechter gelegentlich bemerkte – einen unsichtbaren Orden –, den man ihm umgehängt hätte. Die Bedeutung, die die Mitglieder selbst ihrer Mitgliedschaft beimassen, kam auch in deren Dauer zum Ausdruck. Selbstverständlich stand es jedem Mitglied frei, sich von der Gesellschaft jederzeit wieder zu trennen. Aber nach einer gewissen Fluktuation in der Anfangszeit wurde die Mitgliedschaft später nur noch selten ohne zwingenden Grund gelöst. Sie endete im

allgemeinen nur, wenn ein Mitglied Berlin verliess oder Krankheit und Alter den weiteren Besuch der Sitzungen unmöglich machten. Dann wurde der Kreis auf Vorschlag eines Mitglieds durch einen Nachfolger ergänzt, der der Zustimmung aller anderen Mitglieder bedurfte. Erhob auch nur einer Bedenken, so wurde der Vorschlag nicht weiter verfolgt.

Schliesslich wird man neben der Zweckbestimmung und der Auswahl als dritten glücklichen Umstand die Tatsache werten können, dass es von Anfang an gelungen war, eine ebenso einfache wie wirkungsvolle Organisationsform zu finden. Sie erlaubte es, auf gedruckte Statuten oder ähnliches zu verzichten, und überliess die Leitung der Gesellschaft und die Regelung ihrer Angelegenheiten einem gewählten Kanzler, der darin nach dem Herkommen verfuhr. Als dieser – es war seit 1924 Albrecht Penck, der Fürst der deutschen Geographen – 1936 als neugewähltes Mitglied den Kunsthistoriker Wilhelm Pinder begrüßte, unterrichtete er ihn auf folgende Weise über das Wichtigste: – Es gereicht mir zur lebhaften Freude, Ihnen mitzuteilen, dass Sie auf Vorschlag von Kollege Oncken in die Mittwochs-Gesellschaft für wissenschaftliche Unterhaltung in deren Sitzung vom 19. dieses Monats aufgenommen sind. Die seit 1863 bestehende Gesellschaft hat irgend einmal sich Sitzungen gegeben, dieselben sind so in Fleisch und Blut übergegangen, dass heute niemand ihren Wortlaut kennt, obwohl man nach dem Geiste der Satzungen streng handelt und sich an festgesetzten Mittwoch-Abenden, 8 Uhr, im Laufe des Winters und Frühjahrs aller 14 Tage im Hause jenes Mitglieds einfindet, das für geistige und leibliche Nahrung sorgt. Letzteres soll in einfacher Form geschehen. – Damit war in der Tat das Wichtigste gesagt. Es war charakteristisch für Pencks Ironie, wenn er hinzufügte: – Sie wollen nach dem Dargelegten nicht glauben, dass wir ein anarchistischer Club seien, das Führerprinzip herrscht bei uns vielmehr von Anfang an, und ich schreibe Ihnen als Kanzler der Gesellschaft,

indem ich mich der Hoffnung hingebe, dass Sie regelmässig an den festgesetzten Sitzungen teilnehmen. –

Zu diesen einfachen Pflichten der Mitglieder, die Sitzungen regelmässig zu besuchen und einmal in einem Sitzungsjahr selbst Vortragender und Gastgeber zu sein, trat eine weitere Verpflichtung, die das Nachzeichnen der Geschichte dieser denkwürdigen Gesellschaft überhaupt ermöglicht. Jeder Vortragende war gehalten, Ort, Datum, Teilnehmer und die Grundgedanken seines Vortrages eigenhändig in ein Protokollbuch einzutragen. War ein Buch voll, was jeweils ungefähr nach fünf Jahren der Fall zu sein pflegte, so wurde es offiziell der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften übergeben.

Neunzehn Bände waren auf diese Weise bereits zusammengekommen, und der zwanzigste befand sich in Benutzung, als die Ereignisse des 20. Juli 1944 die Geschichte der Mittwochs-Gesellschaft beendeten. Das besondere Schicksal jenes letzten, zwanzigsten Bandes lässt sich ein Stück weit verfolgen. Den vorletzten Vortrag am 12. Juli 1944 hielt Werner Heisenberg über das Thema: – Was sind die Sterne? – Nachdem er sein Referat eingetragen hatte – es war die erste Information des Kreises über die Bedeutung der Kernenergie – brachte er den Band am 19. Juli zu Johannes Popitz, der seit 1941 als – Koadjutor – für den über achtzigjährigen Albrecht Penck die Leitung der Gesellschaft übernommen hatte. Von dort rettete ihn Popitz' Tochter nach der Verhaftung ihres Vaters zu Sabina Lietzmann und diese brachte ihn Wochen später zu Paul Fechter, der dann mit jenem letzten Eintrag das Buch beschloss.

Die Tatsache, dass die Protokollbände von Anfang an der Bibliothek der Akademie zur Verwahrung übergeben wurden, zeugt vom Selbstbewusstsein des Kreises. Er war offensichtlich der Meinung, dass es hier nicht nur um private Äusserungen ging, sondern dass in der Folge dieser Bände zugleich ein geistes- und kulturgeschichtliches Dokument ersten Ranges vorliegen würde – und das zu

Recht. Im Übrigen herrschte hinsichtlich Form und Umfang der Einträge völlige Freiheit. So sind manche Protokolle tatsächlich nur kurze Gedächtnisstützen, dazu bestimmt, in der folgenden Sitzung die Grundzüge eines Vortrags noch einmal in Erinnerung zu rufen. Andere sind meisterhaft ausgearbeitet, – sichtlich –, so bemerkte schon Albrecht Penck beim Festvortrag 1933, – erwartet der Verfasser, dass sie wieder gelesen werden –. In jedem Fall aber waren sich die Mitglieder bewusst, dass ihre Einträge – so begrenzt der Kreis der Leser zunächst sein mochte – durch die Bibliothek der Akademie der Nachwelt überliefert wurden.

Das Leben der Mittwochs-Gesellschaft bis zum Vortragsjahr 1932/33, mit dem dieser Band beginnt, verlief ganz in den ruhigen und selbstgewissen Bahnen, die sich seit siebzig Jahren bewährt hatten. Alle Mitglieder befanden sich in gesicherten Positionen, die meisten waren durch vielerlei nationale und internationale Ehrungen ausgezeichnet worden. Sie alle kannten jenes Gefühl der Überlegenheit und Distanz, das die Beschäftigung mit der Wissenschaft ihren hervorragenden Vertretern zu allen Zeiten vermittelt. Und schliesslich teilten alle bestimmte Grundüberzeugungen über die Werte des Lebens. So wirkten die Katastrophen und Brüche der Zeit – Krieg, Niederlage, Revolution, Neubeginn, Bürgerkrieg, Inflation – trotz aller Beteiligung der Einzelnen doch nur von ferne in die Sitzungen herein.

Friedrich Meinecke, der grosse Historiker, der im Dezember 1914 in die Mittwochs-Gesellschaft gewählt wurde und nach siebzehnjähriger Zugehörigkeit 1931 aus gesundheitlichen Gründen ausschied, schilderte in einem Brief an seinen Kollegen Alfred Dove anschaulich das besondere Klima dieses Kreises zu Beginn des Jahrhunderts. – Es wird Sie interessieren –, so berichtete er Anfang 1915, – dass ich jetzt der alten Mittwochs-Gesellschaft angehöre, deren Säule einst Ihr Vater mit war. Diels forderte mich freundlich auf, auch hier an Lenzen

Stelle zu treten. Senior und ‚Kanzler‘ – denn die Sache ist ja sehr feierlich – ist jetzt W. Förster. Ausserdem gehören dazu u.a. Holl, Penck, Morf, Seckel, Waldeyer. Zuerst mutete mich das Ganze sehr gerontisch an, denn schlechte Witze, wie im Freiburger Kränzchen, darf man hier nicht machen, aber allmählich spürte ich doch das sehr menschliche und ungezwungene Wesen der meisten und eine zwar etwas ehrwürdige, aber sehr gute und feine Tradition. Die gleichmässig temperierte Wärme dieses Kreises und die ganze äussere Ruhe und Behaglichkeit des Lebens, das wir hier führen, kontrastiert freilich oft zu stark von dem, was uns allen im Grunde das Herz schwer macht. –

Ganz ähnlich gab der Kunsthistoriker Werner Weisbach, das einzige jüdische Mitglied des Kreises, dessen besonderes Schicksal uns noch beschäftigen wird, in seinen Erinnerungen die Eindrücke von der Mittwochs-Gesellschaft aus diesen Jahren wieder. Relativ jung, mit noch nicht vierzig Jahren, 1910 in den Kreis gewählt, empfand er bei aller Ehre dieser Wahl das Ganze doch als eine ausgesprochen konservative Unternehmung. – ... so manches –, bemerkte er, – was dem Althergebrachten nicht entsprach, erfuhr Ablehnung. Von dem, was man unter modernem Geist verstand, fand vieles nicht Zugang. – Gleichwohl, so meinte er, überwog der Gewinn, die Erweiterung des Gesichtskreises – durch das, was ich im Laufe der Jahre von geistes- und naturwissenschaftlichen Dingen, von Verwaltung, Wirtschaft, Finanzen, Militär zu hören bekam –. Entscheidend aber war am Ende auch für Weisbach nicht das Intellektuelle, sondern das Menschliche. – Wohltuend berührte auch eine humane Gesinnung –, so hielt er fest, – die in der Gesellschaft gepflegt wurde. War einmal jemand aufgenommen, so trat einer für den anderen ein – darin bekundete sich ein schönes Gemeinschaftsgefühl, das auf gegenseitiger Schätzung beruhte, und das habe ich auch, als unter dem Nationalsozialismus eine verzweifelte Lage für mich eintrat, zu spüren bekommen. –

So rundet sich das Bild der Mittwochs-Gesellschaft in den ersten sieben Jahrzehnten ihres Bestehens bis zum Beginn der dreissiger Jahre. Albrecht Penck, der Kanzler, fasste in seiner Festansprache zur 900. Sitzung am 8. November 1933 die entscheidenden Punkte mit wenigen Sätzen noch einmal zusammen. – Unsere Gesellschaft steht eigenartig da –, sagte er, – als ein Kreis von Männern, die keine Satzungen zu befolgen haben, keine Mitgliedsbeiträge zahlen, keinen vorsitzenden Führer, sondern nur einen Kanzler haben ... Sie vereint Männer der verschiedensten Richtungen und Weltanschauungen auf der Grundlage gegenseitiger Anerkennung ihres sittlichen Charakters und aufrichtiger Liebe zur Wahrheit, sie ist eine geistige Gemeinschaft, bei der es auch für entgegenstehende und nicht ohne Weiteres auszugleichende Ansichten ein Gebiet gemeinsamer Überzeugungen gibt, begründet zum Zwecke des freien Austausch wissenschaftlicher Gedanken über die mannigfachsten Gegenstände mit alleiniger Ausnahme der Tagespolitik. –

Wie reagierte dieser Kreis auf die Macht ergreifung Hitlers?

– Männer der verschiedensten Richtungen und Weltanschauungen... –

Die nachdrückliche Betonung der Gemeinsamkeit auch bei unterschiedlichen weltanschaulichen Standpunkten und der Hinweis auf den Ausschluss der Tagespolitik, die uns in der Festansprache des Kanzlers Ende 1933 entgegneten, waren kein Zufall. Denn trotz allen Bemühens um die Wahrung der traditionellen Distanz zu den Tagesereignissen war im Laufe des Sitzungs-jahres 1932/33 in dem Kreise eine Veränderung eingetreten. Anders als in den Jahren 1918/19, deren Ereignisse – Kriegsende, Sturz der Monarchien und Gründung der

Republik – an der Gesellschaft nahezu spurlos vorübergegangen waren, drängten die grossen Fragen der Zeit jetzt mächtig und offenbar unabweisbar herein und bestimmten – teils direkt, teils widergespiegelt – Vorträge und Diskussionen.

Da jeder in diesem Kreise auf seinem Gebiet selbst eine Autorität war, respektierte er auch die Autorität der anderen. Wenn der Geograph Albrecht Penck über das Hochland Südamerikas, der Germanist Julius Petersen über die Idee des deutschen Nationaltheaters oder der Botaniker Ludwig Diels über die Gewinnung neuer Pflanzenformen sprach, so war man sicher, einen kompetenten Mann zu hören, der sein Fach beherrschte. Das galt auch für die Politik.

Die drei Männer, die zu dieser Zeit den Bereich des politischen und gesellschaftlichen Lebens in der Mittwochs-Gesellschaft vertraten, waren von sehr verschiedenem Zuschnitt. Am längsten – nämlich seit 1927 – war der Jurist Bill Drews Mitglied des Kreises. Seine Lebensgeschichte war in vieler Hinsicht charakteristisch für die ganze Problematik der Zeit. Nach einer glänzenden Karriere 1917 zum preussischen Innenminister ernannt, sollte er die längst überfällige Reform des preussischen Landtagswahlrechts im liberalen Sinne durchführen, scheiterte aber an der konservativen Mehrheit des Abgeordnetenhauses. 1919 von der neuen preussischen Regierung wiederum mit der Planung einer umfassenden Verwaltungsreform betraut, scheiterte er erneut am Parlament, diesmal allerdings nicht an dessen Stärke, sondern an dessen Schwäche, die keine Mehrheitsbildung in dieser Frage zuließ. 1921 wurde Drews dann zum Präsidenten des preussischen Oberverwaltungsgerichtes ernannt; eine Stellung, die er bis 1937 innehatte.

Der zweite Mann des öffentlichen Lebens war der General und ehemalige Reichsminister Wilhelm Groener. Beide, Drews und Groener, hatten sich in einem historischen Augenblick gegenübergestanden: am 1. November 1918 im Hauptquartier in Spa hatte der preussische Innenminister die

Abdankung des Kaisers gefordert, und der Generalquartiermeister Groener hatte nachdrücklich widersprochen. Auch Groener, als Reichswehr- und Reichsinnenminister im Kabinett Brüning eine der zentralen Figuren in der Endphase der Republik, war mit seinen Plänen einer Versöhnung zwischen Reichswehr, Republik und Arbeiterschaft an den politischen Verhältnissen gescheitert. Seit seinem Sturz im Mai 1932 verzichtete er auch in der Mittwochs-Gesellschaft ganz auf politische Äusserungen und kehrte zu den Themen seines Berufes zurück: so zu der quälenden Frage, warum der Krieg verlorengegangen war, und zu Überlegungen, was von einem zukünftigen Kriege zu erwarten sei.

Anders als Groener, der 1930 als Minister in die Mittwochs-Gesellschaft eintrat und schon zwei Jahre später sein Amt verlor, wurde der dritte politische Kopf des Kreises, Johannes Popitz, gewählt, nachdem er sein Regierungsamt verloren hatte, um noch im Jahr seiner Aufnahme – 1932 – erneut in die Reichsregierung berufen zu werden. Niemand konnte damals ahnen, dass Johannes Popitz einmal die Schicksalsfigur der Mittwochs-Gesellschaft werden sollte. Als ihm der Kreis als Nachfolger des Gesandten Friedrich Stieve die Mitgliedschaft antrug, galt er nach Jahren seiner Tätigkeit als Staatssekretär im Reichsfinanzministerium als der beste Kenner der deutschen Finanz- und Steuerverfassung. Umfassend gebildet, von brillanter Intelligenz und mit einer starken Neigung zur Antike schien er wie geschaffen, um der Mittwochs-Gesellschaft neue Impulse zu geben. Auch Popitz war mit seinen weitreichenden Plänen zur Verwaltungsreform an den politischen Verhältnissen der Republik gescheitert. Aber im Unterschied zu Groener resignierte der freilich auch um vieles Jüngere nicht, sondern griff zu, als sich ihm erneut die Möglichkeit bot, durch ein Regierungsamt seine politischen Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen. Am 1. November trat er als Reichsminister ohne Geschäftsbereich und Kommissar des Reichs für das preussische

Finanzministerium in das Übergangskabinett Schleicher ein; ein halbes Jahr später, am 21. April 1933, ernannte ihn der neue preussische Ministerpräsident Hermann Göring, Hitlers zweiter Mann, zum Staatsminister und preussischen Finanzminister, ein Amt, das er bis zu seiner Verhaftung am 21. Juli 1944 innehatte. Eine engere Verbindung zwischen Göring und Popitz bestand bis Ende 1938. Der preussische Ministerpräsident – alles andere als ein Dummkopf – liebte es in den ersten Jahren noch, sich mit brillanten Köpfen zu umgeben und war bereit, auch kritische Äusserungen zu tolerieren und gegenüber der Partei zu decken. Andererseits war Popitz vermutlich davon überzeugt, dank seiner hervorragenden Fähigkeiten Göring selbst und vor allem Görings Umgebung weit überlegen zu sein – ein nicht untypisches Missverständnis der deutschen Intelligenz, das tragisch endete. Mit Popitz kam fast zwangsläufig ein drängendes politisches Element in die Mittwochs-Gesellschaft, das die Fähigkeit des Kreises zur Gemeinschaft auch bei verschiedenen weltanschaulichen Standpunkten zunächst aufs äusserste beanspruchte.

Die beiden politischen Vorträge, die die Machtübernahme Hitlers am 30. Januar 1933 gewissermassen einrahmen, die Analyse des staatsrechtlichen und politischen Dilemmas der Republik durch Bill Drews am 9. November 1932 und die Interpretation der Machtergreifung durch Johannes Popitz am 26. April 1933, greifen auf eine erstaunliche Weise ineinander. Beide Vorträge geben auf die Frage, wie es möglich war, dass sich Teile der deutschen Intelligenz, dass sich Juristen, Staatsrechtler und Verwaltungsbeamte dem Hitlerschen Experiment verschreiben konnten, eine überraschend klare Antwort.

Dies gilt in besonderem Masse von dem Beitrag von Drews. Versetzt man sich im trüben November des Jahres 1932 in jenen Kreis, so macht der Vortrag deutlich, warum auch hier wohl die meisten den Machtwechsel im Januar mehr als Rettung denn als Bedrohung empfanden. Drews schonungs-

lose Analyse gab der Republik im Grunde keine Chance mehr. Für den katastrophalen Zustand des Gemeinwesens nannte er vor allem zwei Gründe: das völlige Versagen der Parteien, die immer nur ihr eigenes Interesse, nicht aber das Gesamtwohl im Auge hatten; und die Schwäche und Inkonsistenz der Verfassung, die für diesen – von den Verfassungsvätern nicht vorausgesehenen – Fall keine rechtlich einwandfreie Bestimmung getroffen hatte. Hier zeigte sich, welche korrumpierende Wirkung von der Tatsache ausging, dass die Republik mit Hilfe des Artikels 48 seit 1930 im Grunde gegen ihre Verfassung regiert werden musste. – Der gegenwärtige Ausnahmezustand mit seinen zahllosen Problemen darf auf die Dauer nicht bestehen –, so meinte Drews zum Schluss, – wenn anders die Existenz unseres Vaterlandes nicht unrettbar erschüttert werden soll; Staatsstreich oder Revolution stehen uns drohend bevor. – Woher aber sollte ein mehrheitsfähiger Reichstag kommen, den Drews als einzigen Ausweg aus der Krise sah?

So intensiv man dies alles zweifellos auch in der Mittwochs-Gesellschaft empfand, so wenig liess man sich im traditionellen Turnus der Vorträge stören. Am 23. November sprach der Kirchenhistoriker Hans Lietzmann – ein Meister der Alten Kirchengeschichte – in einem (hier nicht aufgenommenen) Vortrag über neugefundene manichäische Papyri, und vierzehn Tage später lud der Kanzler in seine Wohnung, um über eine Expedition seines Sohnes in das andine Hochland Südamerikas zu berichten. Im Januar folgten (hier ebenfalls nicht aufgenommene) Vorträge von Wilhelm Groener über Erlebnisse im Grossen Hauptquartier 1914-1916 – Eindrücke, die er in seinen späteren Vorträgen über Falkenhayn und Ludendorff noch genauer wiederholte –, und von dem bald darauf verstorbenen Philosophen Heinrich Maier, der über die Anfänge der europäischen Philosophie sprach. Dann hielt am 8. Februar 1933 als erster nach dem Machtwechsel der Germanist Julius Petersen einen Vortrag über die Idee des deutschen Nationaltheaters.

Petersen war nach Herkunft und Erscheinung zweifellos ein typisches Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft. Aber der Rückblick macht auch die Probleme deutlich, die wir heute mit nicht wenigen Vertretern seiner Generation haben. 1920 als Nachfolger seines Lehrers Erich Schmidt nach Berlin berufen, galt der immens fleissige und bewegliche Mann damals zweifellos als der erste Germanist Deutschlands. Zugleich Präsident der Goethegesellschaft, sah ihn das Goethejahr 1932 auf der Höhe seines Ruhmes. An der Spitze der Festveranstaltungen in Weimar, Berlin, Frankfurt und Paris feierte er den deutschen Dichter: – Das Goethe-Jahr –, so schrieb er damals in einem Aufruf, – soll die ganze Volksgemeinschaft in einem Erlebnis zusammenführen, das mit grosser Vergangenheit verbindet und über die Not der Gegenwart eine Brücke schlägt in eine bessere Zukunft. –

Eine Germanistik, die sich vor allem an den Begriffen Volk und Nation orientierte – und das galt für Julius Petersen – konnte im Dritten Reich leicht die Erfüllung ihrer Träume finden. Schon im Sommer 1932 hatte Petersen in der Mittwochs-Gesellschaft über die Vorstellung des – dritten Reiches – in der deutschen Dichtung gesprochen. Darüber hinaus erwies er sich nun als ungewöhnlich leichtgläubig und anpassungsfähig. Seine Reden und Vorträge im Dritten Reich atmeten ganz den Geist der Zeit und auch in seinen Beiträgen für die Mittwochs-Gesellschaft wurde das deutlich.

Julius Petersen starb 1941. Wie schwer über ihn ein Urteil zu finden ist, lassen zwei Nachrufe erkennen, die extremer kaum gedacht werden können. In der Schweiz widmete ihm sein Kollege Jonas Fränkel unter der Überschrift – Verratene Wissenschaft – einen Nachruf, der ihn erbarmungslos verurteilte und in dem es im Blick auf sein letztes Werk und Bemerkungen zu Goethes rassischer Herkunft hiess: – Auf einen noch tiefem Tiefpunkt der Selbstaufgabe und Selbstverhöhnung als in diesem Buch konnte die deutsche Wissenschaft von der Dichtung nicht hinabsinken. – Aber

das kann, so eindrucksvoll sich diese Kritik liest, nicht die ganze Wahrheit gewesen sein. Denn – um nur dies zu nennen – seine Freunde in der Mittwochs-Gesellschaft, auch in ihrer Haltung politisch und wissenschaftlich so unbestechliche Männer wie Hans Lietzmann und Eduard Spranger, hielten Julius Petersen bis zu seinem Tode die Treue, und Eduard Spranger hätte dem Manne, den Fränkel vor sich sah, schwerlich einen Nachruf gewidmet, in dem er nicht nur den Gelehrten, sondern auch den Menschen rühmte: – Die Güte war das Element seines Lebens. Nicht nur so, dass er den Menschen überall mit Güte begegnet ist – wer hätte das nicht erfahren? –, sondern er selbst war ganz Güte, und alles, was er tat und dachte, kam aus dieser edlen Grundsubstanz. –

Solche Widersprüche, denen wir in der Geschichte der Mittwochs-Gesellschaft noch häufiger begegnen werden, lassen sich kaum gänzlich auflösen. Möglicherweise sind gerade sie ein Merkmal der Zeit, in der schon blosse politische Naivität zur Schuld werden konnte. Die Mittwochs-Gesellschaft zeigt unter anderem auch, dass diese Zeit offensichtlich unendlich vielschichtiger war, als unser Wunsch nach einfachen und klaren Kategorien sie im Rückblick erscheinen lässt.

Petersens Beitrag vom 9. Februar 1933 liess im Übrigen allenfalls in der Wahl des Themas einen fernen Hinweis auf die jüngsten Ereignisse ahnen.

Auf Petersen folgte der Botaniker Ludwig Diels, Professor an der Universität, Mitglied der Akademie und Direktor des berühmten Botanischen Gartens in Berlin – wie gewohnt mit einem bei aller Kürze formvollendeten und informativen Beitrag.

Nach der üblichen Osterpause hielt dann am 26. April 1933 Johannes Popitz seinen ersten Vortrag im Kreis der Mittwochs-Gesellschaft. Erst am Freitag zuvor war er zum preussischen Staatsminister und Finanzminister ernannt worden, und so war dieser – entgegen den Spielregeln der Gesellschaft höchst aktuell-politische – Vor-

trag – über die jüngste deutsche Entwicklung – keineswegs bloss eine akademische Angelegenheit. Vielmehr gab hier ein Beteiligter Rechenschaft über die Bedeutung der Vorgänge und den Sinn seiner eigenen Beteiligung. Umso erschreckender wirkt die Mischung aus Realitätssinn und Illusionismus, die im Rückblick überscharf heraustritt und die wohl zu dem Urteil berechtigt, dass Johannes Popitz im Grunde kein eigentlich politischer Kopf war. Denn bei allem Scharfsinn seiner Analyse war ihm offensichtlich entgangen, dass der Kern des Ganzen in der Machtfrage bestand. Nicht der Neuaufbau des Staates war das Ziel der – Machtergreifung –, sondern die Herrschaft über Deutschland, so wie der neuernannte Reichspropagandaminister Goebbels es schon im März mit gläserner Kälte verkündet hatte: – Wir sind heute die Herren von Deutschland, und an dieser Tatsache wird nichts mehr geändert. –

Popitz' kritische Analyse des Zustandes der Republik deckte sich weitgehend mit den Ansichten von Drews. Stichworte dieser Kritik waren die – pluralistischen, interessemässig eingestellten, jeder totalen Idee entbehrenden Kräfte – der Gesellschaft und die – formale, uneinheitliche, polykratische Verfassung –, die staatliches Handeln im Sinne einer Verantwortung für das Staatsganze unmöglich machten. Nach dem Scheitern der Präsidialreform – hier wird Groener besonders aufmerksam zugehört haben – blieb daher nur der Weg der Revolution.

Es gehört zur analytischen Kraft dieses Vortrages, dass Popitz im Unterschied zu vielen anderen die Machtergreifung als echte Revolution begriff und keineswegs dem weitverbreiteten Irrtum unterlag, nach einer Übergangszeit werde schon alles wieder ins alte Gleis kommen. Vielmehr schilderte er den Umbau der Staatsorganisation und den Abbau des Rechtsstaates ohne jede Beschönigung. Wenn er letzteres hinnahm, so offensichtlich in der Überzeugung, dass auch die von Interessenverbänden beherrschte und von Parteikämpfen zerrissene Republik schon längst kein Rechtsstaat

im Vollsinn des Wortes mehr gewesen war. Nur durch den Abbau des ganzen, verfehlten Systems war deshalb für ihn ein Neuaufbau denkbar.

Im Zusammenhang mit seinen späteren Plänen zum Sturz Hitlers wird von Popitz die Maxime überliefert: – Man kann nicht mit gewöhnlichen Mitteln aus einer ungewöhnlichen Katastrophe herausführen. – Für eine solche ungewöhnliche Katastrophe hielt er zweifellos auch den Zustand der Republik, und so mochte in der Zustimmung zur nationalen Revolution auch etwas von dieser Kühnheit stecken.

Der kurze Schlussteil des Vortrags verriet die Hoffnungen, die Popitz mit dieser Revolution verband. Sie richteten sich auf Hitler als ihren Führer und auf die revolutionäre Bewegung, denen er zutraute, dass sie das Volk – zu einer neuen geistigen Haltung – führen könnten. Aber man darf nicht übersehen, dass er doch auch hier bereits den Missbrauch der Bewegung zur Durchsetzung von Sonderinteressen für denkbar hielt und dann – so wird man den Gedanken im Blick auf die spätere Entwicklung ausziehen dürfen – würde diese Bewegung bei ihm auf den gleichen Widerstand stossen, den er jetzt den Sonderinteressen der Parteien und Verbände entgegensetzte.

Es ist kein Zweifel, dass eine oberflächliche Betrachtung Johannes Popitz mit diesem Vortrag in die Nähe des Faschismus rücken kann, und es ist ebenso kein Zweifel, dass er – trotz seiner Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten – dort nicht von ferne hingehört: nicht nur, weil sie seinem Geist und seiner Persönlichkeit widersprachen, sondern weil ihn seine Auffassung vom Staat und von der Herrschaft als Dienst tief und im Letzten kompromisslos von ihnen trennte.

Die Aufnahme dieses ebenso offenen wie problematischen Vortrags in der Mittwochs-Gesellschaft war zwiespältig. – Die Mehrzahl der Mitglieder des Kreises –, so berichtete der Kunsthistoriker Werner Weisbach später in seinen Erinnerungen, – schien ‚überzeugt und spendete spontanen Beifall,...

ein Mann wie Groener allerdings sass stumm und regungslos. – Für Weisbach selbst, Jude und zugleich überzeugter Republikaner, war diese Sicht der Dinge allerdings schlechthin empörend. Der kluge und zugleich ungemein sensible und empfindliche Mann sah hier nur den gleichen Opportunismus an Werke, der ihm in diesen Wochen auch überall sonst in Deutschland begegnete. Tatsächlich machte die Mittwochs-Gesellschaft, wie wir noch sehen werden, hierin eine Ausnahme. Aber zu einer gerechteren Beurteilung von Popitz vermochte Weisbach gleichwohl begrifflicherweise nicht zu finden. Dass ihm der preussische Staatsminister – von der ersten Begegnung an nicht sympathisch – war, machte die Sache nicht einfacher. So erschien ihm Popitz' Darstellung der revolutionären Vorgänge an diesem Abend als – frivoler Zynismus –, und er hielt es für pure Gerissenheit, dass der neuernannte Minister in diesem Kreise nicht – für die nationalsozialistische Ideologie – eintrat, womit er allerdings, wie Weisbach bezeichnenderweise hinzufügte, – auch nicht viel Glück gehabt hätte –. Auch die späteren Ereignisse vermochten seine Meinung nicht zu ändern, und nur ungläubig notierte der Emigrant später die ersten Nachrichten von Popitz' Beteiligung an der deutschen Opposition.

Mit dem Vortrag von Popitz und der Reaktion von Weisbach war die Gemeinschaft der Mittwochs-Gesellschaft aufs höchste herausgefordert. Dass sie diese und andere Belastungen aushielt, gehört zu der Besonderheit des Kreises. Gleichwohl trat mit den Zusammenkünften wiederum eine Veränderung ein. Und wiederum war es der empfindliche Weisbach, der dies registrierte. – Nach Hitlers Machtantritt –, so schrieb er in seinen Erinnerungen, – war auch für unsere Mittwochs-Gesellschaft die beste Zeit vorüber. War sie ursprünglich ihrem Namen entsprechend als Gesellschaft für wissenschaftliche Unterhaltung' gedacht, mit dem Zweck, durch diese Bestimmung den Geist von den blossen Tagesereignissen abzulenken und einem höheren Gedanken-

bereich zuzuführen, so wurde sie jetzt immer mehr zu einem politischen Debatierklub. Jeder Einzelne war von aktuellen Fragen und Geschehnissen, die sich überstürzten, so erfüllt, dass man sich nicht enthalten konnte, darüber in dem geschlossenen und intimen Kreise sich auszusprechen. – Erst nach einiger Zeit gelang es der Mittwochs-Gesellschaft wieder, eine gewisse Distanz zu den Tagesereignissen zurückzugewinnen – nun freilich unter dem Druck der allgegenwärtigen Überwachung.

Auch einer der letzten Vorträge dieses bewegten Sitzungsjahres wirft noch einmal erhebliche Probleme auf. Am 7. Juni 1933 hatte der Mediziner Eugen Fischer den Kreis nach Dahlem in seine Wohnung im Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik eingeladen. Er sprach über – Die Rassen der Juden – .

Eugen Fischer war zweifellos das, was man heute einen – Rassisten – nennen würde. Im Nachhinein machen es seine öffentlichen Äusserungen in den folgenden Jahren schwer begreiflich, dass dieser Kreis ihn – soviel wir wissen ohne Anstoss – ertrug, bis der Emeritus 1943 ins heimatliche Freiburg zog. Aber die Tatsache, dass es so war, macht ebenjene fast unüberbrückbare Kluft deutlich, die die Lebensbedingungen und das Bewusstsein der damaligen Zeit von der heutigen trennt. Dazwischen liegt die Kenntnis der grauenhaften Folgen, die die wissenschaftlichen Theorien über die Verschiedenheiten der menschlichen Rassen in den Händen der neuen Machthaber zeitigten. Dies lässt uns heute allein das Wort – Rasse – nur zögernd aussprechen, und macht es schlechterdings unmöglich, der wissenschaftlichen Diskussion dieser Frage in den zwanziger Jahren unbefangen zu folgen. Für die Mittwochs-Gesellschaft aber war diese Diskussion zunächst jedenfalls offensichtlich noch ein Gegenstand – wissenschaftlicher Unterhaltung – wie andere auch – soweit wir sehen können kaum bezogen auf das, was ringsherum vorging. Tatsächlich nahm das Denken in den Kategorien

von Rasse und Vererbung auch in anderen Vorträgen einen überaus grossen Raum ein – bis hin zu Friedrich Baethgens Erwägungen über das germanische und romanische Erbteil in Kaiser Friedrich II., die er noch im März 1944 vortrug.

Vielleicht wird Eugen Fischers Mitgliedschaft verständlicher, wenn man seine wissenschaftliche Vorgeschichte bis zum Jahre 1933 kennt. Das Werk, mit dem der damals knapp vierzigjährige Anatom bekannt wurde, erschien bereits vor dem Ersten Weltkrieg. Es handelte sich um eine Studie über eine kleine Population aus Nachkommen von Buren und Hottentotten, die – Rehobother Bastards –, die im damaligen Deutsch-Südwest-Afrika siedelten und die sich über mehrere Generationen hinweg als geschlossene Gruppe erhalten hatten. In umfangreichen Untersuchungen an Ort und Stelle gelang Fischer der Nachweis, dass auch beim Menschen die Vererbung von Rasseneigenschaften ohne Einschränkung den Mendelschen Gesetzen folgt. Dies war nach den grossen Vorarbeiten von De Vries und Correns über das Verhalten von Pflanzenbastarden ein bedeutender Schritt, der die wissenschaftliche Genetik mitbegründete, aber zugleich auch schon ihre besondere Gefährdung deutlich machte. Von keinem Zweifel angerührt, dass biologische Kategorien universell anwendbar seien, schloss Eugen Fischer aus seinen Ergebnissen, dass jede Kreuzung zwischen verschiedenen menschlichen Rassen auf die Dauer für die höherstehende verhängnisvoll werden müsse. So liest es sich heute wie eine frühe Begründung der Politik der Apartheid, wenn er am Ende seiner Arbeit über die Rehobother Bastards feststellte: – Noch wissen wir nicht sehr viel über die Wirkungen der Rassenmischung. Aber das wissen wir ganz sicher: Ausnahmslos jedes europäische Volk..., das Blut minderwertiger Rassen aufgenommen hat – und dass Neger, Hottentotten und viele andere minderwertig sind, können nur Schwärmer leugnen –, hat diese Aufnahme minderwertiger Elemente durch geistigen, kulturellen Niedergang

gebüsst. Dass einzelne Mischlinge persönlich hochwertige Individuen sind – Amerika hat viele solche Paradenfälle –, widerspricht dem auf keine Weise... Diese Fälle sind heutzutage, wo wir die Mendelschen Regeln kennen, zu erwarten... –

Mit dieser Arbeit war Eugen Fischers wissenschaftliches Gebiet abgesteckt. Er beschäftigte sich fortan fast ausschliesslich mit Themen der Rassenforschung, Vererbung und dem Verhältnis von ererbten und erworbenen Eigenschaften. Viele seiner Thesen waren damals zwar nicht unumstritten, aber seine Arbeit war doch durchaus international anerkannt. Jedenfalls erschienen von der Arbeit über – Menschliche Erblehre und Rassenhygiene –, die er zusammen mit E. Baur und F. Lenz verfasste, 1925 eine schwedische und 1931 eine englische Übersetzung. Kein Geringerer als der erste Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Adolf von Harnack selbst, war es, der die Einrichtung eines eigenen Institutes für dieses neue wissenschaftliche Gebiet anregte, und es war nach Lage der Dinge nicht überraschend, dass Eugen Fischer 1927 zum ersten Direktor berufen wurde. Zunächst versuchte er offenbar, das Institut aus den ideologischen Auseinandersetzungen herauszuhalten. Aber man sieht bei der ganzen Anlage seiner Arbeit eigentlich nicht, woher ein ernsthafter Widerstand hätte kommen sollen, nachdem die Partei, die die Reinheit der Rasse auf ihre Fahne geschrieben hatte, einmal zur Macht gelangt war. Tatsächlich feierte er alsbald das Regime und liess sich von ihm feiern: als Rektor der Universität Berlin von 1933-1935, als Träger des Adlerschildes 1934 und als häufig gesuchter Redner bei den verschiedensten Anlässen.

So fällt es nicht leicht, sich Eugen Fischer als Mitglied in einem Kreise zu denken, von dem es nach dem 20. Juli 1944 in den Gestapo-Berichten hiess, er stelle – sich immer mehr als ein Kristallisationspunkt dar, in dem sich Persönlichkeiten defaistischer und dem Nationalsozialismus feindlicher Haltung zusammenfanden und sich gegenseitig in ihrer Auffassung bestärkten – .

War Eugen Fischer demnach später noch ein Mann des Widerstandes geworden? Wohl kaum. Aber abgesehen davon, dass ein Ausschluss aus der Gesellschaft nach ihren Regeln weder vorgesehen noch überhaupt denkbar war, kommt hier ein Gesichtspunkt ins Spiel, ohne den die Geschichte dieses Kreises im Dritten Reich kaum verständlich wird. Eugen Fischer verfügte, wie die anderen Mitglieder des Kreises auch, die den Ideen des Dritten Reiches in der einen oder anderen Weise nahestanden, offensichtlich über ein hohes Mass an persönlicher Integrität. Diese persönliche Integrität aber besass in einer Zeit, in der sich die Menschen in einem für viele unfassbar grossen Ausmass als korrumpierbar erwiesen, einen ausserordentlich hohen Wert. Sie war es auch, die den Kreis trotz aller Differenzen zusammenhielt. Eduard Spranger hat später mit zwei kurzen Sätzen diesen entscheidenden Punkt festgehalten: – In der Zeit des Nationalsozialismus –, so bemerkte er, gehörten der Mittwochs-Gesellschaft – auch solche an, die Hitler bewunderten, mindestens sein System und seinen Kurs für richtig hielten. ...Es ist aber kein Fall von Indiskretion bekannt geworden – .

Der Vortrag über die Rassen der Juden, den Fischer an jenem Juniabend in der Mittwochs-Gesellschaft hielt, verriet deutlich den Zusammenhang mit seiner bisherigen Arbeit. Auch wenn er keinen antisemitischen Akzent erkennen lässt, empfindet man ihn heute im Zusammenhang mit der Zeit als schwer erträglich. Aber damals muss er noch anders gewirkt haben. Denn für Werner Weisbach, der mit den anderen Gast im Hause Fischer und in diesem Punkt besonders empfindlich war, war nicht dies der eigentliche Anstoss, sondern viel eher Eugen Fischers – gewandte Anpassungsfähigkeit –, die ihn als eine, wie er meinte, – immerhin noch gemässigte Persönlichkeit in der ersten Zeit des Dritten Reiches – für öffentliche Zwecke – besonders verwendbar – gemacht habe.

So zeigte das Vortragsjahr 1932/33 die Mittwochs-Gesellschaft ganz gegen ihre

Tradition zum ersten Mal seit ihrer Gründung tief in die Tagesereignisse verstrickt, im Ganzen, wenn auch aus sehr verschiedenen Motiven, eher den Kurs des neuen Regimes unterstützend, aber unverändert bemüht, den Kreis wissenschaftlich und menschlich intakt zu halten.

Auch das Jahr 1933/34 brachte darin keine wesentliche Änderung. Es begann im November 1933 mit der 900. Sitzung, die im Hause des Archäologen Theodor Wiegand festlich begangen wurde. Wiegand gehörte zu den grossen Ausgrabungsorganistoren, die in den zwanziger Jahren den Ruhm der deutschen Archäologie mitbegründeten. Seiner Initiative verdankte Berlin das Pergamon-Museum. An jenem Abend sprach er über seine Untersuchungen an den ehemaligen byzantinischen Kaiserpalästen, deren Ruinen im Schatten der Hagia Sophia in Konstantinopel 1912 ein Grossbrand freigelegt hatte.

Auf Wiegand folgte Bill Drews mit einem (hier nicht aufgenommenen) Vortrag über die Geschichte der preussischen Verwaltung, dessen Schlussteil erneut erkennen liess, was Drews und übrigens auch Popitz sich vom neuen Staat erhofften: den – einheitlichen, starken, zielbewussten Willen –, der endlich jene Reformen durchsetzen würde, denen sich das Weimarer Parlament verweigert hatte. Vierzehn Tage darauf sprach Wilhelm Groener über die Bedeutung des Luftkrieges in einem zukünftigen Kriege – im ganzen eine überraschend genaue, in vielem beklemmende Voraussage dessen, was ein knappes Jahrzehnt später über die europäische Welt hereinbrach. Es folgten der Historiker Hermann Oncken, von dem gleich noch ausführlicher die Rede sein wird, mit einem Beitrag über die Auswirkungen des konfessionellen Problems auf die deutsche Geschichte und Werner Weisbach mit einem Essay über Caravaggio. Wieder ein aktuelles politisches Thema behandelte danach Hans Lietzmann, der – auch dies ein Zeichen der Zeit – zum ersten Mal sein Fachgebiet, die Geschichte der Alten Kirche, verliess und einen Vortrag

über den dramatischen Weg der evangelischen Kirche im zurückliegenden Jahr hielt. Die deutliche Zurückhaltung gegenüber dem radikalen Kurs Niemöllers, die dieser Vortrag verriet, entsprach durchaus den Überzeugungen Lietzmanns, dessen kritisch-liberaler Geist zwar die Deutschen Christen von Anfang an kompromisslos ablehnte, aber auch den vollen Zugang zur Bekennenden Kirche nur schwer finden konnte.

Der nächste Gastgeber des Kreises war der Althistoriker Ulrich Wilcken. Der damals schon über Siebzigjährige war unter allen Mitgliedern vielleicht derjenige, der in seinem Leben die meisten wissenschaftlichen Ehrungen empfangen hatte. Begründer und unbestrittener Meister der Papyrusforschung, war er vielfacher Ehrendoktor und Ehrenmitglied nahezu aller wichtigen wissenschaftlichen Gesellschaften der Welt. Wilckens Vorträge in der Mittwochs-Gesellschaft, ausnahmslos sorgfältig ausgearbeitete kleine historische Essays, gehören zu jenen Beiträgen, die trotz scheinbarer Zeitabgewandtheit den wachsenden Unwillen ihres Verfassers über die herrschenden Zustände verrieten. Auch die Beschäftigung mit der römischen Diktatur war für den Erforscher der Zeit Philipps und Alexanders gewiss nicht zufällig. Vielmehr versuchte er, sich und anderen auf diese Weise Klarheit über die Probleme einer Diktatur zu verschaffen. Dabei kam er offensichtlich zu der Einsicht, dass ein Diktator, wenn er sich einmal zum dictator perpetuus aufgeworfen hatte, nur noch mit Gewalt zu beseitigen sei. Sechs Jahre später jedenfalls, als er in der Preussischen Akademie erneut über dieses Thema sprach, zitierte er im Zusammenhang mit Cäsars Ende einen Satz von Theodor Mommsen, der besagte, – dass gegen den legalisierten Absolutismus es schliesslich keine Hülfe giebt als die illegale Selbsthülfe der Einzelnen – und kommentierte diesen Satz mit der Bemerkung: – Angewendet auf Cäsars Ermordung aus Anlass der Übernahme der lebenslänglichen Diktatur, durch die sein Absolutismus legalisiert

wurde, trifft dieser gefährliche Satz in der Tat den Nagel auf den Kopf. –

Das Vortragsjahr 1933/34 schloss am 11. Juli 1934 mit einem Abend in der grossen Villa von Ferdinand Sauerbruch in Wannsee. Der weltberühmte Chirurg war Ende 1932 zum Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft gewählt worden und trat an diesem Abend zum ersten Mal als Gastgeber auf.

Sauerbruch war selbst in diesem ungewöhnlichen Kreise eine Ausnahmeerscheinung. Seine sprühende Vitalität, seine Grosszügigkeit und Offenheit, aber auch seine unberechenbaren Einfälle brachten in den sonst eher strengen und zurückhaltenen Kreis ein neues und besonderes Element. Sauerbruch beanspruchte, wo immer er auftrat, eine Sonderstellung, und er erhielt sie auch. Dies galt auch für die Mittwochs-Gesellschaft. Er war der einzige, der sich mit den Herren gelegentlich einen Scherz erlauben durfte: so an jenem Abend, als er die Runde ausser der Reihe zu einem Herrendiner eingeladen hatte und um Mitternacht – einem angeblich baltischen Brauch folgend – allen Mitgliedern durch eigens engagierte Friseure eine Haarwäsche und Rasur verordnete. Man glaubt ihm aufs Wort, wenn er lakonisch dazu bemerkte:

– Meine Gäste... mochten es gar nicht. – Er war auch das einzige Mitglied, dem eine Ausnahme von der sonst so streng festgehaltenen Tradition des eigenhändigen Protokollierens gestattet wurde. Nach seinem ersten Vortrag nämlich war das Protokollbuch verschwunden. Sauerbruch, der handschriftliche Arbeiten hasste, hatte es vergessen. Im Dezember schrieb der Kanzler deshalb an Frau Sauerbruch: – Die Mittwochs-Gesellschaft ist in Aufruhr. Das Protokollbuch fehlt; die wertvollsten Vorträge werden nicht mehr aufgezeichnet und gehen der Nachwelt verloren. Nachforschungen haben ergeben, dass es in Ihrem Hause in Wannsee sein muss; da wurde daraus zum letzten Male gelesen. Es sollte darin aufgezeichnet werden, was Ihr Gemahl im Juli in so vorzüglicher Weise vorgetragen hat. Er ist dem Vernehmen nach in Rom. Hätten Sie

die Freundlichkeit, nachzusehen, ob sich das Protokollbuch (ein schwarzer Quartband in weissem Umschläge) auf seinem Schreibtisch befindet...? – Nach langem Suchen fand sich der vermisste Band im Safe der Klinik. Seither trugen Kanzler oder Koadjutor, zunächst Penck, später Lietzmann und Popitz, bei Sauerbruch nur das Datum, die Anwesenden und das Thema ein.

Es wäre jedoch falsch, nur diese äusseren Seiten des genialen Chirurgen zu sehen, so charakteristisch sie auch waren. Tatsächlich war Sauerbruch auch der zuverlässige medizinische Ratgeber des Kreises, und mit einigen Mitgliedern, vor allem mit Johannes Popitz, Ludwig Beck und Ulrich v. Hassell, verband ihn eine enge persönliche Freundschaft. Nicht zufällig nannte ihn Ulrich v. Hassell 1941 den – Freund aller Gutgesinnten – und – Gutgesinnte – meinte hier präzise die Mitglieder der Widerstandsbewegung. Sein Haus – verhältnismässig ungefährdet dank der Sonderstellung, die er auch dem Regime gegenüber lange besass – wurde zu einer Art Stützpunkt des Widerstandes; er selbst, obwohl nicht aktiv beteiligt, in seiner niemals schwankenden Gegnerschaft zu den Herrschenden zu einem wichtigen Vertrauensmann der Verschwörer; einem der wenigen, die vom militärischen wie vom zivilen Flügel gleichermaßen geachtet wurden. So entging er nach dem 20. Juli, nach zwei Verhören durch den Gestapo-Chef Kaltenbrunner persönlich, auch nur knapp dem Schicksal seiner Freunde.

Wir verfügen neben dem Protokoll der 913. Sitzung über eine Schilderung von Werner Weisbach, die die besondere Atmosphäre jenes Sommerabends bei Sauerbruch deutlich macht. Es ist in der Mittwochs-Gesellschaft, wenn es irgend ging, oft und gerne demonstriert worden, aber nur selten gelang dies so eindrucksvoll wie bei der Vorführung des Sauerbruch-Armes durch ein halbes Dutzend Veteranen.

Veränderungen und Krisen

Eine Reihe von Ereignissen bewirkte, dass im Laufe des Jahres 1935 mit dem Kreise auch eine innere Veränderung vor sich ging. Meint man bis dahin bei der Mehrzahl noch eine gewisse Sympathie für das Regime zu spüren oder wenigstens ein Abwarten, so werden nun Distanz, Kritik und Widerspruch deutlicher. Man beginnt zu begreifen, was nach dem Bisherigen eher überraschend erscheint, wie sich in diesem Kreis allmählich eine Gruppe entschiedener Opponenten herauszubilden vermochte, ohne dass der Kreis selbst in seiner Gesamtheit jemals irgendeine Form von Entscheidung in dieser Hinsicht getroffen hätte.

Der erste Zwischenfall ereignete sich im Februar 1935 und betraf Hermann Oncken. Der bedeutende Neuzeithistoriker war 1932 als Nachfolger Meineckes in die Mittwochs-Gesellschaft eingetreten. In der Weimarer Zeit ein überzeugter Vemunftrepublikaner, galt er deshalb, obwohl von unbezweifelbar nationaler Gesinnung, unter den jungen und ehrgeizigen nationalsozialistischen Historikern als Haupt einer alten und längst überholten historischen Schule, die auf den Universitäts-Kathedern des neuen Reiches nichts mehr zu suchen hatte. So erschien am 3. Februar 1935 auf der Titelseite des – Völkischen Beobachters –, des Zentralorgans der Partei, ein Aufsatz unter der Überschrift – L'Incorruptible. Eine Studie über Hermann Oncken –, der in seiner Perfidie schwerlich zu übertreffen war. Verfasser war ein ehemaliger Schüler Onckens, Walter Frank, der mit Oncken – in einem ihrer prominentesten Vertreter die ganze Gelehrtenrepublik der liberalen Geheimplätze – treffen und vernichten wollte, – damit das Feld frei würde für die fällige ‚Neuordnung der deutschen Geisteswissenschaft – . Der Schlag sass. Auf Drängen Franks, der hier im Auftrag von Alfred Rosenberg handelte, gab das Kultusministerium dem Rektor der Berliner Universität Weisung, Onckens Lehrtätigkeit umgehend zu be-

enden. Dieser Rektor war niemand anders als Eugen Fischer. Tatsächlich suchte Fischer noch am gleichen Tag – es war der 6. Februar 1935 – Oncken auf, um ihm die Entscheidung des Ministeriums mitzuteilen. Nachdem das Gespräch ihm deutlich gemacht hatte, dass er allein stand und auch von der Universität keine Hilfe zu erwarten war, gab Oncken nach. Am Vormittag des 7. Februar teilte ein Anschlag am Hörsaal den Hörern mit: – Die weiteren Vorlesungen und Übungen von Professor Oncken fallen aus. –

Schon geringere Anlässe genügten im Dritten Reich, um bestehende persönliche und wissenschaftliche Bindungen zu dem Betroffenen mehr oder weniger vorsichtig zu lockern. Als sich vierzehn Tage nach jenem Eklat die Mittwochs-Gesellschaft im Hause Oncken traf, war sie jedoch in demonstrativer Vollzähligkeit versammelt. Neben Lietzmann und v. Ficker, bei denen eine Absicht auszuschliessen ist, fehlte nur Eugen Fischer. Erst im November trafen sich Fischer und Oncken wieder bei einer Sitzung.

Oncken sprach an jenem Abend über die Taktik des englischen Premierministers Grey, gegen die Mehrheit seines Kabinetts England zum Eintritt in den Krieg zu bewegen. Nichts verrät irgendeinen Bezug zu den aktuellen Ereignissen und doch meint man in manchen Sätzen eine Doppeldeutigkeit zu spüren: – Die liberale Mehrheit –, so erläuterte Oncken etwa den schliesslichen Sieg von Grey über die Liberalen, – hatte eigentlich kein Programm, keine Führer, keinen Zusammenhalt: als sie durch die Konservativen entbehrlich gemacht wurde, verlor sie ihren Halt in sich selber. –

Im Falle Oncken war die Mittwochs-Gesellschaft nur mittelbar herausgefordert.

Anders lag dies im Fall Weisbach, der sich zur gleichen Zeit zuspitzte und eine unmittelbare Stellungnahme des Kreises erzwang.

Am 11. März 1935 erhielt Werner Weisbach die Mitteilung, dass seine Aufnahme in die Reichsschrifttumskammer abgelehnt sei.

Zugleich wurde ihm – die Veröffentlichung schriftstellerischer Arbeiten innerhalb des Zuständigkeitsbereiches der RSK – unter sagt. In der Begründung hiess es: – Bei der hohen Bedeutung geistiger und kultur-schöpferischer Arbeit für Leben und Zukunftsentwicklung des deutschen Volkes sind zweifellos nur die Persönlichkeiten geeignet, eine solche Tätigkeit in Deutschland auszuüben, die dem deutschen Volke nicht nur als Staatsbürger, sondern auch durch die tiefe Verbundenheit der Art und des Blutes angehören... Durch ihre Eigenschaft als Nichtarier sind sie ausserstande, eine solche Verpflichtung zu empfinden und anzuerkennen. –

Durch die Begründung fast noch mehr getroffen als durch die Tatsache des Verbotes selbst, beschloss Weisbach, die Mittwochs-Gesellschaft mit der Angelegenheit zu befassen. – Nachdem in so schroffer Weise –, heisst es in seinen Erinnerungen, – von offizieller Seite eine Diskreditierung meiner Persönlichkeit erfolgt und mir eine nationale Zuverlässigkeit abgesprochen war, hielt ich es für geboten, den Kreis meiner Mittwochs-Gesellschaft davon in Kenntnis zu setzen, ihn vor die Frage zu stellen, ob er über mich der gleichen Ansicht sei, und damit eine Entscheidung zu erzwingen, von der ich mein weiteres Verbleiben in der Gesellschaft abhängig machen wollte. – Sein Stolz habe es ihm verboten, so fuhr er fort, – mit diesem mich belastenden Odium mich in einer Vereinigung zu bewegen, deren Mitglieder zumeist im öffentlichen Leben standen, ohne dass Klarheit darüber geschaffen war, wie sie den Fall beurteilen –.

So ging eine Kopie der Mitteilung der Reichsschrifttumskammer an alle Mitglieder der Mittwochs-Gesellschaft verbunden mit einem Schreiben Weisbachs, in dem er den Sachverhalt darstellte, einiges über die – nationale Zuverlässigkeit – seiner Familie berichtete und mit der Bemerkung schloss: – Über mich selbst etwas auszusagen, widerstrebt mir nicht nur, sondern erscheint wohl auch deswegen überflüssig, weil die Mitglieder der Mittwochs-Gesellschaft, der ich

seit 25 Jahren anzugehören die Ehre habe, hinreichend Gelegenheit hatten, sich ein Bild von mir zu machen. –

Unmittelbar nach Abgang der Briefe trat Weisbach auf der – General v. Steuben – eine mehrwöchige Reise ins Mittelmeer an.

Man kann sich heute kaum eine Vorstellung davon machen, was die Weitergabe eines solchen offiziellen Schriftstückes damals bedeutete: zum einen für den Betroffenen selbst, der damit seine Demütigung eingestand und offenbar machte, zum anderen für die Empfänger, die sich damit auseinanderzusetzen hatten. Zugleich war Weisbachs Schritt ein Beweis für sein Vertrauen in die unveränderte persönliche Integrität des Kreises.

Dieses Vertrauen wurde nicht enttäuscht. Nachdem die Mittwochs-Gesellschaft – vermutlich am 3. April im Hause von Theodor Wiegand – die Angelegenheit besprochen hatte, teilte Penck als einmütigen Beschluss aller Mitglieder Weisbach mit: – In unserem Kreise herrscht noch die alte Auffassung von Recht und Gerechtigkeit. Wir sehen daher keine Veranlassung, unsere Stellungnahme Ihnen gegenüber irgendwie zu ändern. –

Gleichzeitig erhielt Weisbach eine Reihe persönlicher Schreiben, so von Hans Lietzmann, dem Kirchenhistoriker, der auch durch ein gemeinsames Arbeitsvorhaben über altchristliche Kunst mit Weisbach eng verbunden war und der nun schrieb: – Zu Ihrem Rundschreiben brauche ich wohl kein Wort zu sagen: die Maschine läuft, wie sie eingestellt, nach den Gesetzen der Mechanik: das kam bei der Mittwochs-Gesellschaft, in der wir darüber sprachen, einmütig zum Ausdruck. – Auch der selbst betroffene Oncken äusserte sich. Am deutlichsten aber bekannte sich Eduard Spranger zur Schande Deutschlands: – Wir haben uns oft genug –, so schrieb er an Weisbach, – über die Schmerzen, die diese Zeit verursacht, ausgesprochen, so dass es keines Wortes über meine innere Einstellung bedarf. Auch dies möchte ich noch einmal sagen, was ich schon vor fast zwei Jahren allge-

mein und öffentlich gesagt habe: vieles, was heute geschieht, schmerzt mich als Deutschen, weil Undankbarkeit und Unwahrheit die Seele verunreinigen... –

Und Spranger war es dann auch, der zum ersten Mal den Ton entschiedener Kritik am herrschenden System und seinen Normen in den Kreis brachte und zu Protokoll gab. Man muss Sprangers eigene Geschichte, aber auch die gerade zurückliegenden Fälle Oncken und Weisbach im Blick haben, um die Bedeutung der Ausführungen zu begreifen, die er am 17. April 1935 in der Mittwochs-Gesellschaft machte.

Eduard Spranger war erst vor einem Jahr hinzugewählt worden. Der damals dreiundfünfzigjährige Philosoph und Pädagoge gehörte zu den Hauptanziehungspunkten der Berliner Universität. Tausende kamen zu seinen Vorlesungen über Plato und Sokrates, Kant und den deutschen Idealismus. Auch seine Vortragsreisen im In- und Ausland waren grosse Ereignisse. Bei alledem aber litt er tief unter dem Zwiespalt der Zeit. Im April 1933 zu einem demonstrativen Rücktritt aus Protest gegen die Politisierung der Wissenschaft bereit, hatte er sich dann doch, als er sich von allen Kollegen im Stich gelassen sah, zum Bleiben und Weitermachen entschlossen und versuchte nun, so gut es ging, in einer immer feindlicher gesonnenen Umwelt die ethischen Normen der abendländischen Tradition seinen Hörern zu vermitteln. Die Unerträglichkeit seines Zustandes spiegelt eine Briefstelle vom 20. April 1936 – Hitlers Geburtstag – wider, als er einer Vertrauten schrieb: – Führen wir nicht den König Lear auf? Muss nicht eine gesunde Generation unter Psychopathen wahnsinnig werden? Ist es nicht eine noble Art des letzten Widerstandes – *auch* wahnsinnig zu werden? – Deshalb begrüsst er auch dankbar die Möglichkeit einer Gastprofessur in Japan, die ihm wenigstens für ein Jahr – vom Herbst 1936 bis zum Herbst 1937 – die Möglichkeit bot, in einer Art Emigration auf Zeit von den deutschen Verhältnissen Abstand zu gewinnen.

Dieser Mann also war es, der am 17. April 1935 in der Mittwochs-Gesellschaft deutlich machte, dass die Herrschaft der nationalsozialistischen Ideologie das Ende der Wissenschaft bedeutete. Spranger erklärte drei Bedingungen zum – Existenzminimum – der Wissenschaft: Allgemeingültigkeit, Hingabe an die Sache, Offenheit für andere Möglichkeiten. Keine dieser Bedingungen war durch eine Ideologie zu erfüllen. Deshalb zog Spranger den Schluss: – Wer politische (=politisierte) Wissenschaft will, will im Grunde überhaupt nicht Wissenschaft. Denn der Wille zur Macht ist wesensmässig etwas anderes als der Wille zur Wahrheit. –

Damit war in diesem Kreise, der ja der Wissenschaft vor allem verpflichtet war, ein klarer Trennungsstrich gezogen. Deutlicher konnte man es, deutlicher musste man es aber auch nicht sagen, was die Herrschaft des Dritten Reiches für jene Tradition bedeutete, aus der dieser Kreis lebte.

Fast nahtlos schloss sich an diese Ausführungen ein Vortrag von Bill Drews an, mit dem am 6. November das Vortragsjahr 1935/36 eröffnet wurde. Der Präsident des preussischen Oberverwaltungsgerichtes sprach über die Entwicklung der Meinungsfreiheit in Deutschland. Eingekleidet in ein historisches Referat führte der höchste Verwaltungsrichter Preussens den Mitgliedern vor Augen, dass die Meinungsfreiheit mit der Machtübernahme zu Ende gegangen und heute durch keinerlei Rechtsmittel mehr geschützt sei. Die kühle Darstellung des Juristen wirkt umso eindrucksvoller, als jede Kritik vermieden wurde. Die Dinge sprachen durch sich selbst.

Ausführlich erörterte Drews auch die Aufgabe und Tätigkeit der Schrifttumskammern, die den Kreis durch den Fall Weisbach unmittelbar berührten. Es klang fast wie eine Entschuldigung, wenn Drews darauf hinwies, dass auch hier keinerlei Rechtsverfahren vorgesehen sei, sondern dass über die – Zuverlässigkeit – im nationalsozialistischen Sinne – allein der von der nationalsozialistischen Regierung ernannte Vorstand dieser Kammer – entschiede.

Zu dieser Zeit war Werner Weisbach bereits intensiv mit den Vorbereitungen für seine Emigration nach Basel beschäftigt. Am 12. Dezember teilte er – schon von der neuen Heimat aus – dem Kanzler seinen Austritt aus der Mittwochs-Gesellschaft mit. – Ich tue es bewegt von schmerzlichen Gedanken –, schrieb er, – einem geselligen Kreis, dem ich seit vierundzwanzig Jahren angehört und in dem ich viele angenehme, anregende und lehrreiche Stunden verlebt habe, entsagen zu müssen..., lassen Sie mich noch der Hoffnung Ausdruck geben –, so fügte er hinzu, – dass mir im Kreise der Mittwochs-Gesellschaft ein freundliches Andenken bewahrt werden möge. –

Penck antwortete umgehend. – Ihren Brief vom 10. Dezember habe ich in der letzten Sitzung der Mittwochs-Gesellschaft vorgelesen. Sein Inhalt hat uns alle tief bewegt, und ich bringe Ihnen namens der Mitglieder zum Ausdruck, wie sehr lebhaft wir nicht nur die Tatsache Ihrer Übersiedlung nach Basel bedauern, sondern auch die Verhältnisse, die Sie dazu gezwungen haben. – Zum gleichen Anlass richteten auch noch einzelne Mitglieder persönliche Schreiben nach Basel, so etwa Wiegand, Spranger und Lietzmann. Es war bemerkenswert, dass alle im Blick auf mögliche kommende Entwicklungen Weisbachs Entscheidung für richtig hielten. Namentlich Lietzmann betonte das und fügte – zweifellos besonders im Blick auf den Vortrag von Drews – hinzu: – Wir haben uns bisher bei Drews, Ficker, Oncken und Diels versammelt und wieder allerhand Nachdenkliches mitbekommen... –

Man kann hier natürlich fragen, ob es dabei bleiben durfte und ob dies nicht der Anlass für ein entschiedeneres Auftreten der Freunde hätte sein müssen. Auch Weisbach selbst hat sich das gefragt, als er später zu diesen Briefen nicht ohne Bitterkeit bemerkte, diese Bekundungen der Anhänglichkeit hätten auf ihn – doch schon wie Klänge aus einer mir entfremdeten Welt – gewirkt. – Wie sollte mein Inneres tiefer berührt werden durch blossе Worte der

Sympathie von Männern, die, selbst in gesicherter Position befindlich, meine Auswanderung wie etwas Unabwendbares – fast möchte ich sagen Selbstverständliches hinnehmen? –

Aber wer diese Frage stellt, muss sagen, was Einzelne oder der engere Freundeskreis damals im Ernst hätten tun können. Ein öffentlicher Protest? Niemand hätte ihn gedruckt oder gesendet. Ein interner Vorstoss zur Erreichung einer Ausnahmeregelung für Weisbach? Lietzmann und andere scheinen ähnliches erfolglos versucht zu haben. Die Aufkündigung weiterer Mitarbeit in diesem Staat durch Niederlegung der Ämter und Rückzug ins Privatleben? Aber wer ausser den nächsten Freunden hätte dies richtig zu deuten gewusst? Und keine dieser Entscheidungen hätte doch den allgemeinen Druck zu mildern vermocht, vor dem Weisbach schliesslich geflohen war.

Die Mittwochs-Gesellschaft als Ganze mit ihren verschiedenen Mitgliedern konnte sich ohnehin nicht äussern. Ihr blieb tatsächlich nur das, was sie schliesslich tat, nämlich wenigstens in diesem Kreise – die alte Auffassung von Recht und Gerechtigkeit – festzuhalten. Für Einzelne aber, die hier weiterdachten, erwuchs aus solchen Einzelfällen allmählich der Entschluss zum Handeln.

Ruhigere Jahre

Jeder Versuch, das Regime des Dritten Reiches zu stürzen, stand vor einem fast unlösbaren Problem. Da seit dem Frühjahr 1933 aus den verschiedensten Gründen keinerlei Volksoption mehr bestand, die auch nur im Geringsten eine Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, und den Vertretern der Republik, soweit sie sich noch in Freiheit befanden, alle Machtmittel genommen waren, konnte ein planmässiger Umsturz nur von den führenden Schichten des Heeres, der Diplomatie und der Verwaltung des Reiches ausgehen. In dieser Schicht aber

waren in der Regel nicht gerade die geborenen Verschwörer zu Hause. Vielmehr waren ihre Vertreter nach Herkunft, Ausbildung und Amtsverständnis dem Ideal unbedingter Loyalität verpflichtet – eine festgefügte Auffassung, die auch das Regime nur ausnahmsweise zu verändern vermochte. Diese Schicht war dazu erzogen, Verantwortung zu übernehmen, aber eine durch die Regierung begründete, nicht eine gegen die Regierung gerichtete Verantwortung. Im Übrigen ist dies nicht nur ein deutsches Problem: die europäischen Revolutionen in der Neuzeit sind – im Unterschied zu denen in anderen Weltgegenden – in der Regel nicht von Ministern und Generälen gemacht worden.

Diese Problematik erklärt jedenfalls zu einem Teil den langen und schmerzvollen Weg, den viele Vertreter der deutschen Opposition, soweit es sich um Militärs und Beamte handelte, bis zu einer klaren Entscheidung zurückzulegen hatten.

Die Mittwochs-Gesellschaft schien zunächst von diesen ganzen Fragen äusserlich kaum berührt. Im Gegenteil: nach den Ereignissen des Jahres 1935, die den Kreis zweifellos tiefbewegt hatten, traten in den folgenden Jahren, bis zum Ende des Jahres 1938, die kritischen Themen eher zurück. Nicht dass der Kreis gänzlich unpolitisch geworden wäre, aber keiner der Vorträge erreichte in diesen Jahren die kritische Klarheit der Sprangerschen Analyse oder die Eindeutigkeit der Drewsschen Aussage. Alle Beiträge, soweit sie sich mit politischen Themen im weitesten Sinne befassten, spiegelten das typische Dilemma dieser Jahre wider: die Schwierigkeit, sich zwischen der Ablehnung der nationalsozialistischen Ideologie und ihrer Vertreter und der Anerkennung der unbezweifelbaren aussen- und innenpolitischen Erfolge des Regimes entscheiden zu müssen. So herrschte eine gewisse Unsicherheit und Unentschiedenheit vor. Während Oscar Schlitter etwa, der als Direktor der Deutschen Bank in Berlin seit 1932 zur Mittwochs-Gesellschaft gehörte, in seinen Beiträgen die wirtschaftliche

Entwicklung mit unverkennbarem Optimismus interpretierte, waren in den Vorträgen von Oncken und Groener im Blick auf die Zukunft eher Bedenken zu spüren. Unentschieden und schwer deutbar blieben auch die Beiträge von Popitz.

Auch bei den Zuwahlen in diesen Jahren liess der Kreis keine besondere Linie erkennen. So wurde im Februar 1936 als Nachfolger von Werner Weisbach der Kunsthistoriker Wilhelm Pinder in den Kreis gewählt. Wie immer hatten sich die Mitglieder hier offensichtlich in erster Linie an der Qualität orientiert. Pinder, der erst 1935 von München nach Berlin berufen worden war, galt damals zweifellos als der bedeutendste Vertreter seines Faches in Deutschland. Stark historisch ausgerichtet, bemühte er sich um eine nationale Kunstgeschichte, die er als Teil der allgemeinen deutschen Geschichte und in engem Zusammenhang mit ihr verstand. Dabei spielten Begriffe wie Volk und Rasse eine wesentliche Rolle. Dieser Ansatz, verbunden mit nationalen Überzeugungen, führte Pinder ähnlich wie Petersen im Dritten Reich scheinbar in die Nähe der herrschenden Partei, ohne dass er selbst je Nationalsozialist gewesen wäre. Sein Vortrag über Macht und Kultur in Deutschland, zu dem er am 12. Mai 1937 zum ersten Mal die Mittwochs-Gesellschaft in sein Haus lud, lässt im Rückblick deutlich die Weite seines Ansatzes aber auch die Problematik der uns inzwischen fern gerückten nationalgeschichtlichen Deutungen erkennen. Charakteristisch für Pinders Haltung war es zweifellos auch, dass er am 20. April 1938 – bei der ersten Sitzung nach dem Anschluss Österreichs – über die Rolle der österreichischen Kunst im Rahmen der gesamtdeutschen sprach mit dem Ziel, nachzuweisen, dass es eine eigene – österreichische – Kunst neben der – deutschen – nie gegeben habe.

Im April 1937 folgte dann als Nachfolger von Theodor Wiegand, der im Dezember 1936 gestorben war, der klassische Philologe Johannes Stroux, den vor allem seine Arbeiten zum römischen Recht bekannt gemacht

hatten. Sein Hauptwerk – *Summum jus summa injuria* – war 1926 erschienen. Stroux' grosse Zeit kam nach dem Kriege, als er als Rektor der Berliner Universität und Präsident der ehemaligen Preussischen, nun Deutschen Akademie der Wissenschaften im östlichen Teil Berlins mit dem Wiederaufbau begann.

Die dritte Neuberufung in diesen Jahren, die des Journalisten und Theaterkritikers Paul Fechter, der im November 1938 zur Mittwochs-Gesellschaft stiess, war eher eine Überraschung. Aber Lietzmann hatte seinen Vorschlag offensichtlich überzeugend begründet und vermutlich erhoffte sich der Kreis von dem erfolgreichen Schriftsteller vor allem literarische Belehrung. Politisch stand auch Fechter irgendwie dazwischen. So hatte er in seiner 1941 erschienenen Literaturgeschichte deutliche Anpassungen an den Zeitgeist vorgenommen; dennoch stand seine kritische Haltung zum Regime ausser jedem Zweifel. Paul Fechter verdanken wir das einzige literarische Porträt der Mittwochs-Gesellschaft, das – nach dem Kriege in kurzem zeitlichen Abstand niedergeschrieben – etwas von der besonderen Atmosphäre der Zusammenkünfte aufbewahrt hat.

Was die Mittwochs-Gesellschaft für ihre Mitglieder in dieser Zeit im Übrigen bedeutete, kann man nur ahnen. Der Briefwechsel zwischen Hans Lietzmann und Johannes Popitz etwa zeigt, dass sich der Theologe ständig an den Minister um Hilfe wandte und das mit einer Offenheit und in einem Vertrauen, wie es nur aus einer gleichen Beurteilung der Verhältnisse im Grundsätzlichen entstehen konnte.

– Moralische ‚Zellenbildung‘ –

Im Lauf des Jahres 1939 verstärkte sich die innere Veränderung, die die Mittwochs-Gesellschaft in den nächsten Jahren noch einmal tiefgreifend umgestalten sollte. Die

se Veränderung vollzog sich fast völlig im Verborgenen. Äusserlich blieb die Gesellschaft ganz das, was sie seit mehr als siebenzig Jahren gewesen war: ein gelehrter und geselliger Kreis für wissenschaftliche Unterhaltung. Aber in ihr bildete sich nun ein Kreis im Kreise, der noch ganz anderes und entschieden Ernsteres im Sinne hatte als wissenschaftliche Unterhaltung: den Sturz Hitlers. Dieser Kreis im Kreise ordnete sich vollständig in die anspruchsvolle Tradition der Gesellschaft ein, und zu keiner Zeit ist auch nur andeutungsweise der Versuch unternommen worden, etwa aus der Mittwochs-Gesellschaft insgesamt einen Kreis von Verschwörern zu machen. Gleichwohl ist die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit immer stärker von jenem Kreis in ihrem Kreise geprägt und bestimmt worden – bis zu jener letzten Sitzung am 26. Juli 1944.

Die entscheidende Figur für diese Entwicklung war Johannes Popitz.

Der preussische Finanzminister war nun seit sechs Jahren im Amt und neben dem Ministerpräsidenten Hermann Göring der letzte preussische Minister. Alle anderen Ministerien waren längst mit dem Reich vereinigt worden. Für die, die ihn näher kannten, stand seine kritische Haltung zum Regime ausser Frage. Auf manche, wie Werner Weisbach, wirkte dieses doppelte Spiel wie Zynismus; für andere, darunter viele Freunde aus der Mittwochs-Gesellschaft, bedeutete die Tatsache, dass sie einen Mann ihrer Gesinnung in der Regierung wussten, der jederzeit zur Hilfe bereit war, eine unmittelbare Stärkung und Stütze der eigenen kritischen Haltung.

Mit diesem komplizierten Doppelspiel hängt das Problem der Überlieferung zusammen, von dem nun kurz die Rede sein muss. Während wir über Popitz' klare Haltung aus vielen Briefen und Erinnerungen anderer unterrichtet sind, besitzen wir aus seiner eigenen Feder fast nichts, was uns über seine Gedanken und Beweggründe Auskunft geben könnte. Vorsicht und Klugheit geboten äusserste Zurückhaltung, und vermutlich ist es ihm nur so gelungen,

bis zum 21. Juli 1944 im Amt zu bleiben und zu überleben. Auch die Beiträge in der Mittwochs-Gesellschaft unterlagen, wie sich zeigen wird, diesem strikten Gebot der Vorsicht und behalten deshalb einen letzten Rest von Zweideutigkeit.

Dass wir überhaupt über Popitz' Tätigkeit im einzelnen Bescheid wissen, verdanken wir vor allem seinem Freunde Ulrich v. Hassell, dessen geheimes, von der Gestapo nicht aufgespürtes Tagebuch die wichtigste Quelle für Popitz und jenen Kreis im Kreise der Mittwochs-Gesellschaft darstellt. Freilich unterliegen diese Aufzeichnungen – bei aller Zuverlässigkeit im Ganzen – ihrerseits nicht nur den besonderen Bedingungen der Zeit, sondern auch dem generellen Vorbehalt, dem alle Berichte dieser Art zu unterwerfen sind.

Wir wissen nicht, wann Popitz sich entschloss, die Rolle des kritischen Regierungsmitglieds aufzugeben, das wenigstens in seinem Kreise bemüht war, – die alte Auffassung von Recht und Gerechtigkeit – zu bewahren, und stattdessen ins Lager derjenigen zu wechseln, die aktiv den Sturz Hitlers betrieben.

Möglicherweise waren die Ereignisse vom 9. November 1938 der letzte Anlass. Am Abend dieses Tages und in der folgenden Nacht hatte Goebbels einen Pogrom inszeniert, der an Schändlichkeit des Vorgehens alles bisher Dagewesene übertraf. In diesem Zusammenhang unternahm Popitz offenbar einen letzten Versuch, Göring zu einer Entscheidung zu drängen. – Popitz erzählte –, so hielt Hassell fest, – er habe die Sache mit Göring in offener Weise besprochen und deutlich auf Görings zukünftige Stellung und auf die Unmöglichkeit, so etwas mitzumachen, hingewiesen. Göring sei tief erregt und offenbar ganz überzeugt gewesen. Aber zum Letzten reicht es eben nicht, weil er von Hitler völlig abhängt und Furcht vor Himmler und Heydrich hat. – Zugleich habe Popitz, so berichtete Hassell, – Göring um seinen Abschied gebeten, der versprochen habe, dies Gesuch an Hitler weiterzuleiten –.

Wenn diese Darstellung zutrifft – und es

gibt nichts, was dagegen spricht – dann könnte dies der Augenblick gewesen sein, in dem Popitz begriff, dass auf Göring nicht mehr zu hoffen war; und das unerledigte Abschiedsgesuch mochte ihm als Hinweis erschienen sein, die – wenn auch immer bescheidener werdenden – Möglichkeiten seines Amtes nun im Kampf gegen das Regime zu nutzen. Jedenfalls gibt es in Hassells Tagebuch, von der ersten bekannten Eintragung über Popitz vom 27. September 1938 bis zum Juli 1944 nicht eine einzige, die an dessen kompromissloser Gegnerschaft gegen Hitler und gegen das ganze Regime irgendeinen Zweifel lässt.

Umso überraschter ist man zunächst über Popitz' Vortrag in der Mittwochs-Gesellschaft am 23. November 1938, also unmittelbar nach jenen Ereignissen. Er sprach über die – Hemmungen, die der Durchführung der Reichsreform entgegenstehen –, und analysierte diese Hemmungen entsprechend seinen zentralistischen Vorstellungen so kühl und distanziert, als habe er sich nicht gerade erst über die Korruption dieses Reiches empört. Auch ein argwöhnisches Auge konnte in diesem Vortrag nichts anderes als ein Reformprogramm entdecken, das der Minister im Rahmen seiner Zuständigkeit und Verantwortung vortrug.

Geht man jedoch davon aus, dass Popitz zu dieser Zeit zum Sturz der Regierung Hitler bereits entschlossen war, so gewinnt der letzte Satz des Vortrags eine überraschende Doppeldeutigkeit. – Alles dränge also dazu –, so lautete dieser Satz, – eine Entscheidung über die Gliederung des Reiches, seinen Verwaltungsaufbau und das Ausmass finanzieller Dezentralisation zu treffen, um aus einem aliquod monstrum einen wirklichen deutschen Einheitsstaat zu machen. – Damit konnte eine Entscheidung auf legalem Wege gemeint sein. Der Satz konnte, im Zusammenhang mit den allgemeinen Ausführungen zum Stand der Dinge, aber ebensogut bedeuten, dass die Reichsreform, die Popitz für unaufschiebbar hielt, vom Dritten Reich nicht mehr zu erwarten sei, und dass deshalb eine Entscheidung auf

anderer Ebene getroffen werden müsse. Dann allerdings stellte der Vortrag insgesamt eine vernichtende Kritik am Regierungsstil des Dritten Reiches dar. Auch wenn eine letzte Klarheit hier nicht zu gewinnen ist, wird dieses Verständnis nach allem, was wir von Popitz wissen, das einzig Schlüssige.

Ein weiterer bemerkenswerter Vortrag fand am 1. März 1939 im Hause Spranger statt. Was der Philosoph vortrug, war eine geschichtsphilosophische Meditation von höchster Aktualität über einen berühmten Satz aus Hegels Rechtsphilosophie: – Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. –

Um die ausserordentliche Bedeutung dieses Vortrags zu begreifen, muss man sich die Umstände klarmachen, auf die Spranger hier Bezug nahm. Das Jahr 1938 hatte den Höhepunkt von Hitlers Erfolgen gebracht. Mit der Angliederung Österreichs und des Sudetenlandes und der Zerschlagung der Tschechoslowakei war der Traum vom Grossdeutschen Reich Wirklichkeit geworden, einem Reich, dessen Einflussphäre sich jetzt bis weit in den südosteuropäischen Raum erstreckte.

Hitler selbst feierte in seiner Rede zum 30. Januar 1939, dem sechsten Jahrestag der Machtergreifung, diese historischen Erfolge mit dithyrambischen Worten. – Am 30. Januar 1933 zog ich in die Wilhelmstrasse ein –, so erklärte er vor dem Reichstag, – erfüllt von tiefster Sorge für die Zukunft meines Volkes. Heute – sechs Jahre später! – kann ich zu dem ersten Reichstag Grossdeutschlands sprechen! Wahrlich, wir vermögen vielleicht mehr als eine andere Generation den frommen Sinn des Ausspruchs zu ermassen: ‚Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!‘ – Sechs Jahre genühten, um die Träume von Jahrhunderten zu erfüllen. Ein Jahr, um unser Volk in den Genuss jener Einheit zu bringen, die die vergeblich angestrebte Sehnsucht vieler Generationen war. Da ich Sie heute als Vertreter unseres deutschen Volkes aus allen Gauen des Reiches um mich versammelt sehe und unter Ihnen die neugewählten

Männer der Ostmark und des Sudetenlandes weiss, erliege ich wieder den gewaltigen Eindrücken des Geschehens eines Jahres, in dem sich Jahrhunderte verwirklichten... –

Bedeuteten diese Erfolge die historische Rechtfertigung Hitlers? Musste nicht jeder Mann – den gewaltigen Eindrücken des Geschehens – erliegen? War die Weltgeschichte das Weltgericht?

Die Beantwortung dieser Fragen war entscheidend für alle diejenigen, die Hitlers Politik aus moralischen Gründen ablehnten. An ihr hing nicht mehr und nicht weniger als das innere Recht der deutschen Opposition. War die Weltgeschichte wirklich das Weltgericht, dann war die Opposition offensichtlich im Unrecht, und Hitler war im Recht, wenn er ihre Vertreter in der gleichen Rede – in ihrer Beschränktheit oder in ihrer blasierten Intelligenz – als – eine unbrauchbare Ausschussware der Natur – verhöhnte.

Spranger liess in seinem Vortrag keinen Zweifel daran, wo er stand und wo er das Recht sah. Hegels Geschichtsphilosophie, ihres frommen Rahmens entkleidet, wurde – eine nackte Fortschrittstheorie und eine nackte Erfolgstheorie –, die überdies – nur sechs Jahre später im Zusammenbruch des Reiches würde das jedermann begreifen – die Zeitfrage ausser Acht liess: – Innerhalb welcher Zeitspanne ist es entschieden, dass eine historische Bewegung Erfolg gehabt hat? –

Spranger selbst entschied sich für eine existenzielle Geschichtsdeutung, die bestimmt wurde von dem, was jeder einzelne – als Gestalt der Zukunft erwartet oder will oder auch hervorbringen zu sollen überzeugt ist. – Mit einem einzigen Satz verurteilte er die Pseudohegelianer des Dritten Reiches und gab zugleich der deutschen Opposition ihre Legitimation: – Es kommt darauf an, der eigenen, erkämpften und gewissenmässig erprobten Überzeugung die Treue zu halten, nicht aber jeder Wendung der Geschichte ‚gefällig zu seine –

Nimmt man diesen Satz in seinem ganzen Gewicht, so überrascht es nicht, dass

sich in den folgenden Jahren eine tiefe und bewegende Freundschaft entwickelte zwischen Spranger und jenem Mann, der im Herbst 1939 als nächster in die Mittwochs-Gesellschaft gewählt wurde, und der dem Philosophen nach Herkunft und Metier so fern zu stehen schien: Ludwig Beck.

Der damals neunundfünfzigjährige Generaloberst z. V. war bis zum Herbst 1938 Chef des Generalstabs gewesen und hatte in dieser Position genau jener Maxime entsprechend gehandelt. Fest überzeugt, dass die Entfesselung eines Krieges das Ende Deutschlands bedeuten würde, hatte er im Lauf des Sommers 1938 in einer Reihe von Denkschriften an den Oberbefehlshaber des Heeres – den schwankenden und unsicheren Brauchitsch – immer wieder vor Hitlers Kriegsplänen gewarnt. Als seine Bemühungen erfolglos blieben, versuchte er im Juli die gesamte Generalität dazu zu bewegen, einen gemeinsamen Schritt bei Hitler zu unternehmen und, falls auch dies erfolglos bleiben sollte, geschlossen zurückzutreten. In diesem Zusammenhang formulierte Beck einige Grundsätze, die das Aussergewöhnliche seiner Persönlichkeit, seinen Mut und seine tiefe sittliche Bindung charakterisieren. – Alle aufrechten und ernsten deutschen Männer in staatsverantwortlichen Stellungen –, so erklärte er am 16. Juli 1938 gegenüber dem Oberbefehlshaber des Heeres, – müssen sich berufen und verpflichtet fühlen, alle erdenklichen Mittel und Wege bis zur letzten Konsequenz anzuwenden, um einen Krieg gegen die Tschechei abzuwenden, der in seinen Auswirkungen zu einem Weltkrieg führen muss, der das finis Germaniae bedeuten würde. – Man konnte deutlicher und eindrücklicher nicht sprechen als Beck es tat, wenn er fortfuhr: – Es stehen hier letzte Entscheidungen über den Bestand der Nation auf dem Spiele. Die Geschichte wird diese Führer mit einer Blutschuld belasten, wenn sie nicht nach ihrem fachlichen und staatspolitischen Wissen und Gewissen handeln. Ihr soldatischer Gehorsam hat dort eine Grenze, wo ihr Wissen, ihr Gewissen und ihre Verantwor-

tung die Ausführung eines Befehls verbietet. – – Es ist ein Mangel an Grösse und an Erkenntnis der Aufgabe, wenn ein Soldat in höchster Stellung in solchen Zeiten seine Pflichten und Aufgaben nur in dem begrenzten Rahmen seiner militärischen Aufträge sieht, ohne sich der höchsten Verantwortung vor dem gesamten Volk bewusst zu werden. Aussergewöhnliche Zeiten verlangen aussergewöhnliche Handlungen! –

Als dieser Appell bei Brauchitsch ohne Echo blieb, vielmehr deutlich wurde, dass Hitler seine Pläne eher noch forcierte, bat Beck am 18. August 1938 um seine Entlassung als Generalstabschef. Noch kurze Zeit Armeebefehlshaber, wurde er nach dem Willen Hitlers am 31. Oktober verabschiedet.

Von diesem Zeitpunkt an richteten sich auf Beck in wachsendem Masse die Hoffnungen vieler, die am Sturz Hitlers arbeiteten.

Obwohl diese Hintergründe selbstverständlich nicht veröffentlicht wurden und auch Beck selbst allem Anschein nach nicht darüber sprach, war der Abschied doch – seinen Motiven nach in Umrissen bekannt –, als die Mittwochs-Gesellschaft ein Jahr nach diesen Ereignissen, im Oktober 1939, vermutlich auf Vorschlag von Popitz, Ludwig Beck als Nachfolger von Wilhelm Groener zu ihrem Mitglied wählte.

Und mindestens zwei Mitglieder kannten noch einiges mehr als bloss – Umrisse –: Sauerbruch, dem Beck sich eines Abends anvertraut hatte, und selbstverständlich Popitz. Obwohl wir keinerlei Unterlagen darüber besitzen, entsprach es zweifellos Popitz' Plan, in die Mittwochs-Gesellschaft Männer zu ziehen, die mit ihm gemeinsam die Ablösung des Regimes betrieben.

Es war der bürgerlich-konservative Flügel der deutschen Widerstandsbewegung, der sich 1939 und 1940 in der Mittwochs-Gesellschaft versammelte, und im Grunde fehlte nur Carl Goerdeler, dann wären Ende 1940 die wichtigsten Köpfe dieser Gruppe hier zusammen gewesen. Was diese Gruppe verband, war die Tatsache, dass alle ihre Mit-

glieder im Dritten Reich hohe Positionen bekleidet hatten oder noch bekleideten: Johannes Popitz als preussischer Finanzminister, Ludwig Beck als Generalstabschef, Jens Jessen, von dem gleich die Rede sein wird, als führender Nationalökonom und Ulrich von Hassell – der 1940 hinzukam – als Botschafter in Rom. Infolgedessen war diese Gruppe auch weniger Widerstandsbewegung als vielmehr echte politische Opposition. Der Sturz Hitlers war nicht das Ziel, sondern lediglich die Voraussetzung, um das eigentliche Ziel verwirklichen zu können: die Erneuerung der deutschen Politik, die Wiederherstellung von Recht und Gerechtigkeit und die Rettung des Reiches.

Wie zielstrebig Johannes Popitz Gesinnungsgenossen sammelte, zeigt die Tatsache, dass auch die nächste Zuwahl ein aktives Mitglied der Verschwörung in den Kreis berief. Am 29. November 1939 – Julius Petersen sprach über den von ihm herausgegebenen Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und dessen Freund Bernhard v. Lepel – nahm zum ersten Mal der Nationalökonom Jens Jessen an einer Sitzung der Mittwochs-Gesellschaft teil.

Auch Jessens Lebensgang war alles andere als konventionell. Nur eine Zeit wie diese mit ihren ungeheuren Brüchen vermochte so viel scheinbar Widersprüchliches in einem Menschen zu vereinen. Hervorgegangen aus der – grauen Front von 1914-18 – hatte Jessen anfänglich den Nationalsozialismus begrüßt als eine Verbindung – von nicht nur bürgerlichem Nationalismus und einem neuen, nicht nur materiell bestimmten Sozialismus –. Als Nationalsozialist löste er 1933 seinen Lehrer Bernhard Harms als Direktor des Instituts für Weltwirtschaft in Kiel ab, ohne dass es deshalb zu einem Bruch zwischen beiden gekommen wäre, und seinem Lehrer, der seinerseits zwei Jahre Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft gewesen war, folgte der inzwischen nach Berlin Berufene nun auch in diesem Kreise nach.

Noch aus der Kieler Zeit resultierten Jes-

sens persönliche Beziehungen zur SS. Otto Ohlendorf, inzwischen SS-Gruppenführer und Amtschef III im Reichssicherheitshauptamt, war 1933 im Weltwirtschaftsinstitut sein Freund und Schüler gewesen, und Jessen selbst hatte ihn seinerzeit an den SD verwiesen, um dort gegen die Korruption und die Auswüchse der Partei zu kämpfen. Jetzt war Ohlendorf selbst ein Teil des herrschenden Systems geworden und Jessen stand auf der anderen Seite der Barrikade, ohne dass der Kontakt zwischen beiden Männern ganz abgerissen wäre. Als Jessen nach dem 20. Juli 1944 verhaftet wurde, tat Ohlendorf nichts zu seiner Rettung. Aber nach Jessens Hinrichtung gelobte er, fortan sein Gehalt zwischen den Familien Jessen und Ohlendorf zu teilen.

Auch Jessen wird vermutlich im Lauf des Jahres 1939 zu dem Entschluss gekommen sein, sich den Bemühungen zum Sturz des Regimes anzuschließen. Jedenfalls finden wir ihn seit dieser Zeit an allen wichtigen Plänen und Besprechungen beteiligt, offen, entschieden und, wie Paul Fechter meinte, – ein guter Hasser –. – In seinen Gefühlen gegenüber den führenden Männern des Dritten Reiches –, schrieb Fechter später über ihn, – traf er sich mit Hassell und ging noch wesentlich über ihn hinaus. Es gab Gespräche mit Jessen, die an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrigliessen und mit KZ nicht mehr abzumachen gewesen wären. – Aber nicht nur als volkswirtschaftlicher Berater und unermüdlicher Vermittler war Jessen für die Opposition tätig, auch als Reservehauptmann in der Passabteilung beim Generalquartiermeister des Heeres leistete er den Verschwörern wichtige Dienste.

Schliesslich wurde als aktives Mitglied der Widerstandsbewegung im November 1940 Ulrich von Hassell in die Mittwochs-Gesellschaft aufgenommen. Seit 1932 deutscher Botschafter in Rom, hatte er auch persönlich ein gutes Verhältnis zu Mussolini, war freilich mit der Zeit mehr und mehr in Gegensatz zu den aussenpolitischen Zielen Hitlers geraten. Vor allem die Ansätze zur

– Achsenbildung – Berlin-Rom schienen ihm verhängnisvoll, weil unmittelbar gegen England gerichtet und die Gefahr eines neuen Weltkonfliktes geradezu heraufbeschwörend. Da er seine Ansichten auch weiterhin mit aller Offenheit vertrat, wurde er – zusammen mit dem grossen Revirement an der Spitze der Wehrmacht – im Februar 1938 von seinem Posten abberufen und zur Disposition gestellt. Seit dieser Zeit festigte sich in ihm die Überzeugung, dass nur der Sturz Hitlers Deutschland noch retten könnte. Seit dem Herbst 1938 stellte er als eine Art Aussenminister der Opposition seine weitgespannten internationalen Beziehungen in den Dienst des Widerstandes. Dabei galt für ihn ebenso wie für die anderen Verschwörer dieses Kreises, dass ihr politischer Widerstand – politisch im Sinne der Abwendung einer Katastrophe des Reiches – in den tiefsten Schichten ihrer sittlichen und moralischen Existenz begründet lag. Insbesondere Hassells Tagebücher vertragen fast auf jeder Seite seine Empörung über Unrecht und Gewalttaten eines Regimes, das unsägliches Unglück über Europa brachte und zugleich den deutschen Namen mit Fluch und Schande belud.

Wie eng der Kreis dieser vier Männer schon sehr bald zusammenarbeitete, zeigen ein – Regierungsprogramm –, das Ulrich von Hassell nach intensiven Beratungen mit Popitz, Beck und Goerdeler im Januar/Februar 1940 entwarf, und ein – vorläufiges Staatsgrundgesetz –, das vermutlich in der gleichen Zeit von Johannes Popitz zusammen mit Hassell, Beck, Jessen und dem ehemaligen Staatssekretär Erwin Planck verfasst wurde. Beide Texte sind in den letzten Jahren wegen ihres autoritären Zuschnitts und dem völligen Mangel an liberalen und demokratischen Elementen viel getadelt worden. Diese Kritik übersieht, dass jene Texte unter den Bedingungen des Dritten Reiches entstanden sind und die Funktion übernehmen sollten, die dann zwischen 1945 und 1948 die alliierten Militärregierungen übernahmen. Wer in jenen Kreisen die Anfänge des Grundgesetzes der Bundes-

republik Deutschland sucht, sucht an der falschen Stelle. Keiner von diesen Männern konnte damals voraussehen, wie ein von Hitler befreites Deutschland sich geistig und politisch entwickeln würde. Aber sie alle wären wohl imstande gewesen, hätten sie die Chance gehabt, ebenso wie andere, die den Krieg überlebten, sich auf neue Bedingungen einzustellen und sie mitzugestalten.

Das Regime hat ihnen diese Chance nicht gelassen.

Mit der Bildung dieses Kreises im Kreise gewannen die vierzehntägigen Sitzungen der Mittwochs-Gesellschaft eine neue Bedeutung. Zwar äusserlich unverändert, wechselten die wissenschaftlichen Themen wie bisher ab, und ihre Niederschriften variierten mit keiner Zeile eine Veränderung. Zugleich jedoch wurden die Zusammenkünfte willkommene Treffpunkte für die Verschwörer, um sich davor oder danach zu beraten.

Es wäre jedoch falsch, aus der Bildung dieses Kreises im Kreise und aus der Tatsache, dass seine Aktivitäten niemals offen zur Sprache kamen, den Schluss zu ziehen, die Mittwochs-Gesellschaft habe den Verschwörern nur zur Tarnung gedient. Denn so wenig es in der ursprünglichen Zweckbestimmung des Kreises gelegen hatte, der zur wissenschaftlichen Unterhaltung seiner Mitglieder gegründet worden war, Zentrum einer politischen Verschwörung zu werden, so wenig war es doch ein Zufall, dass sich gerade hier vier hervorragende Vertreter des deutschen Widerstandes versammeln konnten. Vielmehr hing dies mit – der alten Auffassung von Recht und Gerechtigkeit – zusammen, die der Kreis etwa im Fall Weisbach ausdrücklich bekundet hatte. Diese Auffassung schuf eine Art stillschweigenden Einverständnisses zwischen allen Mitgliedern: nicht über die Entscheidung zur Verschwörung, aber über ihre sittlichen und moralischen Voraussetzungen.

Und es war wiederum Eduard Spranger, der dieses stillschweigende Einverständnis deutlich machte in einem der erstaunlich-

Krieg und Widerstand

sten Vorträge, die zu jener Zeit in der Mittwochs-Gesellschaft gehalten wurden.

Die Sitzung fand am 31. Januar 1940 statt.

Der Kreis war nahezu vollzählig versammelt; von den damals vierzehn Mitgliedern fehlten nur Fechter und Petersen. Spranger sprach über – Volksmoral und ihre Sicherung – und betonte ausdrücklich, das Thema besitze – eine grosse Bedeutung für die Gegenwart –. Zwar nannte der Vortragende nicht direkt die nationalsozialistische Herrschaft, aber es konnte niemandem verborgen bleiben, was er meinte, wenn er den gegenwärtigen Zustand der deutschen Volksmoral mit den Worten beschrieb:

– Rücksichtslose Erfolgsgier, Brutalität gegenüber dem Leben, Verlogenheit als planvolle Methode, Verlust des Rechtssinnes (‘Recht ist, was dem Volke nützt’), Entlastung der Person von Verantwortungen, die ihr kein Mensch abnehmen kann... –

Hilfe erwartete sich Spranger – der Gedanke war merkwürdig und charakteristisch zugleich – von moralischer ‚Zellenbildung‘ –. – Nur von kleinen Kreisen aus – könne – neu aufgebaut werden. Dort müssen verantwortliche Personen vorleben, was dem Volke in tieferem Sinne ‚nützt‘, d.h. es rein und ethisch kräftig erhält. –

Damit war der Ort der Mittwochs-Gesellschaft in einer aus den Fugen geratenen Zeit bezeichnet. Es war ein Ort, wo – die alte Auffassung von Recht und Gerechtigkeit – noch galt, eine – Zelle –, wo verantwortliche Personen vorlebten, was dem Volke in tieferem Sinne nützte.

Hier war – selbstverständlich – keine Rede von einer Verschwörung. Aber ihre ethischen Voraussetzungen waren damit als gemeinsames Gut des Kreises herausgestellt. Deshalb zerfiel die Mittwochs-Gesellschaft auch nicht in Verschwörer und Nicht-Verschwörer, sondern blieb eine Gemeinschaft bis zu ihrem gewaltsamen Ende.

Am 19. Juni 1940 feierte die Mittwochs-Gesellschaft ihre 1'000. Sitzung, wie stets bei besonderen Anlässen mit den Damen.

Hans Lietzmann hatte als – Koadjutor – die festliche Sitzung in Schloss Brüningslinden bei Kladow vorbereitet und seine kurze Protokollnotiz verrät noch den Glanz und die Fröhlichkeit des Tages.

Die Aufgabe der Würdigung hatte Hermann Oncken übernommen. Wie alle anderen stand auch er zu dieser Zeit ganz unter dem Eindruck des deutschen Sieges über Frankreich, der sich in diesen Tagen vollzog. Er sprach von dem – hohen Glück –, – dass unsere kleine Feier zusammenfällt mit einer grossen Stunde, in der unserem deutschen Volke überwältigendes Erleben zuteil wird –, und gab der Hoffnung Ausdruck, dass der Sieg sich vollenden und – ein neues Zeitalter vaterländischer und europäischer Geschichte heraufführen – werde. Gerade in diesem Zusammenhang aber wurde einmal mehr deutlich, was die Mittwochs-Gesellschaft zusammenhielt, nämlich der Wunsch, – dass auch die deutsche Zukunft nicht allein von der Macht bestimmt sein möge, die in die Hände unseres Volkes gelegt ist, sondern ebensowohl von den geistigen und sittlichen Kräften, mit denen alle Übung der Macht sich innerlich zu erfüllen hat, wenn sie Bestand haben soll. Unter diesem Zeichen –, so schloss Oncken, – wird die Mittwochs-Gesellschaft in der Zukunft ihre Fahne nicht einzuziehen haben, sondern sie wehen lassen auch über das nächste Tausend ihrer geistigen und geselligen Zusammenkünfte. –

Nicht das leiseste Anzeichen liess an diesem Tage ahnen, dass die Dinge auch anders laufen konnten. Und doch sollte dies das letzte Jubiläum sein, das die Mittwochs-Gesellschaft feiern konnte.

Zunächst freilich gingen die Sitzungen wie gewohnt und nach alter Tradition fort. Lediglich der knapperen Ernährungslage musste nun Tribut gezollt werden. Zwar ver-

suchten die Hausfrauen, so gut es eben ging, noch ein einfaches Essen zustandezubringen, aber allmählich ging man mehr und mehr dazu über, dass jeder ein paar Brote mitbrachte, die dann – von der Hausfrau dekoriert – gemeinsam verzehrt wurden.

Das Sitzungsjahr 1940/41 eröffnete Ende Oktober Hans Lietzmann mit einem Vortrag über das Verhältnis von Staat und Kirche im Lichte der Geschichte. Ihm folgten Jens Jessen – zum ersten Mal als Gastgeber – dann Petersen mit einem Vortrag über – Goethes Elsass –, der – fast möchte man sagen: selbstverständlich – nach der erneuten Einverleibung des alten Grenzlandes in das Reich seine deutschen Traditionen unterstrich. Als nächster war Ludwig Beck an der Reihe, der über den deutschen Kriegsplan 1914 sprach. Becks Protokolle lassen zunächst die Faszination kaum ahnen, die von diesem Manne ausging. Sie scheinen abstrakt, unaktuell selbst bei hochaktuellen Problemen, gelegentlich sogar blass. Erst wenn man sich die Mühe macht, sie mehrfach zu lesen, erscheint dies als eine Eigentümlichkeit des Beckschen Stils, der allem Lauten und Polemischen zu tiefst abgeneigt war. Es war der Stil des älteren Moltke mit seiner Devise: – Mehr sein als scheinen. – Der General war ein entschiedener Antimilitarist. Seine Grundüberzeugung zum Verhältnis von Politik und Militär hatte er schon bei seinem ersten Vortrag vor der Mittwochs-Gesellschaft im April 1940 deutlich gemacht: – Die Politik bleibt der Kriegsführung übergeordnet, ist jedoch verpflichtet, das kriegerische Instrument richtig einzuschätzen, wofür wiederum die militärische Führung die volle und selbstverständliche Verantwortung hat. – Diesen Satz interpretierte er jetzt im Blick auf den Ersten Weltkrieg, der verloren ging, nicht weil das Heer versagte, sondern weil die politische und die militärische Führung ohne eigentlichen Plan in diesen Krieg gegangen waren; das heisst ohne eine realistische Einschätzung der eigenen militärischen Möglichkeiten und ohne eine Vorstel-

lung von den politischen Bedingungen des Krieges. Es war klar, auch wenn er mit keinem Wort darauf einging, dass der ehemalige Generalstabschef für den gegenwärtigen Krieg eine ähnliche Konstellation sah.

Johannes Popitz' Vortrag bei der nächsten Sitzung am 11. Dezember 1940 beschäftigte sich erneut mit dem Problem, dessen Lösung er als die grosse politische Aufgabe seines Lebens betrachtete, die Errichtung eines einheitlich gegliederten und mächtigen deutschen Zentralstaates. Diesmal behandelte er das Thema unter der besonderen Fragestellung, ob der Begriff des Reiches, den sein Freund, der Staatsrechtler Carl Schmitt, zu dieser Zeit in die Debatte geworfen hatte, dafür in irgendeiner Weise hilfreich sein könne. Auch dieser Vortrag ist nur verständlich, wenn man sich klarmacht, dass die Begriffe – machtvoller Staat – und – Vollstaat – auf ein von Hitler befreites Deutschland bezogen sind. Popitz und mit ihm der ganze deutsche Widerstand, soweit er sich hier sammelte, ging zu dieser Zeit von dem grundsätzlichen Unterschied zwischen Hitler und der Parteierrschaft auf der einen und Deutschland als Staat auf der anderen Seite aus. Die Beseitigung Hitlers erschien in diesem Kreise nicht zuletzt deshalb zwingend geboten, um jenen, den mächtigen deutschen Staat mit seiner mitteleuropäischen Mission zu retten. Dies macht unter den völlig veränderten Bedingungen der Gegenwart den Zugang zu diesen Überlegungen heute so schwierig.

Unter welchen Bedingungen Popitz damals sprach, können zwei Hinweise deutlich machen. Am Vortage, dem 10. Dezember, hatte Hitler in einer grossangelegten Abrechnung mit England die Geschlossenheit von Volk und Führung betont und dabei eine unmissverständliche Warnung an die Opposition gerichtet: – Alle diese Narren, die sich einbildeten, dass es hier jemals Risse geben könnte, die haben ganz vergessen, dass das Dritte Reich nicht mehr das Zweite ist. –

Wenige Tage später aber trug Hassell in sein Tagebuch ein: – In der Mittwochs-

Gesellschaft neulich glänzender Vortrag von Popitz über den Reichsgedanken. Dann lange Unterhaltung mit Popitz, Sauerbruch, und einem jüngeren Nationalökonomem Jessen (ganz früher Nazi, jetzt bitterer Feind) über die Lage. In den nächsten Tagen wiederholte Besprechungen mit Popitz, Goerdeler usw. über die Notwendigkeit, bald etwas zu tun. –

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der deutschen Opposition gegen Hitler nachzuzeichnen, ihre Pläne, ihre Hoffnungen und ihre Enttäuschungen bis zum 20. Juli 1944. Das alles berührte die Mittwochs-Gesellschaft als solche ja auch nur sehr indirekt. Gleichwohl wird man keinen der Vorträge lesen können ohne das Bewusstsein, dass dies die geistige Welt war, in der entscheidende Figuren des deutschen Widerstandes zu Hause waren. Hier zeigte sich die deutsche Bildungswelt des 19. Jahrhunderts in ihrer letzten und vollkommensten Ausprägung, ehe sie in dieser Form für immer versank. Humanismus und Christentum, Kants Ethik, Goethes Weltfrömmigkeit und der naturwissenschaftliche Geist des ausgehenden neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts waren in dieser Welt eine fast einzigartige Verbindung eingegangen. Diese Bildungswelt hatte schreckliche politische Irrtümer nicht zu verhindern vermocht, aber nun, in der Begründung des deutschen Widerstandes, bestand sie eine Bewährungsprobe, wie sie kaum je einer Bildungstradition abverlangt worden ist.

Dass die Mittwochs-Gesellschaft zu dieser Zeit keineswegs ein blosser Verschwörerzirkel geworden war, vielmehr trotz wachsender Bedrängnisse durch den Luftkrieg unverändert und lebenskräftig das Ideal der – wissenschaftlichen Unterhaltung – vertrat, zeigten die drei Zuwahlen, die den Kreis im Lauf des Jahres 1942 wieder auf sechzehn Mitglieder ergänzten, und die ein erstaunlicher Ausweis seines Qualitätsbewusstseins waren.

Als erster trat im Juni 1942 der damals zweiundvierzigjährige Graecist Wolfgang

Schadewaldt neu in den Kreis ein. Mit achtundzwanzig Jahren bereits Ordinarius in Königsberg, war er 1941 – offenbar nicht ohne Zutun von Popitz – auf den Berliner Lehrstuhl berufen worden. Für Schadewaldt, der gleichermaßen künstlerisch wie wissenschaftlich begabt war, bedeutete der Umgang mit der Antike lebendige Gegenwart, die er auf eine besondere Weise zu vermitteln vermochte. Nach dem Kriege wurde er in Tübingen zu einem bedeutenden Mittelpunkt der klassischen Studien.

Kaum weniger bedeutsam war die Berufung von Friedrich Baethgen, der an die Stelle des im Juni 1942 gestorbenen und von dem ganzen Kreise tief betrauten Hans Lietzmann trat. Baethgens Forschungsgebiete waren neben der Papstgeschichte die deutsche Kaiserzeit, die er im Februar 1943 und im März 1944 in zwei Vorträgen der Mittwochs-Gesellschaft vorstellte. Baethgen wurde nach dem Kriege als Präsident der berühmten Monumenta Germaniae Historica und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, ähnlich wie Johannes Stroux im Osten, zu einer zentralen Gestalt der wissenschaftlichen Erneuerung. Was ihn mit der Mittwochs-Gesellschaft verband, macht die biographische Skizze deutlich, die er Ulrich von Hassell widmete, und die seine tiefe Verehrung für diesen ungewöhnlichen Mann bekundete.

Der dritte schliesslich, der Ende 1942 in den Kreis eintrat und der das vorletzte Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft wurde, der damals einundvierzigjährige Werner Heisenberg, war schon zu jener Zeit ein weltberühmter Mann. Mit seinem Namen verband sich auch ausserhalb der Fachwelt die Neubegründung der theoretischen Physik, deren revolutionäre, nicht nur das physikalische Weltbild tangierenden neuen Einsichten damit auch in die Mittwochs-Gesellschaft einen vielbeachteten und lebhaft diskutierten Einzug hielten.

Als letztes Mitglied folgte ihm 1944 der Orientalist Hans Heinrich Schaeder, der nur noch an wenigen Sitzungen teilnahm.

Wir wissen nicht, ob diese Neuberufun-

gen ausschliesslich oder auch nur vorwiegend auf Vorschläge von Popitz zurückgingen. Aber offenkundig ist, dass er sicher war, dass es sich bei allen um entschiedene Gegner des Regimes handelte. Einer von ihnen – Schadewaldt – ahnte zumindest, dass der Kreis mit dem deutschen Widerstand zusammenhing; die beiden anderen, Baethgen und Heisenberg, zog Popitz unmittelbar ins Vertrauen, ohne dass sie deshalb zu Mitverschworenen geworden wären. Elisabeth Heisenberg berichtet in ihren Erinnerungen, dass Popitz im Winter 1943/44 Heisenberg gebeten habe, zu ihm zu kommen. – Bei diesem Besuch erfuhr Heisenberg, dass ein gewaltsamer Umsturz geplant sei und man sich überlege, wie Deutschland neu und besser zu ordnen sei, wenn das Nazi-Regime beseitigt und der Krieg durch Kapitulation beendet worden sei. Da Heisenberg selbst ständig über solche Fragen nachdachte, fand ein ausserordentlich fruchtbares und intensives Gespräch statt, das eine zwar kurze aber sehr vertrauensvolle Freundschaft schuf. – Heisenberg war nicht bereit, selbst aktiv an der Verschwörung teilzunehmen, weil er dem Umsturz zu diesem Zeitpunkt – nur noch wenig Chancen gab – und meinte, dass der Krieg nun – bis zu seinem schrecklichen Ende durchlitten werden müsste – . Aber die Tatsache eines solchen offenen Gesprächs war ja bemerkenswert genug. –

Die erste Hälfte des Jahres 1943 machte offenkundig, dass sich die militärische und politische Lage des Reiches dramatisch zu verschlechtern begann. Am 31. Januar kapitulierte die 6. Armee in Stalingrad; wenige Monate später, am 13. Mai, war das legendäre Afrika-Korps am Ende. Zugleich steigerte sich die Wucht des alliierten Bombenkrieges, den auch Berlin immer stärker zu spüren bekam. Nahezu jede Nacht war nun Alarm; alles Leben in der Stadt stand unter der ständigen Bedrohung aus der Luft. Auf dem Hintergrund dieser Entwicklung rief Goebbels im Februar zum – totalen Krieg – auf, zu einer fast hysterischen Mobilisierung der letzten Kräfte. Zur gleichen Zeit suchte

die deutsche Opposition verzweifelt nach einem Ausweg, wohl wissend, dass jede weitere militärische Niederlage die Chance eines erträglichen Friedens ohne Hitler mindern würde.

Während so die äussere Entwicklung katastrophale Züge anzunehmen begann, wandte sich die Mittwochs-Gesellschaft intensiv historischen Themen zu. Es war der bewusste Versuch, sich von den Ereignissen nicht einfach verschlingen zu lassen, sondern sich durch die Beschäftigung mit scheinbar entfernten Dingen wenigstens ein Stück weit die innere Distanz zu bewahren.

So sprachen im Januar Eduard Spranger über die Schicksale des Christentums in der modernen Welt und Wilhelm Pinder über den Wandel des Sinnes der Kunst durch ihre Geschichte; im Februar folgte Friedrich Baethgen mit einer Studie über das deutsche Königtum im Hochmittelalter und im März waren Stroux und Schadewaldt an der Reihe, der eine mit einem Beitrag über Harmonie als Wesenszug griechischen Denkens, der andere mit einer Darstellung des Homerischen Sängers. Hätten wir nicht die Zeugnisse aus Briefen, Tagebüchern und Erinnerungen, so könnte es scheinen, als sei die Mittwochs-Gesellschaft von der drohenden Katastrophe ganz unberührt geblieben.

In Wahrheit bedurfte es der ganzen geistigen Kraft, Zucht und Entschlossenheit aller Mitglieder, inmitten der immer chaotischer werdenden Verhältnisse die Gesellschaft für wissenschaftliche Unterhaltung fortzuführen.

Anfang März 1943 hatte ein Grossangriff auf Berlin besonders schwere Schäden verursacht. Spranger berichtete darüber in einem Brief nach Heidelberg: – Die Zerstörungen sind fürchterlich. Ich war vormittags gestern in der Stadt (pflichtmässig als Seminardirektor). Da war der schlimmste Anblick die Hedwigskirche. Die ganze wundervolle Patinakuppel ist einfach verschwunden. Auf der Südseite der Linden brannte es noch... – Die gleiche Situation hielt Hassell wenige Tage später in seinem Tagebuch fest: – Am 11.3.1943 war der

Anmarsch zur Mittwochs-Gesellschaft bei Professor Stroux in Lichterfelde ganz eindrucksvoll, denn das rechte und linke Nachbarhaus waren total ausgebrannt. Der gute Mann sprach dann über den Begriff der Harmonie in der Antike, ein Thema, auf das man sich zuerst schwer konzentrieren konnte... Es war aber nachher doch interessant, es gab sogar stehend anschliessend für mich Laien eine ganz interessante Erörterung. –

Aber fast noch gespannter als die äussere war die innere Lage. In diesen Tagen erfuhr Eduard Spranger, dass sich die jüdische Mutter einer Bekannten vor dem Abtransport in ein Lager das Leben genommen hatte, und schrieb daraufhin der Tochter: – Ich bin, wie schon oft, voll Bewunderung für Sie. Nach all der Last und dem Leid der Entscheidung finden sie schon versöhnliche Worte. Das ehrt Sie als Frau. Der Mann ruft nach dem Recht; ja, ich bin fast am Schreien... –

Zur gleichen Zeit geriet auch die Widerstandsbewegung in eine tiefe Krise. In der zweiten Märzhälfte des Jahres 1943 waren zwei Anschläge auf Hitler auf rätselhafte Weise misslungen; im April gelang der Geheimen Staatspolizei der erste Einbruch in die Organisation der Verschwörer und schliesslich fiel Ludwig Beck durch eine schwere Erkrankung aus; im Februar musste Sauerbruch ihn operieren.

Aus dieser Lage erklärt sich ein Versuch, der vor allem mit dem Namen von Popitz verbunden ist und der zu den problematischsten Schritten zählt, die von diesem Kreise ausgingen. Ende Mai 1943 notierte sich Hassell eine überraschende Bemerkung Langbehns in sein Tagebuch. Langbehn, ein Rechtsanwalt mit guten Verbindungen zu Himmler, der seit Jahren zugleich Vertrauter von Popitz und Mitarbeiter in der Widerstandsbewegung war, behauptete – so Hassell –, dass auch bei der höchsten SS-Führung eine Einsicht in die katastrophale Lage und – die Notwendigkeit, Hitler auszuschalten –, vorhanden sei. – Tatsächlich –, so fuhr Hassell fort, – wird in der Verzweiflung über das ‚Rollen zum Abgrunde und

das Versagen der Militärs bei den Gutgesinnten immer häufiger die Möglichkeit erörtert, wenn alle Stricke reissen, sich der SS zum Sturz des Regimes zu bedienen, schon um dies Instrument in der Hand zu haben und innere Unordnung zu verhindern. Nachher will man dann natürlich auch die SS ausschalten. –

In der Tat hatte Himmler im Mai und Juni 1943 überden Schwedischen Bankier Jakob Wallenberg erneut die Möglichkeit eines Sonderfriedens erkunden lassen. Dies schien für die Verschwörer offenbar einen Weg zu eröffnen, buchstäblich den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Getreu seiner Devise, wonach man nicht mit gewöhnlichen Mitteln aus einer ungewöhnlichen Katastrophe herausführen könne, entschloss sich Popitz, persönlich die Möglichkeiten eines Sturzes Hitlers durch die SS zu sondieren. Auf Vermittlung Langbehns kam es am 26. August 1943 im Reichsinnenministerium zu einer längeren Unterredung zwischen dem preussischen Finanzminister und dem Reichsführer SS, der zu dieser Zeit auf dem Höhepunkt seiner Macht stand. Dabei versuchte Popitz Himmler davon zu überzeugen, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen sei, dass Hitler – entlastet – werden und Himmler die Aufgabe übernehmen müsse, Frieden mit dem Westen zu schliessen.

Es ist schwer zu sagen, ob Himmler das Doppelspiel durchschaute und nur zum Schein auf Popitz einging, um die Opposition aus ihrer Deckung zu locken, ob er Popitz ein Stück weit traute oder ob er seinerseits ein Doppelspiel plante, nämlich die Beseitigung Hitlers durch die Opposition als Voraussetzung für seine eigene Hitler-Nachfolge. Jedenfalls schien Himmler dem Gedanken nicht abgeneigt, und weitere Kontakte und Zusammenkünfte waren vorbereitet, als die Pläne im September 1943 durch einen abgefangenen Funkspruch bekannt wurden und es Himmler geraten erschien, sich schleunigst von allem zu distanzieren. Langbehn kam ins KZ, Popitz blieb – zunächst noch – auf freiem Fuss, war sich aber bewusst, dass er von nun an ganz

oben auf der Liste der – Verräter – stand. Nicht zufällig hielt Goebbels am 23. September 1943 in seinem Tagebuch fest: – Der Führer ist sich absolut im Klaren darüber, dass Popitz unser Feind ist. –

Popitz' Schritt war schon damals und ist noch heute heftig umstritten. In der Tat sieht man nicht, wie der aus der Verzweiflung geborene Plan – unterstellt, er wäre gelungen – weitergeführt hätte. Im Grunde hatte schon Hassell die entscheidenden Einwände notiert: – Die Frage ist nur, erstens ob Himmler und Genossen ein solches Spiel wagen und nachher in dem so freundlich gewünschten Sinne mitspielen, zweitens welche Wirkung dies Verfahren im Ausland hätte, für das doch gerade die SS mit Recht den Teufel verkörpert. –

Andererseits, und dies ist für eine gerechte Beurteilung des Schrittes wichtig, haben Männer wie Dietrich Bonhoeffer und Henning v. Tresckow – beides gewiss keine – Taktierer – einen Putsch der SS als ersten Schritt zum Sturz Hitlers durchaus für möglich gehalten. Der englische Bischof Bell jedenfalls, der im Sommer 1942 von den Pfarrern Bonhoeffer und Hans Schönfeld unabhängig über den Stand der Pläne unterrichtet wurde, hielt in einem Bericht aus dem Jahre 1945 ausdrücklich zwei Stadien des Umsturzes fest: – (1) a revolt inside the Nazi Party, in which Himmler and the S.S. could be encouraged(l) to destroy Hitler; (2) the mobilisation by the opposition of all the other forces in the Army and the nation against Himmler and the S.S. leaders, who were more bitterly hated than anyone else. –

In diesen Tagen – im Juni 1943 – hielt Popitz seinen vorletzten Vortrag in der Mittwochs-Gesellschaft. Er sprach über die künftige Gestaltung der Sozialordnung, ein Thema, das in allen Widerstandskreisen lebhaft verhandelt wurde. Der Vortrag von Popitz freilich war überraschend; denn er enthielt eine so grundsätzliche Kritik am kapitalistischen System und machte so weitreichende Lösungsvorschläge, dass Popitz selbst eine – gewaltige Wertrevolution –

voraussah, falls diese Vorschläge verwirklicht werden würden. Mochte der preussische Finanzminister in vieler Hinsicht ein Konservativer sein – hier ging er weit hinaus über alles, was auf anderen Seiten der deutschen Widerstandsbewegung an Plänen für die Zukunft erwogen wurde.

Mit dem Himmler-Plan und seinem Scheitern hatte Popitz' Tätigkeit für die deutsche Widerstandsbewegung ihren Zenit überschritten. Im Herbst 1943 rückte er aus dem Zentrum der Bewegung, in dem er vier Jahre eine wesentliche Rolle gespielt hatte, an den Rand. Dies hing vor allem mit dem Kreis der jüngeren Offiziere um Stauffenberg und mit dem Gewerkschaftsflügel der Opposition zusammen, die nun an Einfluss gewannen und – aus ihrer Sicht begreiflich genug – kein Verhältnis zur komplizierten Natur dieses Mannes zu gewinnen vermochten.

So klagte Hassell im November über – eine weitere Erschwerung der Arbeit –, die – in der offenbar gewachsenen Abneigung erheblicher Kreise – gegen Popitz bestehe. Jedenfalls sage Goerdeler, – dass sowohl die Arbeitervertreter wie der ‚junge Kreis‘ absolut gegen Popitz seien –, wobei freilich Hassell den Eindruck hatte, – dass letzterer (und auch ein Teil der älteren) viel stärker gegen Goerdeler sei –. Und im Dezember 1943 heisst es dann, Popitz sei – sehr deprimiert. Erstens natürlich wegen der allgemeinen Entwicklung, dann weil er – richtig – annimmt, dass man ihn, der so lange mit aller Kraft mitarbeitet, bei einer Systemänderung nicht in vorderster Linie, jedenfalls nicht an der von ihm gewünschten Stelle (Unterrichtsministerium) einsetzen will. – In der Tat fehlt Popitz' Name auf den letzten uns bekannten Ministerlisten der Opposition. Da auch Becks politische Autorität geschwächt war und Jessen nach einem schweren Autounfall monatelang in der Charité lag, war es jetzt vor allem der ebenso aufrechte wie unermüdliche Hassell, der von dieser Seite die Verschwörung weiterhin vorantrieb.

Gleichwohl erlebte die Mittwochs-Gesell-

Die Rache des Regimes

schäft im Sommer 1944, als schon alles auf die Katastrophe zutrieb, noch zwei geistige und gesellige Höhepunkte. Am 31. Mai 1944 sprach Ludwig Beck, dessen Haus in Lichterfelde durch Luftangriffe schwer beschädigt worden war, im Hause von Sauerbruch über den französischen General Foch, der 1918 die Heere der Alliierten zum Sieg über Deutschland geführt hatte. Es war eine noble Darstellung, wie sie dem noblen Charakter Becks entsprach. Die eigentliche Überraschung aber lieferte Sauerbruch. Unverwüstlich wie eh und je hatte er diesmal den verunglückten Jessen, – noch auf einer Bahre liegend, aber sonst wieder wohl auf –, wie Fechter sich erinnerte, hereintragen lassen, – damit er an dem festlichen Stullenmahl teilnehme, das durch einen frühen Fliegerangriff noch einen besonderen Reiz bekam –. Der Kreis feierte diese Rückkehr mit grosser Freude und befreite sich für Stunden von dem fast unerträglichen Druck der Ereignisse.

Und auch die vorletzte Sitzung am 12. Juli 1944 wurde zu einem besonderen Ereignis. Werner Heisenberg hatte ins Harnackhaus eingeladen und sprach im Zusammenhang mit der Geschichte der Auffassungen vom Wesen der Sterne über die Entdeckung der Kernenergie, die zum ersten Mal die richtige Antwort auf die Frage nach dem Ursprung der Energie der Sterne ermöglicht habe. Noch einmal war die Mittwochs-Gesellschaft, soweit ihre Mitglieder noch in Berlin lebten, fast vollzählig versammelt, und man mag es als ein Zeichen für ihre ungebrochene Kraft nehmen, dass sich ihre letzte Diskussion mit einem Thema beschäftigte, das mehr als alle anderen das Thema der Zukunft sein sollte.

Acht Tage später erschütterte die Nachricht vom gescheiterten Attentat auf Hitler Deutschland und die Welt.

Die Untersuchungen, die unmittelbar nach dem 20. Juli begannen, deckten erst allmählich den ganzen Umfang der Verschwörung auf. Und je deutlicher dieser Umfang wurde, umso mehr wuchsen der Hass und die Rachsucht des Regimes. Hitler, Himmler und Bormann begriffen, dass sie es nicht nur mit einzelnen Verschwörern zu tun hatten, sondern mit Überzeugungen, die den ihren schlechthin entgegengesetzt waren. Nicht nur die Männer zu töten, die die Verschwörung getragen hatten, sondern diese Überzeugungen zu vernichten, war deshalb das Ziel der Verfolgung, die nun begann.

Sie bekam sehr schnell auch die Mittwochs-Gesellschaft in den Blick.

Als erster aus ihrem Kreise starb noch am Abend des 20. Juli Ludwig Beck. Nachdem das Scheitern des Putsches offenbar geworden war, hatte er sich vergeblich das Leben zu nehmen versucht und war schliesslich von einem Feldwebel des Wachbataillons erschossen worden. Paul Fechter, der ihn verehrt hatte wie so viele, die ihn kannten, schrieb später dazu: – Als die ersten Schilderungen des 20. Juli erschienen, war das Grauenhafteste die Vorstellung, was diesem Mann geschehen war. Man sah wieder das Gesicht des Lebenden, in das man nie ohne ein Gefühl bester Verehrung geblickt hatte, und lehnte sich auf gegen den Widersinn des Schicksals, das den Sieg den Minderwertigen verliehen hatte. –

Als nächsten traf es Johannes Popitz. Er wurde in den frühen Morgenstunden des 21. Juli in seinem Hause verhaftet auf Grund des Verdachtes, den Himmler seit dem Gespräch vom August 1943 gegen ihn gehegt. Mit ihm wurde schnell auch der Kreis bekannt, mit dem er zusammenkam. Einer der ersten Berichte der Gestapo an Bormann vom 26. Juli 1944 – dem Tag der letzten Sitzung der Mittwochs-Gesellschaft – bezeichnete diesen Kreis bereits als – ein besonderes Zentrum der Reaktion – und

nannte neben anderen Namen die von Beck, Sauerbruch und Hassell.

Zwei Tage später, am 28. Juli, wurde auch Hassell verhaftet. Bei seiner engen Verstrickung in das Komplott bestand keinerlei Hoffnung, dass sein Name verborgen bleiben konnte. Da er nicht die Absicht hatte, sich zu verstecken, empfing er die Beamten an seinem Schreibtisch. Wiederum vier Tage später, am 1. August, war dann in den Berichten der Gestapo zum ersten Mal ausdrücklich die Rede von der – Mittwochs-Gesellschaft für wissenschaftliche Unterhaltung –, die als – einer der Treffpunkte – bezeichnet wurde, – an denen auf gesellschaftlicher Basis im Anschluss an wissenschaftliche Facherörterungen in kritischer, zum Teil ausgesprochen pessimistischer Art Fragen der politischen und militärischen Lage des Reiches erörtert wurden – . Der Kreis der schon genannten Namen war jetzt um den – Nationalökonom Jessen – und den – liberalen Kulturkritiker Fechter – erweitert.

In diese Zeit werden die beiden Vernehmungen Sauerbruchs fallen, die Kaltenbrunner persönlich vornahm. Aber da Sauerbruch sich geschickt verteidigte und das Regime wohl auch kein Interesse daran hatte, den berühmten und ungewöhnlich populären Mann im Lager der Verschwörer zu sehen, blieb es trotz schwerer Belastungsmomente bei den Vernehmungen.

Am 23. August erschien die Mittwochs-Gesellschaft erneut in den Gestapo-Berichten, diesmal geradezu als ein Mittelpunkt der Verschwörung. In einem eigenen Abschnitt hiess es jetzt: – Durch eine Reihe weiterer Vernehmungen sind einige Persönlichkeiten der Mittwochs-Gesellschaft stärker belastet worden. Popitz hatte in seiner Vernehmung den Versuch gemacht, die Mittwochs-Gesellschaft als einen exklusiven Kreis von Wissenschaftlern zu bezeichnen, in dem Fachgelehrte verschiedener Wissensgebiete Vorträge hielten und Kenntnisse und Erfahrungen austauschten. *Tatsächlich* stellt sich die Mittwochs-Gesellschaft immer mehr als ein Kristallisationspunkt dar, in dem sich Persönlichkeiten defaitistischer und dem Nationalsozialismus feindlicher

Haltung zusammenfanden und sich gegenseitig in ihrer Haltung bestärkten. –

Jetzt erst richtete sich die volle Aufmerksamkeit auch auf Jessen, der unmittelbar danach verhaftet wurde.

Als letzter aus diesem Kreise geriet schliesslich noch Eduard Spranger in die Fänge der Gestapo. In Ludwig Beck's Korrespondenz musste sich, wie Spranger gleich nach dem Kriege schrieb, – eine Bemerkung gefunden haben, ich dächte ebenso wie er. Das war das einzige Gefährliche, das beim ersten Verhör (5 Wochen nach Einlieferung) zur Sprache kam – .

Nach sieben schrecklichen Wochen im Gefängnis Moabit wurde Spranger – nicht zuletzt auf Betreiben des japanischen Botschafters – am 16. November entlassen.

Er war unter den Verhafteten der einzige, der überlebte.

Ulrich von Hassell wurde in einem der grossen Prozesse vor dem Volksgerichtshof zusammen mit Carl Goerdeler, Wilhelm Leuschner, Josef Wirmer und Paul Lejeune-Jung am 8. September zum Tode verurteilt und am gleichen Tag hingerichtet.

Johannes Popitz wurde am 3. Oktober verurteilt. Die Anklageschrift warf ihm und Langbehn merkwürdigerweise vor allem das Komplott mit Himmler vor. Noch im Gefängnis schrieb er für seine Kinder ein Essay über – Meine beiden Freunde: Goethe und Fontane – . Ein Vierteljahr später, am 2. Februar 1945, wurde das Todesurteil vollstreckt.

Schliesslich verhandelte der Volksgerichtshof am 11. November gegen Jens Jessen. Er wurde, wie es im Bericht des Parteibeobachters hiess, – antragsgemäss zum Tode verurteilt. Das Gericht nahm einen besonders schweren Fall der Nichtanzeige des Verbrechens des Hochverrates an... – Jens Jessen starb am 30. November.

Mit dem Tode dieser Männer und mit dem Ende des Reiches, dem sie sich so eng verbunden gewusst hatten, war auch die Mittwochs-Gesellschaft am Ende. Keines ihrer Mitglieder, die die Katastrophe überlebten, hat den Versuch gemacht, ihre Tradition fortzusetzen.

Anmerkungen zu Seite

- 11 – ...*erschossen worden*. – Peter Hoffmann, Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler, Ullstein Buch Nr. 3077, 1974, S. 602 f
- ... *in den Händen der Gestapo*. – Ulrich v. Hassell, Vom andern Deutschland, ²1946, S. 367
- ...*zwei Tage später*. – Ebd. Das Protokoll der 1056. Sitzung, das später von Fechter angefertigt wurde, geht von falschen Voraussetzungen aus.
- ...*löste sich früh auf*. – Paul Fechter, Menschen und Zeiten, 1948, S. 406 f
- ...*verloren wir uns*. – Eduard Spranger, Generaloberst Beck in der Mittwochs-Gesellschaft, in: Universitas 11 (1956), S. 183-193
- ...*konstituiert*. – Hermann Oncken, Geschichte der Mittwochs-Gesellschaft. Festvortrag gehalten bei der tausendsten Sitzung am 19. Juli 1940, als Handschrift gedruckt, o. J., S. 3 f
- ...*für wissenschaftliche Unterhaltung*. – Ebd.
- 11f – ...*erörtert wurden*. – Spiegelbild einer Verschwörung. Die Kaltenbrunner-Berichte an Bormann und Hitler über das Attentat vom 20. Juli 1944, hrsg. vom Archiv Peter, 1961, S. 117
- 12 – ...*angehören*. – H. Oncken, S. 5
- ...*zurückzugehen*. – Albrecht Penck, Ansprache bei der 900. Sitzung der Mittwochs-Gesellschaft am 8. November 1933
- ... *ähnliche Einrichtung dar*. – Theodor Heuss, Der – Dahlemer Samstag –, in: Eduard Spranger, Zum 75. Geburtstag..., hrsg. v. Hans Wenke, 1957, S. 19 ff; P. Fechter, Menschen und Zeiten, S. 375 ff
- 13 – ...*abgestimmt sind*. – H. Oncken, S. 5
- ...*umgehängt hätte*. – P. Fechter, Menschen und Zeiten, S. 371
- 14 – ...*an den festgesetzten Sitzungen teilneh-*
- men*. – Penck an Pinder, 24. 02.1936, Bundesarchiv Koblenz, R 106/21 u. 22
- ...*zu Johannes Popitz*. – Werner Heisenberg, Der Teil und das Ganze, 1969, S. 259
- ...*das Buch beschloss*. – P. Fechter, Menschen und Zeiten, S. 395
- ... *wieder gelesen werden*. – Albrecht Penck, Ansprache bei der 900. Sitzung
- 15 – ... *aus gesundheitlichen Gründen aus-schied*. – Meinecke an Penck, 05.11.1931, Bundesarchiv Koblenz, R 106/21 u. 22
- ... *das Herz schwer macht*. – F. Meinecke, Ausgewählter Briefwechsel. Werke, Band 6, 1962, S. 55 f
- ...*zu spüren bekommen*. – Werner Weisbach, Geist und Gewalt, 1956, S. 89f
- ... *der Tagespolitik*. – Albrecht Penck, Ansprache bei der 900. Sitzung
- 16 – ...*bis 1937 innehatte*. – C. H. Ule, Bill Drews, in: Männer der deutschen Verwaltung, 23 biographische Essays, 1963, S. 261-283
- ... *den politischen Verhältnissen gescheitert*. – F. Hiller v. Gaertringen, Groener, Wilhelm, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 7(1966), S. 111-114
- 17 – ...*neue Impulse zu geben*. – K. M. Hettlage, Johannes Popitz, in: Männer der deutschen Verwaltung, 1963, S. 329-347; ferner H. Dieckmann, Johannes Popitz. Entwicklung und Wirksamkeit in der Zeit der Weimarer Republik, 1960; und die auch Popitz' Vorträge in der Mittwochs-Gesellschaft berücksichtigende Arbeit von L.-A. Bentin, Johannes Popitz und Carl Schmitt, Zur wirtschaftlichen Theorie des totalen Staates, 1972
- ... *in eine bessere Zukunft*. – Ella Petersen, Reiche Jahre an der Seite eines Goetheforschers, [1950], S. 84
- 18 – ... *nicht hinabsinken*. – Jonas Fränkel, Dichtung und Wissenschaft, 1954, S. 264
- ...*aus dieser edlen Grundsubstanz*. –
- 19 Gedenkworte auf Julius Petersen, gesprochen... am 5. November 1941 von Eduard Spranger, in: Julius Petersen zum Gedächtnis, 1941, S. 18

- ... *nichts mehr geändert*. – Goebbels am 27.03.1933 vor den Intendanten und Direktoren der Rundfunkanstalten. Nach der Originalaufnahme, in: Deutschlands Weg in die Diktatur. Originalaufnahmen aus den Jahren 1914-1939, Ariola 51159 X
- 20 – ... *ungewöhnlichen Katastrophe herausführen*. – Hans Herzfeld, Johannes Popitz. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Beamtentums, in: Forschungen zu Staat und Verfassung. Festgabe für Fritz Hartung, 1958, S. 346
- ... *stumm und regungslos*. – Werner Weisbach, Geist und Gewalt, S. 338 f
- ... *nicht viel Glück gehabt hätte*. – Ebda., S. 348
- 21 – ... *sich auszusprechen*. – Ebda., S. 348
- 21 f – ...*zu erwarten*. – Eugen Fischer, Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen, 1913, S. 302 f
- 22 – ...*Auffassung bestärkten*. – Spiegelbild, S. 289
- ...*bekannt geworden*. – Eduard Spranger, Generaloberst Beck, S. 189
- ...*besonders verwendbar gemacht habe*. – Werner Weisbach, Geist und Gewalt, S. 341
- 23 – ... *den Nagel auf den Kopf*. – Ulrich Wilcken, Zur Entwicklung der römischen Diktatur, in: Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse 1940, S. 27
- 24 – ... *mochten es gar nicht*. – Ferdinand Sauerbruch, Das war mein Leben, 1951, S. 526. Die Geschichte wird durch andere Erinnerungen bestätigt, wie überhaupt die umstrittenen Memoiren, von Irrtümern im Detail abgesehen, sich in den wesentlichen Partien als zuverlässig erweisen.
- ... *Schreibtisch befindet...?* – Penck an Frau Sauerbruch, 7.12.1934, Bundesarchiv Koblenz, R 106/21 u. 22
- ... *Freund aller Gutgesinnten*. – Ulrich v. Hassell, Vom andern Deutschland, S. 231
- ...*seiner Freunde*. – Ferdinand Sauerbruch, Das war mein Leben, S. 555-557
- ...*ein halbes Dutzend Veteranen*. – Werner Weisbach, Geist und Gewalt, S. 346
- 25 – ...- – *Neuordnung der deutschen Geisteswissenschaft*. – Helmut Heiber, Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, 1966, S. 13f
- ... *umgehend zu beenden*. – Ebda., S. 213f
- ...*fallen aus*. – Ebda., S. 215
- 26 – ... *zu empfinden und anzuerkennen*. – Werner Weisbach, Geist und Gewalt, S. 365
- ...*den Fall beurteilen*. – Ebda., S. 365f
- ... *ein Bild von mir zu machen*. – Rundschreiben von Weisbach an die Mitglieder der Mittwochs-Gesellschaft, ohne Datum, Bundesarchiv Koblenz, R 106/21 u. 22
- ... *irgendwie zu ändern*. – Werner Weisbach, Geist und Gewalt, S. 366
- 26f – ...*die Seele verunreinigen*. – Ebda.
- 27 – ...*zum Bleiben und Weitermachen entschlossen*. – Eduard Spranger, Mein Konflikt mit der Hitlerregierung 1933, als Manuskript gedruckt, März 1955
- ... *wahnsinnig zu werden?* – Eduard Spranger, Briefe 1901-1963, hrsg. v. H. W. Bähr, 1978, S.170
- 28 – ... *bewahrt werden möge*. – Weisbach an Penck, 10.12.1935, Bundesarchiv Koblenz, R 106/21 u. 22
- ... *die sie dazu gezwungen haben*. – Werner Weisbach, Geist und Gewalt, S. 388
- ... *nachdenkliches Mitbekommen*. – Lietzmann an Weisbach, 30.12.1935, in: Glanz und Niedergang der deutschen Universität. 50 Jahre deutscher Wissenschaftsgeschichte in Briefen an und von Hans Lietzmann, hrsg. v. K. Aland, 1979, S. 839
- 28 f – ... *Selbstverständliches hinnahmen*. – Werner Weisbach, Geist und Gewalt, S. 389f
- ... *mit dem Wiederaufbau begann*. – F. Zucker, In memoriam Johannes Stroux, in: Forschungen und Fortschritte 28,1954, S. 318f
- 30 – ... *aufbewahrt hat*. – Paul Fechter, Die Mittwochs-Gesellschaft, in: Ders., Menschen und Zeiten, S. 365-417
- 31 – ...*an Hitler weiterzuleiten*. – Ulrich v. Hassell, Vom andern Deutschland, S. 38

- ... *das unerledigte Abschiedsgesuch.* – Ebda., S. 46
- 32 – ... *in dem sich Jahrhunderte verwirklichten.* – M. Domarus, Hitler. Reden von 1932-1945, Band II 1, 1965, S. 1047
– ... *verhöhnte.* – Ebda., S. 1050
- 33 – ... *verlangen aussergewöhnliche Handlungen!* – W. Foerster, Ein General kämpft gegen den Krieg. Aus nachgelassenen Papieren des Generalstabschefs Ludwig Beck, 1949, S. 102 f
– ... *in Umrisen bekannt.* – Eduard Spranger, Generaloberst Beck in der Mittwochs-Gesellschaft, S. 189
- 34 – ... *materiell bestimmten Sozialismus.* – W. Braeuer, Jessen, Jens, in: NDB 10(1974), S. 424f; E. Zeller, Geist der Freiheit, 1963, S. 88 ff
– ... *zu teilen.* – H. Höhne, Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS, 1967, S. 197f und S. 475f
– ... *abzumachen gewesen wären.* – Paul Fechter, Menschen und Zeiten, S. 407
– ... *wichtige Dienste.* – Gerhard Ritter, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, 1954, S. 547 Anm. 33
- 34f – ... *in den Dienst des Widerstandes.* – Friedrich Baethgen, Ulrich v. Hassell, in: NDB 8(1969), S. 44-46
- 35 – ... *verfasst wurde.* – Ulrich v. Hassell, Vom andern Deutschland, S. 381-396
– ... *viel getadelt worden.* – So etwa P. Hoffmann, Staatsstreich, S. 234-240
- 37 – ... *nicht mehr das Zweite ist.* – M. Domarus, Hitler. S. 1632
- 39 – ... *zu Mitverschworenen geworden wären.* – So nach mündlicher Auskunft von Baethgen bei L.-A. Bentin, Johannes Popitz, S. 72 Anm. 290.
– ... *durchlitten werden müsste.* – E. Heisenberg, Das politische Leben eines Unpolitischen. Erinnerungen an Werner Heisenberg, 1980, S. 125
– ... *brannte es noch.* – Brief vom 3.03.1943. Eduard Spranger. Briefe, S. 213
- 39 f – ... *ganz interessante Erörterung.* – Ulrich v. Hassell, Vom andern Deutschland, S. 306
- 40 – ... *ich bin fast am Schreien.* – B rief vom 23.03.1943. Eduard Spranger, Briefe, S. 214
– ... *ihn operieren.* – G. Ritter, Carl Goerdeler. S. 345 f; P. Hoffmann, Staatsstreich, S. 328-348
– ... *auch – die SS ausschalten.* – Ulrich v. Hassell, Vom andern Deutschland, S. 317
– ... *Frieden mit dem Westen zu schliessen.* – Allen W. Dulles, Verschwörung in Deutschland, 1948. S. 201-229; H. Höhne, Der Orden, S. 485-488; P. Hoffmann, Staatsstreich, S. 349f
– ... *unser Feind ist.* – Goebbels Tagebücher aus den Jahren 1942-1943, hrsg. von Louis P. Locher, 1948, S. 441
- 41 – ... *den Teufel verkörpert.* – Ulrich v. Hassell, Vom andern Deutschland, S. 317
– ... *than anyone else.* – Dietrich Bonhoeffer, Ges. Schriften, Bd. 1, Ökumene, 1965, S. 393
– ... *gegen Goerdeler sei.* – Ulrich v. Hassell, Vom andern Deutschland, S. 332 f
– ... *einsetzen will.* – Ebda., S. 344
– ... *Ministerlisten der Opposition.* – G. Ritter, Carl Goerdeler, Anhang IX, S. 601-603
– ... *geschwächt war.* – Ebda., S. 385
- 42 – ... *einen besonderen Reiz bekam.* – Paul Fechter, An der Wende der Zeit, 1949. S. 467
– ... *erschossen worden.* – P. Hoffmann, Staatsstreich, S. 602f
– ... *verliehen hatte.* – Paul Fechter, Menschen und Zeiten, S. 401
– ... *gegen ihn hegte.* – Vgl. Himmlers Rede auf der Gauleilertagung am 3. August 1944 in Posen, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 1 (1953) insbes. S. 375f
– ... *Beck, Sauerbruch und Hassell.* – Spiegelbild, S. 57
– ... *an seinem Schreibtisch.* – Ulrich v. Hassell, Vom andern Deutschland, S. 367-371
- 43 – ... *erweitert.* – Spiegelbild, S. 117
– ... *bei den Vernehmungen.* – Ferdinand Sauerbruch, Das war mein Leben, S. 555-557

– ...*in ihrer Auffassung bestärkte*. – Spiegelbild, S. 289

– ...*verhaftet wurde*. – Ebda., S. 290

– ... *zur Sprache kam*. – Eduard Spranger, Briefe, S. 239f. Vgl. auch den Briefv.

18. 11. 1944. ebda., S. 2221'

– ...*am gleichen Tag hingerichtet*. – Spiegelbild, S. 530-542

– ...*mit Himmler vor*. – Allen W. Dulles, Verschwörung, S. 206 IT

– ...*Goethe und Fontane*. – Text in: Anlidoron Edgar Salin zum 70. Geburtstag, 1962, S. 35-51

– ...*des Hochverrates an...* – Spiegelbild, S.543f

Protokolle mit Dokumenten und Kommentaren

Zur Einrichtung der Ausgabe

Der Versuch, die Geschichte dieser denkwürdigen Gesellschaft und mit ihr eine versunkene Zeit aus den alten Protokollbüchern wieder erstehen zu lassen, sah sich vor mancherlei Schwierigkeiten.

Zunächst war aus Gründen des Umfangs unter den Protokollen eine Auswahl zu treffen. Sie ist unter dem Gesichtspunkt vorgenommen worden, dass jedes Mitglied mit seinen wichtigsten und charakteristischsten Beiträgen vertreten sein sollte; dann aber auch im Blick auf Interesse und Lesbarkeit der einzelnen Stücke. Ein vollständiges Verzeichnis aller Sitzungen und Vorträge vom 9. November 1932 bis zum 26. Juli 1944 findet der Leser am Ende des Buches.

Schwieriger war das Problem zu lösen, wie die besondere Atmosphäre des Kreises und sein inneres Leben wiedergegeben werden sollte. Denn die Protokolle, so interessant und vielgestaltig sie sind, geben ja nur eine, die äussere Seite der Mittwochs-Gesellschaft wieder. Nicht minder wichtig für ihre Geschichte aber war das, was nicht aufgezeichnet wurde. Deshalb versucht die vorliegende Ausgabe in einer Marginalspalte neben den Protokollen die andere, innere Seite des Kreises darzustellen.

Diese zweite Spalte soll einerseits durch Bilder, bibliographische Hinweise und einzelne Zitate ein wenig von jener – wissenschaftlichen Unterhaltung – vermitteln, an der die Mittwochs-Gesellschaft so viele Jahre ihre Freude hatte, und die hoffentlich auch für Spätere ihren Reiz nicht verloren hat. Sie soll damit zugleich zum Weiterlesen anregen.

Sie soll andererseits – das ist ihre weitere Funktion – durch Auszüge aus Briefen, Tagebüchern und Erinnerungen bestimmte Lebensumstände, wichtige Ereignisse, vor allem aber die innere Veränderung dokumentieren, die mit der Mittwochs-Gesellschaft vorging und die schliesslich ihr Schicksal wurde. Der Leser soll damit in die Lage versetzt werden, die Protokolle gleichsam gegen das Licht halten zu können und dabei auch verborgene Konturen

zu erkennen, die weit zahlreicher sein mögen, als hier dargestellt wurde.

Dieser Absicht dienen auch die Zeittafeln, die jedem Sitzungsjahr vorangestellt sind, und die nach einer Vorlage des Volkacher Bundes gestaltet wurden.

Die Textgestalt folgt überall wortgetreu den Originalen, ohne den Anspruch einer wissenschaftlichen Edition zu erheben. Dies hätte auch dem Charakter der wissenschaftlichen Unterhaltung widersprochen. So wurden einige wenige schwer lesbare oder unverständliche Stellen stillschweigend ergänzt oder verbessert; im Hassellschen Tagebuch wurden um der leichteren Lesbarkeit willen die Tamnamen durch die wirklichen Namen ersetzt.

Dagegen bestand keine Veranlassung, sachliche Irrtümer, wie sie sich beispielsweise in Paul Fechtlers letztem Eintrag finden, richtigzustellen. Sie sind Bestandteil der Protokolle und ihrer Zeit. Auch auf Anmerkungen wurde – ausgenommen bei der Einführung – verzichtet. Bei dem grossen wissenschaftlichen Lebenswerk jedes einzelnen Mitglieds hätten sie ins Uferlose geführt und den Charakter der wissenschaftlichen Unterhaltung verdorben.

Schliesslich ist die Schreibweise der – Mittwochs-Gesellschaft –, die in allen Variationen vorkommt, nach dem Vorbild Onckens im Festvortrag zur 1'000. Sitzung generell vereinheitlicht worden.

November 1932

Juni 1933

887. bis 899. Sitzung

Zeittafel 1932/1933

6. November Reichstagswahl. Stimmenverluste Für die NSDAP.
3. Dezember Schleicher wird Reichskanzler.
15. Januar Wahlerfolg der NSDAP in Lippe.
30. Januar Hitler wird von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt. Die Regierung besteht aus drei Nationalsozialisten und neun Konservativen.
4. Februar Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze des deutschen Volkes (ermöglicht Versammlungs- und Presseverbote).
27. Februar Brand des Reichstagsgebäudes.
28. Februar Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat (Ausserkraftsetzung der Grundrechte, Ausdehnung der Todesstrafe). 4'000 kommunistische Abgeordnete und Funktionäre werden verhaftet.
5. März Reichstagswahl. Mehrheit für die Regierung Hitler.
- 8.-18. März Gleichschaltung der Länderregierungen mit Hilfe der Verordnung vom 28. Februar.
21. März – Tag von Potsdam – .
24. März Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich, sog. Ermächtigungsgesetz (die Reichsregierung darf – auch von der Verfassung abweichende – Reichsgesetze beschliessen).
31. März Vorläufiges Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich.
1. April Die NSDAP ruft zum Boykott der jüdischen Geschäfte auf.
7. April Zweites Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich, sog. Reichsstatthaltergesetz.
Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums (Entlassung der – Parteibuchbeamten –; Arierparagraph).
10. April Göring wird preussischer Ministerpräsident.
10. Mai – Aktion wider den undeutschen Geist –: Studenten verbrennen – zersetzende – Literatur.
1. Juni Gesetz zur Verminderung der Arbeitslosigkeit: Beginn der – Arbeitsschlacht – . Starker Rückgang der Arbeitslosigkeit.
14. Juli Gesetz gegen die Neubildung von Parteien.
Gesetz über die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche (– Reichsbischof –).
20. Juli Das Reichskonkordat mit dem Heiligen Stuhl wird von Vizekanzler Papen und Nuntius Pacelli (nachmals Pius XII.) unterzeichnet.
22. September Reichskulturkammergesetz.
27. September Hitlers Vertrauensmann Ludwig Müller wird zum Reichsbischof gewählt.

887. Sitzung

am 9. November 1932
im Hause
des Vortragenden Drews

Anwesend die Herren Diels,
Groener, Lietzmann, Maier,
Penck, Petersen, Popitz,
Schlitter, Weisbach, Wilcken



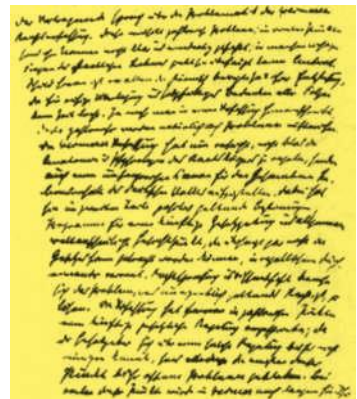
Bill Drews

1870-1938. Jurist.
1917/18 preussischer Innenminister;
1919 Staatskommissar für die
preussische Verwaltungsreform;
1921-1937 Präsident des preussischen
Oberverwaltungsgerichts.
Honorarprofessor an der Universität
Berlin. Verfasser des Preussischen
Polizeirechts 1927/1933.
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft
1927-1938.

Der Vortragende sprach über die Problematik der Weimarer Reichsverfassung. Diese enthält zahlreiche Probleme; in vielen Punkten sind ihre Normen nicht klar und eindeutig gefasst; in manchen wichtigen Fragen des staatlichen Lebens gibt sie überhaupt keine Antwort. Schuld hieran ist vor allem die stürmisch bewegte Zeit ihrer Entstehung, die für ruhige Überlegung und sorgfältiges Bedenken aller Folgen keine Zeit liess. Je mehr man in eine Verfassung hineinschreibt, desto zahlreicher werden natürlich auch Probleme auftauchen. Die Weimarer Verfassung hat nun versucht, nicht bloss die Anatomie und Physiologie des Staatskörpers zu regeln, sondern auch einen umfangreichen Kanon für den gesamten Lebensinhalt des deutschen Volkes aufzustellen. Dabei hat sie im zweiten Teile positiv geltende Bestimmungen, Programme für eine künftige Gesetzgebung und allgemeine weltanschauliche Gesichtspunkte, die überhaupt gar nicht in Gesetzesform gebracht werden können, in regellosem Durcheinander vereint. Rechtsprechung und Wissenschaft bemühen sich, das Problem, was nun eigentlich geltendes Recht ist, zu lösen. Die Verfassung hat in zahlreichen Punkten eine künftige gesetzliche Regelung versprochen; da der Gesetzgeber sich über eine solche Regelung bisher nicht einigen konnte, sind die meisten dieser Punkte bisher offene Probleme geblieben. Bei vielen dieser Punkte wurde in Weimar nach langem Hin und Her ein Kompromiss geschlossen – unter dessen möglichst kautschukartiger Formel sich jede Partei etwas anderes dachte. Als man dann das Kompromiss praktisch auszuführen versuchte – z.B. bezüglich des Art. 146 über die Konfessionalität der Schulen –, zeigte sich, dass das Problem in Wahrheit ungelöst geblieben war.

Viel ernster als diese in der Hauptsache den II. Teil der Reichsverfassung, die Grundrechte, betreffenden Probleme sind aber diejenigen, die sich bezüglich des ersten Teiles, der Organisation des Reiches, ergeben haben, insbesondere bezüglich der Verteilung der vollziehenden und der gesetzgebenden Staatsgewalt. Die Fehlerquelle liegt hier vor allem in einer zu künstlichen und komplizierten Konstruktion und in der in der Nationalversammlung festgewurzelten Auffassung, dass Zeiten und Umstände, Parteien und Volksstimmung stets so bleiben würden, wie sie damals waren. Eine Verfassung kann für die Zeitumstände bei ihrem Erlass das Richtige treffen;

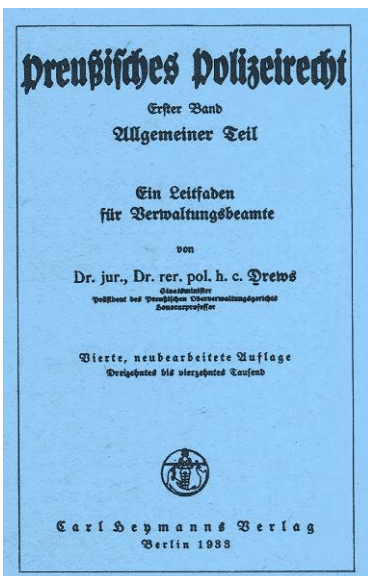
207



Die Weimarer Republik hat weder im Reich noch in Preussen eine grössere Zahl bedeutender Männer der Verwaltung hervorgebracht... Einer der wenigen preussischen Verwaltungsbeamten, der es verdient, zu den grossen Männern der deutschen Verwaltung gezählt zu werden, ist Bill Drews, der letzte Kgl. Preussische Minister des Innern vor dem Zusammenbruch der Monarchie und der letzte Präsident des Preussischen Oberverwaltungsgerichts, bevor dessen Leitung in die Hände eines bewährten Nationalsozialisten gelegt wurde.

Carl Hermann Ule, Bill Drews

ändern diese sich aber, so können die grössten Schwierigkeiten auftauchen. Man wollte in Weimar keine reine und klare Trennung der Exekutive und der Legislative, wie sie z.B. in Nordamerika besteht. Man wollte auf der anderen Seite aber auch kein rein parlamentarisches Regiment wie in England und Preussen, wo die Exekutive ganz und gar vom Parlament abhängt. Man schuf vielmehr eine geteilte Exekutive – den Reichspräsidenten, der direkt vom Volk gewählt ist und dem verfassungsmässig eine eng begrenzte Zahl von Akten der Exekutive vorbehalten ist, und die Reichsregierung (Reichskanzler und Reichsminister), die die gesamte übrige Exekutive, soweit sie dem Reichspräsidenten nicht verfassungsmässig vorbehalten ist, selbständig führen. Der Reichspräsident ernennt zwar das Reichsministerium und kann es auch selbständig entlassen; der Reichstag kann aber jederzeit das Reichsministerium durch ein Misstrauensvotum zum Rücktritt zwingen. Der Reichspräsident kann dem von ihm ernannten Reichsministerium keine verbindliche Anweisung genereller oder spezieller Art erteilen, sondern es nur im Ganzen entlassen – ebenso wie der Reichstag ausserhalb seiner gesetzgebenden Gewalt dem Ministerium im Einzelnen keine Befehle geben, sondern es nur durch ein Misstrauensvotum ganz beseitigen kann. Das glatte Funktionieren dieses komplizierten Ausbalancierungssystems ist dadurch bedingt, dass im Reichstag stets eine Majorität vorhanden ist, die sich überhaupt mit irgendeinem Ministerium einverstanden erklärt. Findet sich eine solche positive Majorität, in Übereinstimmung mit der der Reichspräsident ein Ministerium ernennen kann, nicht zusammen, so liegt ein schwerwiegendes Problem vor, auf das die Verfassung keine Antwort gibt. Die Weimarer Nationalversammlung hat eine solche Lage, in der der Reichstag in einer der wichtigsten Fragen des Verfassungslebens, der Bestellung und Erhaltung der Reichsregierung, versagen würde, offenbar für unmöglich gehalten. Wir wissen, dass sie sich hierin getäuscht hat. Bei einem derartigen Versagen des Reichstags kann der Reichspräsident den Reichstag natürlich auflösen; versagt der neue Reichstag jedoch – wie wir es ebenfalls erlebt haben – in gleicher Weise, so entsteht das neue Problem, ob der neue Reichstag abermals aufgelöst werden kann – denn nach Art. 25 Reichsverfassung ist eine wiederholte Auflösung aus demselben Anlass unzulässig. Spricht der Reichstag einer Reichsregierung sein Misstrauen aus, so *muss* diese nach Art. 54 zurücktreten. Kann der Reichspräsident dann irgendeine andere Regierung, der der Reichstag das Misstrauen *nicht* aussprechen würde, nicht finden, so lässt die Reichsverfassung wiederum das Pro-



blem offen, was dann zu geschehen hat. Da unter allen Umständen überhaupt irgendeine Regierung vorhanden sein muss, wird mit allgemeiner stillschweigender Billigung angenommen, dass der Reichspräsident das zurückgetretene Kabinett oder andere Persönlichkeiten mit der – einstweiligen Führung der Geschäfte – beauftragen kann. Dann entsteht aber das neue Problem, über das die Verfassung wiederum nichts sagt, welcher Unterschied dann zwischen einer – verfassungsmässigen – und einer – geschäftsführenden – Reichsregierung besteht. Der einzige Unterschied dürfte darin liegen, dass der Reichstag eine bloss – geschäftsführende – Regierung nicht zum Rücktritt zwingen kann.

Ebenso wie bei Bildung der Exekutive, bei der er lediglich negative Mitwirkung neben dem Reichspräsidenten hat, kann der Reichstag versagen und hat tatsächlich versagt auf dem ihm zugewiesenen positiven Gebiet der Gesetzgebung, auf dem er grundsätzlich der allein ausschlaggebende Faktor sein soll. In unseren Tagen einer Weltwirtschaftskrise von ungeheurem Ausmass und innerer politischer Spannungen, die dicht vor dem Bürgerkrieg stehen, müssen unbedingt einschneidende gesetzliche Massregeln auf den verschiedensten Gebieten erfolgen, wenn anders nicht das Chaos hereinbrechen soll. Im Reichstag war aber in den letzten zwei Jahren eine solche Majorität nicht mehr zusammenzubringen. Was in einem solchen Fall zu geschehen hat – darüber schweigt sich die Verfassung wiederum aus.

Die Regierung hat – zum ersten Mal bereits im Jahr 1924 – in dieser Situation die Handhabe des Art. 48 benutzt, um die Ordnung unseres öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens aufrecht zu erhalten. Ich sage ausdrücklich: – die Handhabe des Art. 48 benutzt – – denn das, was die Nationalversammlung in Weimar mit dem Art. 48 gewollt hat, war ganz etwas anderes als das, was heute notgedrungenerweise in ihn hineingelegt wird.

Art. 48 steckt voll der schwerwiegendsten Probleme. Der Staatsgerichtshof hat zwar auf einige dieser Probleme in seinen Entscheidungen eine Antwort gegeben; die Probleme sind damit aber nicht aus der Welt geschafft. Denn seine Entscheidungen werden vielfach – z.B. von unseren ersten Staatsrechtslehrern – angefochten; sie haben ferner Kraft immer nur für den einzelnen Fall; der Staatsgerichtshof kann seine Empfehlung z.B. in anderer Besetzung in Zukunft ändern; viele Probleme sind von ihm noch gar nicht erörtert und werden von ihm überhaupt nicht erörtert werden können, da er im Wesentlichen in Streitigkeiten zwischen Reich und Ländern, nicht aber Streitigkeiten zwischen Organen des

Artikel 48.

Wenn ein Land die ihm nach der Reichsverfassung oder den Reichsgesetzen obliegenden Pflichten nicht erfüllt, kann der Reichspräsident es dazu mit Hilfe der bewaffneten Macht anhalten ¹⁾.

Der Reichspräsident kann, wenn im Deutschen Reiche die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet wird, die zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nötigen Massnahmen treffen, erforderlichenfalls mit Hilfe der bewaffneten Macht einschreiten. Zu diesem Zwecke darf er vorübergehend die in den Artikeln 114, 115, 117, 118, 123, 124 und 153 festgesetzten Grundrechte ganz oder zum Teil außer Kraft setzen ²⁾.

Von allen gemäß Abs. 1 oder Abs. 2 dieses Artikels getroffenen Massnahmen hat der Reichspräsident unverzüglich dem Reichstag Kenntnis zu geben. Die Massnahmen sind auf Verlangen des Reichstags außer Kraft zu setzen ³⁾.

Bei Gefahr im Verzuge kann die Landesregierung für ihr Gebiet einstweilige Massnahmen der in Abs. 2 bezeichneten Art treffen. Die Massnahmen sind auf Verlangen des Reichspräsidenten oder des Reichstags außer Kraft zu setzen.

Das Nähere bestimmt ein Reichsgesetz ⁴⁾.

Artikel 48 der Weimarer Reichsverfassung

Reiches selbst (z.B. zwischen Reichsregierung und Reichstag über die Gültigkeit der Reichstagsauflösung) zu entscheiden hat.

Art. 48 zerfällt in zwei Teile. In Absatz 1 ist vorgesehen, wie der Reichspräsident Länder, die ihre verfassungsmässigen oder reichsgesetzlichen Pflichten nicht erfüllen, im Wege der Reichsexekution dazu anhalten kann. Um diese Frage handelt es sich in dem letzten Streit zwischen Reich und Preussen. Der Staatsgerichtshof hat hier positiv bejaht, dass er zuständig sei nachzuprüfen, ob die verfassungsmässige Voraussetzung, dass ein Land eine solche Pflicht verletzt habe, tatsächlich vorliege oder nicht. Diese Entscheidung ist von ausserordentlicher Tragweite insofern, als der Reichspräsident damit grundsätzlich unter die Rechtskontrolle des Staatsgerichtshofes gestellt wird. Sie entspricht dem Wesen des Rechtsstaates. Da der Staatsgerichtshof das Vorliegen einer Pflichtverletzung im vorliegenden Falle verneint hat, hat er die weiteren in dem Streit aufgeworfenen Probleme über Art. 48 Abs. 1 offen gelassen – nämlich 1. in wieweit eine Abweichung in den Grundlinien der Politik seitens einer Landesregierung von derjenigen der Reichsregierung eine *Pflichtverletzung* darstellen könne, 2. *was* der Reichspräsident im Wege der Exekution eigentlich anordnen, und 3. ob der Reichspräsident bei der Exekution gewisse Formen beobachten müsse, insbesondere ob er die betreffende Landesregierung vorher zur Abstellung der von ihm gerügten Mängel auffordern müsse (sog. Mängelrüge). Wir sehen also Probleme über Probleme, die noch der Lösung harren.

Noch grössere Bedeutung hat in unserer Zeit Art. 48 Abs. 2 gewonnen über das Notverordnungsrecht des Reichspräsidenten. Diese Bestimmungen sind gewissermassen das Erbe des Art. 68 der alten Bismarckschen Verfassung über den Belagerungszustand. Dieser war während des Krieges sehr unbeliebt geworden; ihn wollte man in Weimar nicht wieder zulassen. Auf der anderen Seite sah man aber in Weimar unter dem frischen Eindruck der blutigen Spartakusrevolte vollkommen ein, dass bei derartigen Gelegenheiten die oberste Exekutivgewalt besondere ausnahmsweise Vollmachten haben müsse – nicht nur im Einzelfall befehlend, sondern vorübergehend auch allgemein verbindliche Vorschriften mit Gesetzeskraft zu erlassen und dabei sogar in gewisse verfassungsmässige Grundrechte der Staatsbürger (persönliche Freiheit, Presse-Versammlungsfreiheit usw.) einzugreifen. Diese Vollmacht sollte der Art. 48 Abs. 2 dem Reichspräsidenten erteilen. Der Reichstag sollte aber volle Kontrolle über alle die Massnahmen dadurch behal-

ten, dass sie ihm sofort mitgeteilt und auf sein Verlangen sofort wieder ausser Kraft gesetzt werden müssen. Die grundsätzliche alleinige Gesetzgebungsgewalt des Reichstags erschien damit völlig gesichert. Die Nationalversammlung war der festen Überzeugung, dass die Anwendung des Artikels nur in Zeiten gewaltsamer Unruhe in Frage kommen könne, in denen die ordentliche Beschlussfassung des Reichstags nicht mehr abgewartet werden kann; in Zeiten wirtschaftlicher oder sozialer Krisen werde sich ja stets eine Mehrheit im Reichstag zusammenfinden, die die nötigen Abwehrmassregeln im Wege der ordentlichen Gesetzgebung treffen werde.

Wir alle wissen, dass auch diese Erwartung der Nationalversammlung getrogen hat. In den gefährlichsten Momenten unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruchs hat der Reichstag völlig versagt; es fand sich in ihm keine Mehrheit für irgendeine auch nur einigermaßen Erfolg versprechende gesetzliche Abwehrmassregel zusammen, Mehrheiten gab es nur für die Ablehnung aller vorgeschlagenen. In dieser Lage griff der Reichspräsident zur Handhabe des Art. 48 Abs. 2; die ordentliche Gesetzgebung auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet ruht seit über 2 Jahren vollständig; wir leben im Zeitalter der Notverordnungen.

Der Staatsgerichtshof hat in Anerkennung der Staatsnotlage den Art. 48 Abs. 2 ausserordentlich extensiv interpretiert. Vor allem hat er erklärt, dass – öffentliche Sicherheit und Ordnung – nach Art. 48 Abs. 2 nicht nur im gewöhnlichen sicherheitspolizeilichen Sinne zu verstehen sei, sondern dass darunter auch die Aufrechterhaltung geordneter wirtschaftlicher, sozialer und finanzieller Zustände falle. Weiter hat er erklärt, dass der Reichspräsident auf Grund des Art. 48 Abs. 2 auch tief in die den Ländern verfassungsmässig garantierten Rechte eingreifen kann; er kann ferner Massregeln auf Gebieten ergreifen, die nach der Reichsverfassung gewöhnlich gar nicht zur Zuständigkeit des Reichs, sondern der Länder gehören; er kann die Landesregierungen ermächtigen, ihrerseits Massnahmen in Abweichung von Landesverfassung und Landesgesetzen zu treffen; und er oder die von ihm beauftragten Reichsorgane können bestimmte Zweige der Landesverwaltung oder – wenn er es zur Wiederherstellung der gestörten Sicherheit und Ordnung für nötig hält – sogar die gesamte Exekutive in allen Verwaltungszweigen der Landesregierung abnehmen und selbst ausüben. Nur eine Grenze ist ihm hierbei nach der Rechtsprechung des Staatsgerichtshofes gezogen: er darf nicht Massregeln treffen, die die selbständige Staatspersönlichkeit der Länder als solche tatsächlich aufheben. Der

Drews gehört zu den Reformern der preussischen Verwaltung und damit in die Reihe der Stein-Hardenberg-Gneist-Miquel, wenn er auch mit Stein das Schicksal zu tragen hatte, dass seinen weitreichenden Reformplänen bei seinen Lebzeiten nur zu einem kleinen Teil Erfolg beschieden war. Jedoch hat sein Gedanke, den Preussischen Staat ganz auf dem Boden der kommunalen Selbstverwaltung zu gründen, nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Staates vornehmlich in den aus dem ehemaligen Preussen hervorgegangenen norddeutschen Ländern starken Widerhall gefunden, und sein unablässiges Bemühen, das im Preussischen Landesverwaltungsgesetz von 1883 miteinander verbundene Verwaltungsbeschluss- und Verwaltungsstreitverfahren voneinander zu trennen und eine selbständige, unabhängige und umfassende Verwaltungsgerichtsbarkeit aufzubauen, ist durch die Neuordnung der Verwaltungsgerichtsbarkeit nach 1945 voll bestätigt worden.

Carl Hermann Ule, Bill Drews

Staatsgerichtshof bezeichnet demgemäss als unzulässig, dass auf Grund des Art. 48 Abs. 2 die nach der Landesverfassung bestehende Landesregierung ihres Amtes überhaupt enthoben wird, oder dass ihr die Vertretung des Landes im Reichsrat sowie im Landtag, Staatsrat usw. genommen oder die Befugnis zur Vertretung des Landes dem Reich oder anderen Ländern gegenüber aberkannt wird. Wie freilich eine Landesregierung, die gegenüber den nachgeordneten Landesbehörden keine Befehlsgewalt mehr besitzt, diese Aufgabe ordnungsgemäss erfüllen soll, bleibt ein ungelöstes Problem.

Dass der Staatsgerichtshof sich für berechtigt hält nachzuprüfen, ob die in Art. 48 Abs. 2 geforderte Voraussetzung für die Zulässigkeit von Notverordnungen (erhebliche Störung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung) tatsächlich vorgelegen hat oder nicht, hat er zwar nicht ausdrücklich ausgesprochen; es ist dies aber nach seiner Entscheidung bzgl. des Abs. 1 anzunehmen. Verneint hat der Staatsgerichtshof dagegen seine Befugnis nachzuprüfen, ob die vom Reichspräsidenten angeordneten Massnahmen zur Beseitigung der vorhandenen Störung objektiv notwendig waren oder ob nicht weniger einschneidende Massnahmen zu diesem Zwecke genügt hätten; der Staatsgerichtshof fordert lediglich, dass der Reichspräsident subjektiv mit seinen Massnahmen die Störung beseitigen wollte und dass er nach seinem pflichtmässigen Ermessen diese Massnahmen subjektiv für nötig hielt.

Ganz ungeklärt geblieben ist einstweilen das Problem, was zu geschehen hat, wenn der Reichstag rein negativ die Aufhebung getroffener Massnahmen auf Grund des Art. 48 Abs. 2 verlangt – ohne zugleich positive Ersatzmassnahmen zu beschliessen, die die Sicherheit und Ordnung auf andere Weise aufrecht erhalten. Ein Vakuum würde unter den heute vorliegenden Umständen das Chaos bedeuten. Der Reichspräsident kann einem solchen Beschluss natürlich durch Reichstagsaufhebung zuvorkommen; steht der neue Reichstag aber auf dem gleichen Standpunkt, so erhebt sich wiederum das Problem, wie eine solche wiederholte Auflösung aus gleichem Anlass mit Art. 25 Reichsverfassung zu vereinbaren ist.

Beschliesst der Reichstag die Aufhebung, so *muss* nach zwingender Verfassungsvorschrift die Massnahme zunächst aufgehoben werden. Will man aber das Reich nicht widerstandslos dem Chaos überliefern, so wird dem Reichspräsidenten aus Gründen des Staatsnotrechtes – das nun einmal höher steht als jede Verfassung – die Befugnis zuerkannt werden müssen, inhaltlich die gleichen Massnahmen von Neuem anzuordnen – und zwar nötigen-

falls mit Gegenzeichnung des auf ein Misstrauensvotum des Reichstags hin zurückgetretenen, aber – mit der einstweiligen Fortführung der Geschäfte vom Reichspräsidenten betrauten – alten Ministeriums.

Der gegenwärtige Ausnahmezustand mit seinen zahllosen Problemen darf auf die Dauer nicht bestehen, wenn anders die Existenz unseres Vaterlandes nicht unhaltbar erschüttert werden soll; Staatsstreich oder Revolution stehen uns sonst bevor. Zu verfassungsgemäss geordneten Verhältnissen können wir aber erst dann wieder kommen, wenn wieder ein zu positiver Arbeit – und zwar sowohl bei der Regierungsbildung wie bei der Gesetzgebung – fähiger Reichstag vorhanden ist. Diesem wird dann auch die Lösung des überaus schweren Problems obliegen, das verfassungsgemäss vorgesehene Ausführungsgesetz zu Art. 48 zu erlassen, das alle jetzigen Zweifelsfragen eindeutig klärt und das einerseits den verfassungsmässigen Gesetzgebungsweg nach Möglichkeit offen hält, andererseits aber auch in Zeiten dringender Not des Vaterlandes – aus welchen Gründen die Not auch immer stammen möge – das unbedingt erforderliche Sicherheitsventil für sofortiges durchgreifendes Handeln schafft.

Vortragender besprach dann noch kurz die Aussichten der im Flusse befindlichen Reichsreform.

889. Sitzung
am 7. Dezember 1932
im Hause des
Vortragenden Penck

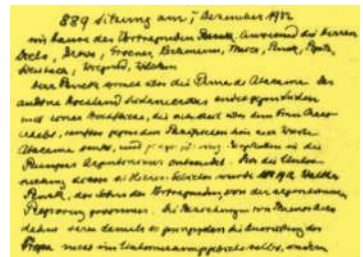
Anwesend die Herren Diels,
Drews, Groener, Lietzmann,
Maier, Popitz, Weisbach,
Wiegand, Wilcken

Herr Penck sprach über die Puna de Atacama. Das andine Hochland Südamerikas endet gegen Süden mit einer Hochfläche, die sich steil über dem Gran Chaco erhebt, sanfter gegen den Pazifischen Ozean hin zur Wüste Atacama senkt, und etagenförmig Bergketten in die Pampas Argentinien entsendet. Für die Untersuchung dieses südlichen Gebietes wurde 1912 Walther Penck, der Sohn des Vortragenden, von der argentinischen Regierung gewonnen. Die Beziehungen von Buenos Aires dahin waren damals so gering, dass die Ausrüstung der Tropa nicht im Unternehmensegebiet selbst, sondern im 600 km weiter südlich gelegenen S. Juan erfolgte. Die Arbeit begann mit einem entsprechend langen Ritte durch die Wüsten am Fusse der Cordillera, der durch den Versuch einer Besteigung der Sierra de Famatina unterbrochen wurde. Walther Penck erreichte indes den Gipfel nicht. Das Untersuchungsgebiet war der



Albrecht Penck

1858-1945. Geograph.
1906-1926 Ordinarius in Berlin.
Bekannt durch seine Arbeiten zur
Oberflächengestalt der Erde,
insbesondere im Eiszeitalter.
Mitglied der Preussischen Akademie.
Mitglied der Mittwochs-
Gesellschaft 1906-1944; Kanzler
seit 1924.





Blick von den Westhängen des Cerro Palca über die Chaschuil-senke auf die Puna und den Nevada Incahuasi mit seinen südlichen Nachbarn

Bolson von Fiambala, der sich zwischen der nördlichen Fortsetzung der Sierra de Famatina und der Sierra de Fiambala erstreckt; im Süden offen reicht der Bolson im Norden bis an die Hochfläche der Puna. Diese erhebt sich im Durchschnitt über 4'000 m und wird von alten Vulkanen überragt. Drei derselben, der Nevada Boneto (6 400 m), der Nevada S. Francisco (6'000 m) und der

Reichs-Anzeige

Deutsche Allgemeine Zeitung

(D.A.Z.)

Berlin, 31. Januar 1933 (Montag)

72. Jahrgang Nr. 40-56

Preis 10 Pf.

Hitler zum Reichskanzler ernannt

Ein Kabinett der Harzburger Front — Hugenberg und Selbte, v. Neurath und Graf Schwerin in der neuen Reichsregierung

Hitler spätestens am 7. Februar vor dem Reichstag

An der Macht

Der Herr Reichspräsident hat heute die Ernennung des Reichskanzlers und der Mitglieder des Reichskabinetts beschlossen. Die Ernennung des Reichskanzlers ist die wichtigste Entscheidung, die der Reichspräsident in der ersten Sitzung des Reichspräsidentenrat nach dem Einzug der Nationalsozialisten in die Regierung getroffen hat. Die Ernennung des Reichskanzlers ist die wichtigste Entscheidung, die der Reichspräsident in der ersten Sitzung des Reichspräsidentenrat nach dem Einzug der Nationalsozialisten in die Regierung getroffen hat.

Der Reichspräsident hat heute die Ernennung des Reichskanzlers und der Mitglieder des Reichskabinetts beschlossen. Die Ernennung des Reichskanzlers ist die wichtigste Entscheidung, die der Reichspräsident in der ersten Sitzung des Reichspräsidentenrat nach dem Einzug der Nationalsozialisten in die Regierung getroffen hat.

Der Reichspräsident hat heute die Ernennung des Reichskanzlers und der Mitglieder des Reichskabinetts beschlossen. Die Ernennung des Reichskanzlers ist die wichtigste Entscheidung, die der Reichspräsident in der ersten Sitzung des Reichspräsidentenrat nach dem Einzug der Nationalsozialisten in die Regierung getroffen hat.

Judung zum Kaiserpostamt

Der Reichspräsident hat heute die Ernennung des Reichskanzlers und der Mitglieder des Reichskabinetts beschlossen. Die Ernennung des Reichskanzlers ist die wichtigste Entscheidung, die der Reichspräsident in der ersten Sitzung des Reichspräsidentenrat nach dem Einzug der Nationalsozialisten in die Regierung getroffen hat.



Der Reichspräsident hat heute die Ernennung des Reichskanzlers und der Mitglieder des Reichskabinetts beschlossen. Die Ernennung des Reichskanzlers ist die wichtigste Entscheidung, die der Reichspräsident in der ersten Sitzung des Reichspräsidentenrat nach dem Einzug der Nationalsozialisten in die Regierung getroffen hat.



Reichspräsident Hindenburg Reichskanzler Hitler Reichsminister Hugenberg Reichsminister Selbte Reichsminister Neurath Reichsminister Graf Schwerin

Nevada Incauari wurden von Walther Penck erstiegen. Über die Baumgrenze aufragend, überweht von westlichen oft zu Stürmen sich steigernden Winden ist die Puna de Atacama eines der unwirtlichsten Gebiete der Erde, menschenleer, nur randlich besucht von Hirten und Jägern, aber seit den Inkazeiten durchmessen von kleinen Karawanen. Freundlicher wird das Hochland gegen Osten. Zwar bleibt es über der Baumgrenze, aber östliche Winde bringen Feuchtigkeit vom Atlantischen Ozean. Ein Hauch von Grün legt sich hier und da über das Land und bietet Jagd- und Weidegründe. Dicht bewaldet ist der Ostabfall in der Sierra de Aconquija gegen den Gran Chaco, wüstenhaft indes die Umrandung des Bolson de Fiambala mit seinen Südwinden, die Dünen-sand bis 4'000 m hinauf aufs umrahmende Gebirge ge-weht haben. Walther Penck hat von diesem Gebiete eine geographische Karte 1:200'000 aufgenommen, die etwa 12'000 qkm deckt, und die ihm als Grundlage einer geo-logischen Karte dient. Das Hauptergebnis seiner Unter-nehmung besteht im Nachweis, dass die Puna eine Zusammenscharung einzelner Gebirgsketten ist, die sich nach Süden auseinanderfalten. Ihre Gesamterhe-bung ist verknüpft mit vulkanischer Tätigkeit.

Die für den 21. Dezember im Hause Oncken geplante Zusammenkunft entfiel auf Wunsch des Herrn Oncken.

892. Sitzung
am 8. Februar 1933
im Hause des
Vortragenden Petersen

Anwesend die Herren Drews,
Fischer, Groener, Maier,
Penck, Popitz, Wiegand,
Wilcken

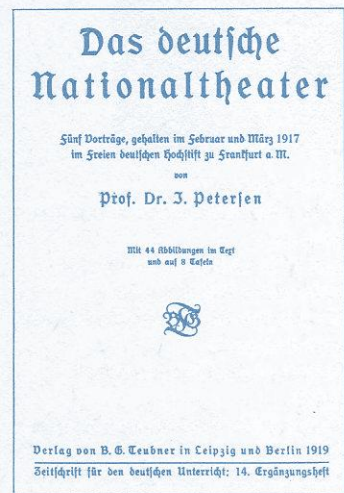
Der Vortragende sprach über die Idee des deutschen Nationaltheaters, die im 18. Jahrhundert sich als politi-sche Fassade der in Aufklärung, Sturm und Drang, Klas-sik und Romantik aufsteigenden deutschen Bewegung entwickelte. Auch der Begriff füllte sich in einer Stufen-folge mit kulturellem, sozialem, erzieherischem und stoff-lich-dichterischem Inhalt. Die *erste* Forderung war ein Theater in der Sprache des *eigenen Volkes*, was noch vor einem Vierteljahrhundert beinahe als Utopie angesehen war. Wir hatten jahrhundertlang ein *lateinisches* Theater vom geistlichen Schauspiel des Mittelalters über das Schul- und Universitätstheater der Humanisten bis zum Jesuitentheater der Gegenreformation; dazu kam um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert ein *englisches* Theater herumreisender Komödianten; in der Barockzeit kam von Süden die *italienische* Oper, deren kostspielige Pflege



Julius Petersen

1878-1941. Germanist, Literatur-historiker.
Seit 1920 Ordinarius in Berlin.
Zahlreiche Arbeiten zur
Geschichte der deutschen Klassik
und Romantik.
Präsident der Goethe-Gesellschaft.
Mitglied der Preussischen Akademie.
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft
1923-1941; Koadjutor bis 1940.

892. Sitzung vom 8. Februar 1933 im Hause
des Vortragenden Petersen.
Anwesend die Herren Drews, Fischer, Groener, Maier, Popitz,
Penck, Wiegand, Wilcken.
Der Vortragende sprach über die Idee des deutschen Nationaltheaters
die im 18. Jahrhundert sich als politische Fassade der in Aufklärung,
Sturm und Drang, Klassik und Romantik aufsteigenden deutschen Be-
wegung entwickelte. Auch der Begriff füllte sich in einer Stufenfolge
mit kulturellem, sozialem, erzieherischem und stofflich-dichterischem
Inhalt. Die erste Forderung war ein Theater in der Sprache des eigenen
Volkes, was erst vor einem Vierteljahrhundert beinahe als Utopie ange-
sehen war. In der Mitte des 17. Jahrhunderts kam ein englisches Theater von
Süden die italienische Oper, deren kostspielige Pflege



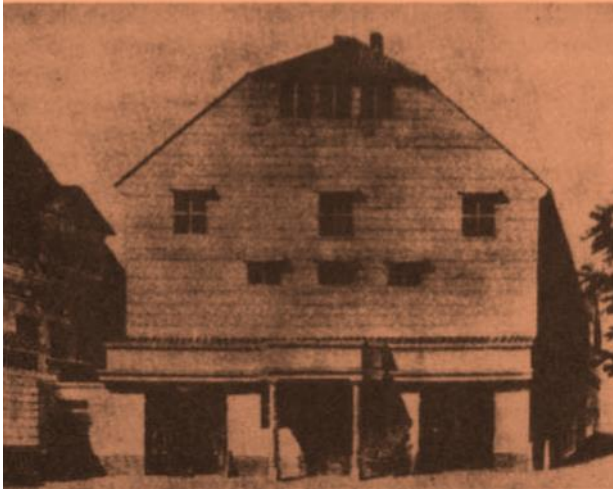
höfische Repräsentationspflicht wurde; endlich richtete sich im 18. Jahrhundert *französisches* Hofschauspiel und *französisches* Ballett so fest ein, dass das Nationaltheater nur im heftigsten Kampf gegen diese Vorherrschaft sich durchsetzen konnte.

Der *zweite* Sinn des Wortes ging aus einem *sozialen* Gesichtspunkt hervor: das Nationaltheater wollte eine Bühne sein, an der alle Schichten der Gesellschaft in gleicher Weise Anteil hätten. Hatte es bisher ein Theater der Kirche, des Hofes, der Gelehrten und der niederen Jahrmarktsbelustigung gegeben, so suchte die bürgerliche Kultur der Aufklärung für ihre alle Stände umfassende Bildungsarbeit das Erziehungsmittel des Theaters zu benutzen, aber sie fand Widerstand bei allen den Mächten, die bisher ihr eigenes Theater geführt hatten: in den moralischen Bedenken der Kirche, den Anstandsregeln des Hofes, im überheblichen Dünkel der Gelehrten und in der Geschmacklosigkeit des Pöbels.

Der Vortragende zeigt, wie Gottscheds Bühnenreform diesen Widerständen begegnet; nur in einem bestand der Rechenfehler, dass er unter Rücksicht auf den Geschmack der Höfe seine Reform auf Übersetzungen der französischen klassischen Frühzeit aufbaute. Hier war Lessing im Recht, indem er die Aufpfropfung des fremden Reises unter Berufung auf den deutschen Nationalgeschmack verurteilte. Indem Lessing als Dramatiker Lebensnähe an die Stelle idealer Ferne, Gleichartigkeit an die Stelle der Fremdheit, Rührung an Stelle der Bewunderung setzte, gab er dem kommenden Nationaltheater die Grundlagen *heimischer* Kunst. Dieser dritte Punkt war schon von Lessings Vorläufer Johann El. Schlegel unter Berufung auf das Altertum, das nur ein Nationaltheater gekannt hatte, betont worden. Die Vorbildlichkeit sah Schlegel auch darin, dass das Theater Athens kein Geschäftsunternehmen, sondern Staatssache war. Vielfach tritt in diesen Jahren die Forderung nach Ablösung des Unternehmertums durch einen staatlich angestellten Aufseher (Intendant) hervor. In Berlin war unter Friedrich d. Gr. auf solche Förderung des deutschen Theaters nicht zu rechnen. Die ersten Nationaltheater wurden in Hamburg 1767, Wien 1776 und Mannheim 1779 gegründet. Die drei Institutionen, von denen die erste ein bürgerliches, die zweite ein höfisches Theater darstellte, während das dritte die glückliche Sonderart eines Hoftheaters ohne Hof hatte, werden besprochen. In Mannheim wurde auch über den Sinn des Nationaltheaters diskutiert, und Schillers Rede – Was kann eine gute stehende Bühne eigentlich wirken? – gab dem Nationaltheater den Sinn und die Aufgabe, eine Nation heranzubilden, während für Lessing die Nation als



Mannheimer Nationaltheater,
1778. Stich nach Klauber

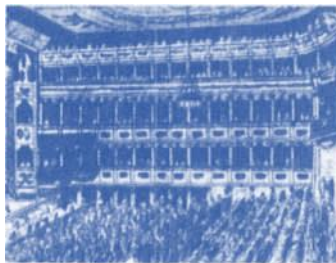


Hamburgisches Nationaltheater
(Theater am Gänsemarkt).
Zeitgenössischer Stich

Voraussetzung ihres Theaters anzusehen war. Seit dem Erlebnis der Mannheimer Räuberaufführung war Schiller von der Wirkungsgewalt der Schaubühne überzeugt; er teilte später seinen Enthusiasmus auch Goethe mit in der gemeinsamen Weimarer Bühnenleitung. Doch wurden beide in Weimar durch höfische Rücksichten gehemmt, und Schiller neigte gegen Ende seines Lebens mehr und mehr nach Berlin, das seit 1786 auch sein Nationaltheater hatte, auf dem seit 1796 der ehemalige Mannheimer Schauspieler Ifiland sich auf nationalen Spielplan einstellte.

Im Jahr 1808 war es schon so weit, dass das Nationaltheater als Staatsangelegenheit dem Kultusministerium unterstellt werden sollte. Nach den Befreiungskriegen kam der Rückschlag; der Name Nationaltheater wurde aller Orten durch Hoftheater ersetzt; Kultur der Mittelmässigkeit, Epigonentum, Historismus, Abschluss gegen

Königliches Nationaltheater
Berlin, 1802 abgerissen.
Zeitgenössischer Stich



Altes Wiener Burgtheater am
Michaelerplatz, Ende des
18. Jahrhunderts.
Zeitgenössischer Stich

das Werden war die Signatur dieser unter adlige Intendanten und Zeremonienmeister gestellten Anstalten. Die Idee des Nationaltheaters flammte 1848 neu auf; im preussischen Kultusministerium sind Aktenstöße von Reformvorschlägen gehäuft, die der liberale Minister Ladenberg und Franz Kugler durch öffentlichen Erlass herausgefordert hatten: die meisten erblickten das Heil in der Umwandlung der Hoftheater in Staatstheater. So auch Richard Wagner in seinem Aufruf für Sachsen. Das Festspielhaus in Bayreuth wurde in gewissem Sinn Vollendung dieser Pläne, ohne dass Wagner den Namen Nationaltheater dafür in Anspruch nahm. Der Festspielgedanke griff auch auf das Schauspiel über (Gottfried Kellers Aufsatz Am Mythenstein); zahlreiche Festspieltheater wurden gegründet; Gesamtgastspiele in München unter Dingelstedt und Laube wie die Gastspielfahrten der Meininger bewiesen, dass auch Hoftheater die Aufgabe des Nationaltheaters erfüllen konnten.

Die mit der Reichsgründung wieder belebte Bewegung führte zur Gründung des Deutschen Staatstheaters, das durch Jahrzehnte die repräsentative Bühne Berlins unter L'Arronge, Brahm und Reinhardt gewesen ist, aber jetzt den Namen kaum mehr verdient. Seitdem die Hoftheater in Staatstheater umgewandelt worden sind, haben wir 3 Formen ideell geleiteter Bühnen: Staatstheater, Stadttheater, Volksbühne. Wie die 3 Ringe in Lessings Parabel stellen sie Erbstücke der alten Nationaltheateridee dar, ohne dass wir wissen, welches der echte ist. Aber die Parabel lehrt wie die Geschichte der Idee, dass nicht im Ring selbst, nicht in der Organisation, die Kraft liegt, vor Gott und Menschen angenehm zu werden, sondern in dem Träger selbst, in der Persönlichkeit des Bühnenleiters. Dazu muss die Dichtung kommen; ein entfesseltes Theater kann nicht Nationaltheater sein, aber ein historisches

Reichs-Angabe

Deutsche Allgemeine Zeitung

No. 1. März 1883 (Dienstag) Nr. 101-103

**Todesstrafe für
„Verrat am deutschen Volke“**

Der Wortlaut der Notverordnung — Schärfste Strafen auch für Hochverrat

1. Abschnitt
Verurteilung der Verurteilten gegen Leib und Leben mit Verbot militärischer Dienstleistung

§ 1
Die Bundesräthe oder Kaiser oder Reichspräsident können durch Verordnung gegen Leib und Leben mit Verbot militärischer Dienstleistung verurtheilen:

2. Abschnitt
Schärfste Strafen gegen Hochverrat

§ 2
Wer sich durch Verbrechen an dem Kaiser, an dem Reichspräsidenten oder an dem Bundesrathen oder an dem Kaiserlichen Erbprinzen oder an dem Kaiserlichen Kronprinzen oder an dem Kaiserlichen Erbprinzen oder an dem Kaiserlichen Kronprinzen oder an dem Kaiserlichen Erbprinzen oder an dem Kaiserlichen Kronprinzen...

3. Abschnitt
Schärfste Strafen gegen Hochverrat

§ 3
Wer sich durch Verbrechen an dem Kaiser, an dem Reichspräsidenten oder an dem Bundesrathen oder an dem Kaiserlichen Erbprinzen oder an dem Kaiserlichen Kronprinzen oder an dem Kaiserlichen Erbprinzen oder an dem Kaiserlichen Kronprinzen...

Theater, das sich vor der Kunst der Zeit verschliesst, kann es ebensowenig sein. Wille und Bereitschaft sind da, und die Nationaltheater-Idee braucht nicht nur in der Erinnerung an einstmaliges Besseres und in der Anerkennung der erfüllten Aufgabe zu bestehen, sondern kann als unabänderliches Ziel der Aufschwung gebenden Hoffnung weiter wirken.

894. Sitzung
am 8. März 1933
im Hause des
Vortragenden Diels

Anwesend die Herren Drows,
v. Ficker, Fischer, Groener,
Lietzmann, Penck, Popitz,
Sauerbruch, Wilcken

Der Vortragende sprach über die Methoden, neue Pflanzenformen künstlich zu gewinnen. Die als – neu – bezeichneten Sorten beruhen meistens darauf, dass aus einer grossen Masse von normalen Gewächsen einzelne Individuen mit einer auffallenden, ungewohnten Eigenschaft ausgelesen werden: das – Neue – ist nur scheinbar neu, es war bereits vorher in der Masse verborgen. Durch konsequente Beobachtung von Massenkulturen erzielen erfolgreiche Züchter ihre Novitäten.

Auf ganz anderem Wege zu neuen Formen gelangt man, wenn man den plastischen Pflanzenkörper ungewohnten Bedingungen aussetzt, wie z.B. die Japaner ihre Zwergbäume ziehen oder unsere Gärtner aufrechte Epheubäumchen herstellen. Freilich bleiben derartige Neuheiten nur so lange bestehen, wie ihre Bedingungen erhalten werden. Von einer Änderung der Wachstumsfaktoren veranlasst sind auch die meisten besonderen Gestaltungen, die an Stecklingen und bei Pfropfungen auftreten. Man hat zwar oft behauptet, nach Pfropfung durch Stoffaustausch etwas *qualitativ* Neues hervorgebracht zu haben, doch ist dies nie sicher erwiesen. Dagegen stellen die nach Pfropfung sozusagen entwicklungsmechanisch aufgebauten – Chimaeren – wirklich neue Gewächse dar, die grosses theoretisches Interesse beanspruchen.

In mancher Hinsicht sind diese künstlichen Doppelwesen vergleichbar den geschlechtlich entstandenen Organismen, besonders denen, die von stärker verschiedenen Eltern stammen, den Bastarden. Bei solchen vereinigen sich die Anlagen der Eltern in stets neuen Kombinationen zu buntem Gemenge; daher hat die künstliche Herstellung derartiger Bastarde zahlreiche neue Formen ergeben, darunter auch viele, die in freier Natur sich niemals bilden können, weil die Eltern in ganz ver-



Ludwig Diels

1874–1945. Botaniker.
Seit 1921 Ordinarius in Berlin.
Direktor des Botanischen Gartens.
Mitglied der Preussischen Akademie.
Mitglied der Mittwochs-
Gesellschaft 1928–1944.

894. Sitzung am 8. März 1933
im Hause des Vortragenden Diels.
Anwesend die Herren Drows, Ficker, Fischer,
Groener, v. Ficker, Ficker, Lietzmann, Popitz und Sauer-
bruch.
Der Vortragende sprach über die Methoden, neue
Pflanzenformen künstlich zu gewinnen. Er

schaften als Organ der arbeitenden Massen, zwar politisch überaus bedeutsam, aber nur einem isolierten Ziele, dem der materiellen Besserstellung der Massen, dienend; die Verbände der Wirtschaft, auch ihrerseits auf materielle Sonderinteressen eingestellt. Nicht zu diesen Kräften seien die Parteien, insbesondere nicht die sozialdemokratische, zu zählen, da sie nur die Kulissen für jene isolierten materiellen Ziele darstellten, in gewissem Sinne das Zentrum, dem trotz seiner Verflechtung mit Sonderinteressen eine gewisse Idealität eigne, das aber infolge seiner Beschränkung auf Teile des Reichs und seiner ablehnenden Einstellung zur – in Weimar trotz aller Abweichung fortgesetzten – Bismarckschen Gestaltung des Reiches nicht Trägerin einer allgemeinen nationalen Gesinnung hätte sein können. Zu den Kräften, die den Zustand Deutschlands bestimmten, sei auch die geistige Haltung des grössten Teils des Volkes zu zählen, sie sei fast ausschliesslich eine materialistische gewesen, religiöse oder ethische Gesichtspunkte bewusst oder in skeptischer Einstellung ablehnend, das Nationale, wenn nicht verneinend, so doch nicht innerlich erfassend oder gar äusserlich in Erscheinung treten lassend. Gegen diese pluralistischen, interessenmässig eingestellten, jeder totalen Idee entbehrenden Kräfte habe sich eine wachsende nationale Opposition geltend gemacht, zunächst auch ihrerseits zerklüftet, teils lediglich traditionsbedingt, teils an den Wehrgedanken anknüpfend, teils ganz auf eine Person, die Adolf Hitlers, eingestellt.

Diesem Zustand gegenüber stand ein kraftloser, der Nation entfremdeter Staat mit einer nur formalen, uneinheitlichen, polykratischen Verfassung, einer Beamten-schaft, die keine Gesinnungsgemeinschaft mehr bildete, mit Organen, die entweder, wie die dauernd wechselnden Regierungen ohne jede Generalidee waren oder wie der Reichstag und seine Parteien nur Kulisse der staatsfremden Kräfte.

Der Zustand drängte zur Änderung. Dafür gab es zwei Wege: Reform oder Revolution. Die Reform konnte nur anknüpfen an die einzige von den pluralistischen Kräften unberührte Stelle des Staates, an den Reichspräsidenten, weniger an seine juristisch umstrittene Institution, als an die Gestalt ihres Inhabers und die ihn umgebende Legende. So kommt es zu den von Brüning begonnenen, von Papen und Schleicher fortgesetzten Versuchen einer Präsidialreform. Sie misslingt, da eine führende Persönlichkeit fehlt und die Anknüpfung an die Volksbewegung nicht glücken will.

So bleibt nur der Weg der Revolution. Die Voraussetzung für sie ist gegeben, weil man einer Masse – der



Johannes Popitz

1884-1945. Jurist, Finanzpolitiker. 1925-1929 Staatssekretär im Reichsfinanzministerium; 1932 Reichsminister ohne Geschäftsbereich und Staatskommissar für das preussische Finanzministerium; 1933-1944 Staatsminister und preussischer Finanzminister. Honorarprofessor für Steuerrecht an der Universität Berlin. Bedeutender Steuer- und Finanzexperte. Seit 1938/39 als einziger amtierender Minister aktiv an der Widerstandsbewegung gegen Hitler beteiligt.

Nach dem 20. Juli 1944 zum Tode verurteilt und am 2. Februar 1945 hingerichtet.

Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft 1932-1944; letzter Koadjutor seit 1941.

Johannes Popitz gehört zu den wenigen grossen Männern der Verwaltung, deren zeitbedingtes Wirken weit über ihre verhältnismässig kurze Amtszeit hinaus eine geschichtsgestaltende Wirksamkeit entfaltet hat. Seine aussergewöhnlichen Gaben und die Krisenhäftig-

keit der Zeitumstände vergönnten es ihm, die finanzpolitischen Grundentscheidungen der Aufbauzeit nach dem ersten Weltkrieg entscheidend mitzugestalten und dem Amte des Staatssekretärs im Reichsministerium der Finanzen eine nie wieder erreichte politische Bedeutung zu geben.

Karl-Maria Hettlage, Johannes Popitz

Johannes Popitz 1931:

Der Wille freier Menschen soll im Staat zum Ausdruck kommen, nicht aber der Wille von Menschen, die rechtliche Freiheit in politische Unfreiheit kehren, indem sie sich, statt nach ihrem Gewissen mitverantwortlich für den Staat, als Beauftragte organisierter Interessenten und sozialer Grössen fühlen; der einseitige Parteifunktionär und der sachverständige Interessent, die heute das öffentliche Leben beherrschen, wären Stein unvorstellbar gewesen.

Karl-Maria Hettlage, Johannes Popitz

Aus allen... Äusserungen von Popitz unter dem Eindruck der Wirtschaftskrise von 1931/33 spürt man die ungeheure geistige Erregung der Zeit. Offensichtlich teilte Popitz die Kritik von Carl Schmitt und anderen an den Unzulänglichkeiten der Weimarer Reichsverfassung. Immer wieder spricht er von der Polykratie, d.h. der Vielheit der öffentlichen Willensträger, zu der auch die Länder mit einer eigenen Finanzhoheit rechneten.

Karl-Maria Hettlage, Johannes Popitz

immer mehr von Hitler erfassten nationalen Bewegung – die Teilnahme am öffentlichen Wesen zu verweigern sucht. Es ist eine Revolution, denn es handelt sich um die Machtergreifung im Staate, es kommt zur Steigerung der einmal ergriffenen Macht gegenüber den vorher bestehenden Freiheitsrechten der Einzelnen, es folgt die grundsätzliche Umbildung der staatlichen Organisation. Die Besonderheit dieser Revolution liegt darin, dass sie – im Wesentlichen – unblutig, jedenfalls kampfflos und in legalen Formen vor sich geht. Sie beginnt mit der Kapitulation von Regierung und Präsidialgewalt – ohne – Marsch auf Rom –, durch Betrauung des Führers der Bewegung mit dem Reichskanzleramt und unter Ausnutzung der biegsamen Verfassung mit ihrem formalen Gesetzesbegriff, der gestattet, mit 2/3-Mehrheit auch das zu gestalten und durchzusetzen, was in vollem Gegensatz zur politischen Idee dieser Verfassung steht.

Es ist als verfassungsänderndes Geschehen dieser Revolutionswochen festzustellen: die faktische Zurückdrängung der Präsidialgewalt und die tatsächliche Beseitigung der Rechte aus dem Artikel 48 (der rechtlich in Kraft bleibt) und die ebenfalls tatsächliche Unmöglichkeit einer Entlassung der Regierung; die Selbstausschaltung des Reichstags und die – im Reich faktische, in den Ländern auch rechtliche – Beseitigung des parlamentarischen Systems; die Erledigung der Polykratie durch Gleichschaltung der Länder und Ernennung vom Reich abhängiger (jederzeit absetzbarer) Reichsstatthalter unter Belassung der Sonderstellung Preussens, dessen Regierung mit der des Reiches eng verbunden ist; die Überwindung der pluralistischen, materiell interessengebundenen Kräfte durch rücksichtslose Ausnutzung der Aufhebung aller Freiheitsrechte, die diesen Kräften den Rückhalt an den Verbänden, Parteien und an der öffentlichen Meinung nimmt.

Der Vortragende ging zum Schluss noch auf die Möglichkeiten der kommenden Entwicklung ein. Im Vordergrund stände weniger die Frage nach der formalen Neugestaltung der Verfassung, die zudem erst erfolgen könne, nachdem Klarheit über das Problem des berufständischen Aufbaus bestünde. Unmittelbar bedeutsam sei, ob es dem Führer der Revolution gelinge, die Führerschaft auch für die Aufbauarbeit voll autoritär zu behaupten. Ferner ob der nationale Schwung nachhaltig zu einer neuen geistigen Haltung des Volkes führe, oder materialistische Anschauung sich wieder durchsetze, um die Bewegung zur Durchsetzung des Sonderinteresses zur Erlangung einer Versorgung in den Stellen des Staates zu missbrauchen. Kein Zweifel sei, dass ein Misslingen des

Neuaufbaus des Staates auf nationaler und autoritärer Grundlage das Chaos in Staat und Wirtschaft zur Folge haben müsste. Was die autoritäre Grundlage unter Leitung des Staates anlangte, so fragte er sich, welcher Spielraum dabei für Persönlichkeitswerte und Privatinitiative bleibe und ob sich die Gestaltung völlig nach italienisch-faschistischem Vorbild vollziehen werden oder sich – auf längere Zeit gesehen – eine auf Verantwortungsbewusstsein und Wissen gegründete, mit dem Volk verbundene und ihm dienende Herrschaft herausbilde.

898. Sitzung
am 7. Juni 1933
im Hause des
Vortragenden Fischer

Anwesend die Herren Drews,
v. Ficker, Maier, Penck, Popitz,
Schlitter, Weisbach, Wiegand,
Wilkins

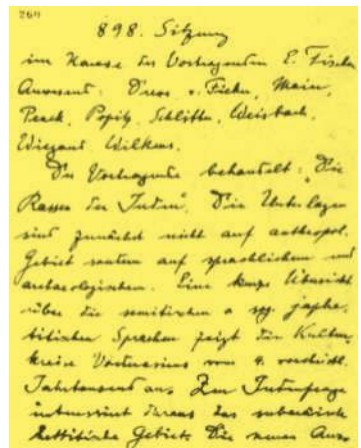
Der Vortragende behandelt: – Die Rassen der Juden – . Die Unterlagen sind zunächst nicht auf anthropologischem Gebiet, sondern auf sprachlichem und archäologischem. Eine kurze Übersicht über die semitischen und sogenannten japhetischen Sprachen zeigt die Kulturkreise Vorderasiens vom 4. vorchristlichen Jahrtausend an. Zur Judenfrage interessiert daraus das subarabisch-hethitische Gebiet. Die neuen Ausgrabungen, vor allem die deutschen und englischen, hellen die alte Geschichte mächtig auf, vorsumerische, sumerische, Fremdvölkereinfälle etc. Die Anthropologie hat einerseits Bildwerke zur Verfügung, die bei genügender Kritik gegenüber dem Können, Wollen und Dürfen der Künstler gedeutet werden können und uns Typen geben. Dann, v. Luschan folgend, die Lebenden in sogenannten Rückzugsgebieten (Bergvölker im Taurus, Libanon, Sektierer wie Ansarijeh, Taschtadschki u.A.). Die heute bekannten Erbgesetze lassen erwarten, dass die anthropologischen Merkmale sich erhielten. Aus all' dem dürfen wir als anthropologische Grundlage die – vorderasiatische – Rasse annehmen. (Lichtbilder!) Durch die Semitisierung, vom 4., mehr vom 3. Jahrhundert an, erfolgt die Rassenkreuzung mit der – orientalischen – Rasse. Gewisse Einwanderungen, wie die der Hethiter und später der sogenannten Thrakophryger bringen (in Mischung) – nordische – Elemente, andere, wie etwa die Philister, – mediterrane – Elemente hinein. Mit dem mediterranen urverwandt muss ein indisches Element auch noch in Resten aus der Vorzeit da gewesen haben (später Manda-Mitanni).

Ein Zusammenhang zwischen den ältesten Skelettfunden, so dem Galilea-Schädel (Neandertalmensch),



Eugen Fischer

1874-1964. Mediziner, Anthropologe. Seit 1927 Ordinarius in Berlin; Begründer und erster Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin. Zahlreiche Arbeiten zur Vererbungs-forschung; insbesondere zur Vererbung von Rassenmerkmalen beim Menschen. 1933-1935 Rektor der Universität Berlin. Mitglied der Preussischen Akademie. Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft 1927-1943.



FORSCHUNGEN ZUR JUDENFRAGE

BAND 3

Sitzungsberichte
der Dritten Münchner Arbeitstagung
des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands
vom 5. bis 7. Juli 1938

Rassenentstehung und älteste Rassengeschichte
der Hebräer
Von
Eugen Fischer

Der Verlag beabsichtigt nicht, neues anthropologisches Material zu bringen, sondern lediglich vom Standpunkt der Rassenforschung Untersuchungen vorzutragen über die biologische Seite der Entstehung des hebräischen Volkes. Auf ein Zurückgehen auf die literarischen und ethnologischen Originalarbeiten wurde verzichtet, darüber steht dem Verfasser kein Urteil zu. So wurden Quellenangaben ganz weggelassen.

ferner den neolithischen Schädeln von Gesu und anderen Orten, mit den linguistisch-archäologischen Ergebnissen lässt sich noch nicht herstellen.

Die späteren Juden sind also der Hauptsache nach vorderasiatisch-orientalische Mischrasse mit den genannten Einschlägen. – Nach der Schätzung Harnacks waren um Christi Geburt um ½ Million Juden in Palästina, 1 Million in Syrien, 1 in Ägypten und 2 im Übrigen römischen Reich. (4½ Millionen). Da gab es sicher Aufnahme vielen fremden Blutes. Die Sephardim (Afrika und Südeuropa) hielten den orientalischen Typ fest, die Aschkenasim (Ostjuden) nahmen ganz grosse Mengen fremder Rasse auf. So ging das Reich der Chasanen im 8. Jahrhundert zum Judentum über, das dadurch mongolisch-alpineuropäische Rasse aufnahm. – Das Festhalten der Rassemerkmale entspricht völlig den Mendelschen Erbgesetzen, es trifft für alle Rassen zu – an den Juden erscheinen uns die Merkmale nur fremd und dadurch auffällig erhalten!

November 1933

Juli 1934

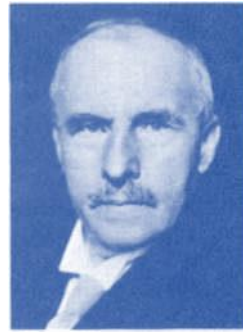
900. bis 913. Sitzung

Zeittafel 1933/34

- 4. Oktober Schriftleitergesetz (Arierparagraph).
- 14. Oktober Austritt aus dem Völkerbund, gleichzeitig Auflösung des Reichstags.
- 12. November Reichstagswahl und Volksabstimmung zur Billigung des Austritts aus dem Völkerbund:
95% für die Regierungspolitik,
92% für die Einheitsliste.
- 30. Januar Gesetz über den Neuaufbau des Reiches (die Hoheitsrechte der Länder gehen auf das Reich über).
- 20. April Der Reichsführer SS Heinrich Himmler wird Leiter der Preussischen Geheimen Staatspolizei; Heydrich wird Chef des Preussischen Geheimen Staatspolizeiamtes.
- 29.-31. Mai Erste – Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche – in Barmen.
- 30. Juni – Röhmrevolte – . Mordaktion Hitlers, Görings und Himmlers zur Entmachtung der SA und Beseitigung von Gegnern.
- 25. Juli Aufstand der Nationalsozialisten in Wien; Ermordung des Bundeskanzlers Dollfuss.
- 2. August Tod Hindenburgs. Hitler wird als – Führer und Reichskanzler – Staatsoberhaupt. Vereidigung der Wehrmacht auf Hitler.
- 19. August Volksabstimmung mit Reichstagswahl. 89,9% billigen die Massnahmen vom 2. August.

900. Sitzung
am 8. November 1933
im Hause des
Vortragenden Wiegand

Anwesend die Herren Diels,
Drews, v. Ficker, Fischer,
Groener, Lietzmann, Maier,
Oncken, Penck, Petersen,
Popitz, Sauerbruch, Schlitter
nebst den Damen Diels, Drews,
v. Ficker, Fischer, Groener,
Lietzmann, Oncken, Fr. Penck,
Petersen, Popitz, Sauerbruch,
Wiegand, Wilcken



Theodor Wiegand

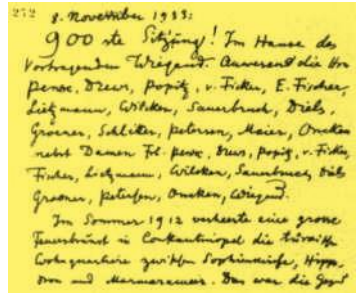
1864-1936. Archäologe.
1911-1931 Direktor der Antikenab-
teilung der Berliner Museen;
1932-1936 Präsident des Deut-
schen Archäologischen Instituts.
Ausgrabungen in Kleinasien und
Griechenland; Mitbegründer des
Berliner Pergamonmuseums.
Mitglied der Preussischen Akademie.
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft
1919-1936.

Im Sommer 1912 verheerte eine grosse Feuersbrunst in Constantinopel die türkischen Wohnquartiere zwischen Sophienkirche, Hippodrom und Marmarameer. Das war die Gegend der einstigen byzantinischen Kaiserpaläste, deren archäologische Untersuchung nunmehr möglich war. Diese konnte aber erst 1918 in Angriff genommen werden, als sich der Vortragende nach Räumung Syriens bei der Militärmission des Marschalls Liman v. Sanders befand.

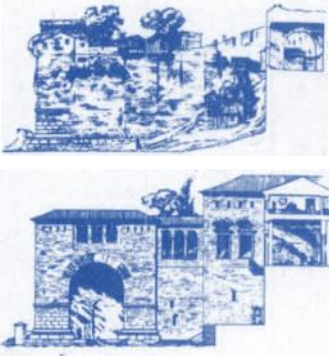
Zunächst wurden die Palastreste am Meeresufer unter-
sucht: Türme, Galerien mit Säulenarkaden, Portale wur-
den festgestellt, das Verteidigungssystem der Kurtinen
und Türme ermittelt, ebenso der Kaiserliche Galeeren-
hafen mit der Landungsstelle (anossdipa roü
6aaiAé(ùç), von der eine grosse Treppe zu den Palästen
emporführte. Die ältesten dieser Anlagen gehen auf
Kaiser Konstantin d. Gr. zurück.

Während diese Seepaläste noch hochstehende Ge-
wölbe, Pfeiler und Portale zeigen, ist von dem Haupt-
komplex weiter oberhalb mit wenigen Ausnahmen nur
noch das erhalten, was unter den verbrannten türkischen
Wohnhäusern als Substruktion sich überall hinzieht:
gewaltige, lange Tonnengewölbe, Kreuzgewölbe, Kuppel-
gewölbe, Zisternen und Treppenhäuser, namentlich das
grosse, vierstöckige Rampenhaus, das vermutlich im
10. Jahrhundert erbaut wurde. Die deutschen Unters-
uchungen ergaben, dass es sich um mindestens fünf ver-
schiedene Baukomplexe handelt, dazu treten die Stätten
des einstigen Senats und der Magnaura, jener pracht-
vollen, repräsentativen Festhalle, wo u.a. der Kaiser, auf
goldenem, von Löwen flankiertem Thron sitzend, fremde
Gesandte empfing, wie dies der deutsche Abgesandte
Kaiser Ottos d. Gr., Bischof Liutprand von Cremona so
anschaulich schildert. –

Die Grabungen und Untersuchungen wurden durch
das Kriegsende und den Abzug der deutschen Truppen
im November 1918 unterbrochen und erst 1931 zu Ende
geführt. Weitere Grabungen würden uns sicherlich noch
wichtige Erkenntnisse, wenigstens der Grundrisse brin-



Konstantinopel, Brandstätte des
Jahres 1912 südöstlich der Sultan-
Ahmed-Moschee über den oberen
Palästen



Konstantinopel, kaiserliche Landungsstelle von Osten, heutiger Zustand (oben), Rekonstruktionsversuch von Karl Wulzinger (unten)

ARCHÄOLOGISCHES INSTITUT DES DEUTSCHEN REICHES
ABTEILUNG ISTANBUL

**DIE KAISERPALÄSTE
VON KONSTANTINOPEL**
ZWISCHEN HIPPODROM UND MARMARA-MEER

BEARBEITET VON
ERNST MAMBURY UND THEODOR WIEGAND
UNTER MITWIRKUNG VON
UVO HÖLSCHER UND KARL WULZINGER
MIT EINEM BEITRAG VON
BERNARD UNGER

MIT
31 ABBILDUNGEN
UND 118 TAFELN

1934

WALTER DE GRUYTER & CO.
VERLAGER
BERLIN UND LEIPZIG

gen. Wenn auch der Bau der Moschee Sultan Ahmeds viel von dem Mauerbestand verzehrt hat, so ergäbe sich doch sicher die Lage des berühmten Portals Chalke, der dahinter liegenden Gardekasernen (oxoAai), der Kupfelsäule, der Krönungskirche *áyiot Eráqvav*, der 20 sonstigen Kirchen und Kapellen, des – Chrysotriklinos – genannten kaiserlichen Speisesaals, der inneren Paläste Daphne, *Iloppqmpd* und anderer. Nicht ausgeschlossen wäre die Auffindung einiger jener berühmten heidnischen Statuen, mit denen die Kaiser ihre Wandelhallen geschmückt haben. – Das noch in diesem Jahre erscheinende Werk des Vortragenden, das er gemeinsam mit dem Schweizer Architekten Prof. Ernst Mambury hergestellt hat, beschränkt sich auf die strenge Beschreibung des noch Vorhandenen. Die Auswertung der in verwirrender Fülle überlieferten literarischen Nachrichten muss einem besonderen Buch vorbehalten bleiben. –

Zum Schluss zeigte der Vortragende an Lichtbildern neue Ergebnisse für die Gestalt der Rennbahn des Hippodroms und erläuterte die heute noch aufrecht stehenden Denkmäler wie die bronzene Schlangensäule von Delphi und den Obelisk mit den anschaulichen Epigrammen, Bau- und Zirkusszenen aus der Zeit Kaiser Theodosius II. – Zu Beginn der 900. Sitzung sprach der Kanzler Herr Penck zur Orientierung der anwesenden Damen über die Entstehung und Entwicklung der Mittwochs-Gesellschaft und gab einen kurzen Überblick über deren umfangreiche geistige Interessen.

Deutsche Allgemeine Zeitung

1934, 14. November 1933 (Montag)

73. Jahrgang Nr. 509-568

Preis 1.00

Verlag: Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig

Hindenburg dankt Hitler

Das Weltschloß der deutschen Einigung

Sein Kampf

Der Reichspräsident hat die Schrift „Mein Kampf“ von Adolf Hitler in die deutsche Sprache übersetzt. Die deutsche Ausgabe ist in 10 Bänden erschienen. Der Reichspräsident hat die Schrift „Mein Kampf“ von Adolf Hitler in die deutsche Sprache übersetzt. Die deutsche Ausgabe ist in 10 Bänden erschienen.

Das Endergebnis:

Volksabstimmung:	Reichstagswahl:
Stimmen für die deutsche Volkspartei 48 141 084	Stimmen für die deutsche Volkspartei 48 141 084
Stimmen für die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei 18 339 000	Stimmen für die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei 18 339 000
Stimmen für die Christlich-Sozialen 17 900 000	Stimmen für die Christlich-Sozialen 17 900 000
Stimmen für die Sozialdemokratischen 10 000 000	Stimmen für die Sozialdemokratischen 10 000 000
Stimmen für die Kommunisten 2 000 000	Stimmen für die Kommunisten 2 000 000
Stimmen für die anderen Parteien 1 800 000	Stimmen für die anderen Parteien 1 800 000

Auftrag des Führers an die NSDAP

Der Führer hat den Auftrag gegeben, die NSDAP in die deutsche Volkspartei aufzunehmen. Die NSDAP ist die deutsche Volkspartei.

Die Stimmen des Auslands

Die Stimmen des Auslands sind in der folgenden Tabelle aufgeführt. Die Stimmen des Auslands sind in der folgenden Tabelle aufgeführt.

Frankreich:

Die Stimmen des Auslands sind in der folgenden Tabelle aufgeführt. Die Stimmen des Auslands sind in der folgenden Tabelle aufgeführt.

Auftrag des Führers an die NSDAP

Der Führer hat den Auftrag gegeben, die NSDAP in die deutsche Volkspartei aufzunehmen. Die NSDAP ist die deutsche Volkspartei.

Die Stimmen des Auslands

Die Stimmen des Auslands sind in der folgenden Tabelle aufgeführt. Die Stimmen des Auslands sind in der folgenden Tabelle aufgeführt.

VÖLKISCHER BEWÄCHTER

Die Brennpunktzeitung
Kampfblatt für nationalsozialistischen Zweck

Der Novembertag der deutschen Ehre

Von 45,14 Millionen Wahlberechtigten stimmten 40 601 577 mit „Ja“ — 39 638 789 wählten für den Reichstag die N.S.D.A.P.

Der 12. November hat bei den nationalsozialistischen Deutschen in Deutschland einen überaus glänzenden Erfolg gebracht. Die gesamte Nation hat sich mit stolzer Freude dem Führer und Reichskanzler Adolf Hitler angeschlossen — über 40 Millionen haben damit bestätigt, was der Führer in einem feinen klaren Satze ausgesprochen: „Auf den 12. Novembertag hat die deutsche Nation in unauflöslicher Einheit den Reichstag für den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler gewählt.“

Das vorläufige amtliche Wahlergebnis vom 12. November

Volksabstimmung vom 12. November 1933					Reichstagswahl vom 12. November 1933								
Wahlberechtigt	Abgab. Stimmen	%	Ja	%	Nein	%	Ungültig	Reichstagswahl vom 12. Nov. 1933	Abgab. Stimmen	%	N. S. D. A. P.	Ubrige Parteien	
45 140 000	40 601 577	90,3	40 601 577	95,1	1 000 789	1,9	750 071	5 765 105	56,7	12 327 500	65,9	21 000 129	
								12. Nov. 1933	12 000 129	95,3	30 638 789	65,9	3 360 363

Der Dank des Führers an die deutsche Volk

12. November hat die deutsche Nation einen überaus glänzenden Erfolg gebracht. Die gesamte Nation hat sich mit stolzer Freude dem Führer und Reichskanzler Adolf Hitler angeschlossen — über 40 Millionen haben damit bestätigt, was der Führer in einem feinen klaren Satze ausgesprochen: „Auf den 12. Novembertag hat die deutsche Nation in unauflöslicher Einheit den Reichstag für den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler gewählt.“

Hitler, 12. November 1933.

Der Dank des Führers an die N.S.D.A.P.

Die nationalsozialistische Bewegung hat in der letzten Zeit einen überaus glänzenden Erfolg gebracht. Die gesamte Nation hat sich mit stolzer Freude dem Führer und Reichskanzler Adolf Hitler angeschlossen — über 40 Millionen haben damit bestätigt, was der Führer in einem feinen klaren Satze ausgesprochen: „Auf den 12. Novembertag hat die deutsche Nation in unauflöslicher Einheit den Reichstag für den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler gewählt.“

Hitler, 12. November 1933.

Sittlich ist Deutschland!

Das Volk ist sittlich. Das ist die Grundlage für den Erfolg der nationalsozialistischen Bewegung. Die deutsche Nation hat sich mit stolzer Freude dem Führer und Reichskanzler Adolf Hitler angeschlossen — über 40 Millionen haben damit bestätigt, was der Führer in einem feinen klaren Satze ausgesprochen: „Auf den 12. Novembertag hat die deutsche Nation in unauflöslicher Einheit den Reichstag für den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler gewählt.“



Das deutsche Volk ist sittlich. Das ist die Grundlage für den Erfolg der nationalsozialistischen Bewegung.

Die deutsche Nation hat sich mit stolzer Freude dem Führer und Reichskanzler Adolf Hitler angeschlossen — über 40 Millionen haben damit bestätigt, was der Führer in einem feinen klaren Satze ausgesprochen: „Auf den 12. Novembertag hat die deutsche Nation in unauflöslicher Einheit den Reichstag für den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler gewählt.“

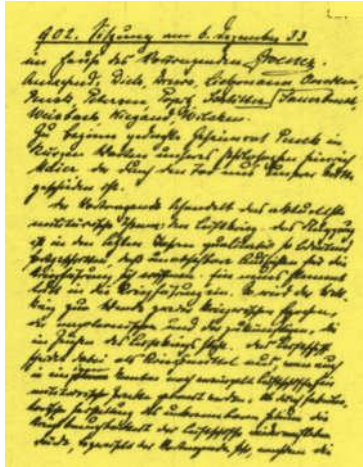
902. Sitzung
am 6. Dezember 1933
im Hause
des Vortragenden Groener

Anwesend die Herren Drews,
Lietzmann, Oncken, Penck,
Petersen, Popitz, Sauerbruch,
Schlitter, Weisbach, Wiegand,
Wilcken



Wilhelm Groener
1867-1939. General und Politiker.
1918 Nachfolger Ludendorffs als
Generalquartiermeister;
1920-1923 Reichsverkehrsminister;
1928 Reichswehrminister,
seit 1931 zugleich Reichsinnenminister,
Rücktritt 1932.
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft
1930-1939.

Zu Beginn gedachte Geheimrat Penck in kurzen Worten unseres Philosophen Heinrich Maier, der durch den Tod aus unserer Mitte geschieden ist.
Der Vortragende behandelt das aktuellste militärische Thema: den Luftkrieg. Das Flugzeug ist in den letzten Jahren qualitativ so bedeutend fortgeschritten, dass unabhärbare Aussichten für die Kriegführung sich eröffnen. Ein neues Element tritt in die Kriegführung ein. So wird der Weltkrieg zur Wende zweier kriegerischer Epochen, der napoleonischen und der zukünftigen, die im Zeichen des Luftkriegs steht. Das Luftschiff scheidet dabei als Kriegsmittel aus, wenn auch in einigen Staaten noch einzeln Luftschiffe für militärische Zwecke gebaut werden. Ob durch fabrikatorische Herstellung des unbrenn-

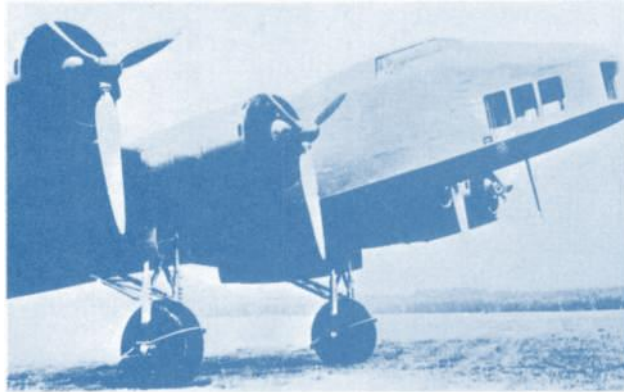


baren Helium die Kriegsbrauchbarkeit der Luftschiffe Wiederaufleben würde, bezweifelt der Vortragende sehr, nachdem die operativen Aufgaben, die man von den Luftschiffen erwartet hatte, auch von den Flugzeugen erfüllt werden können.

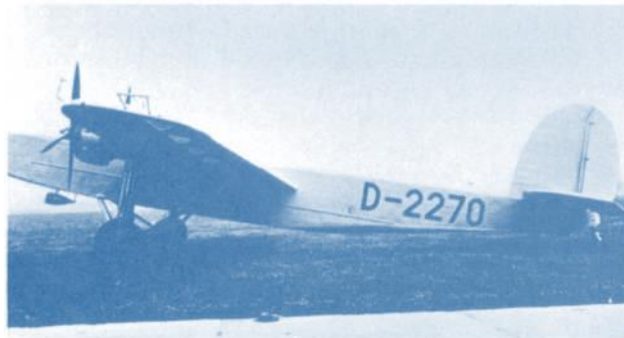
Das Flugzeug mit 2 bis 4 oder 5 Motoren ist ein Kriegsmittel allerersten Ranges, das man bereits versucht hat, durch Panzerung gegen Gewehr- und Maschinengewehrfeuer zu schützen. Durch die Anwendung von Schwerölen als Betriebsstoff besteht die Aussicht, die Flugweite um etwa ein Drittel zu steigern. Die Konstruktion ist ein Kompromiss aus Geschwindigkeit, Steigfähigkeit, Flugweite und Nutzlast. In allen Ländern geht das Bestreben dahin, die bunte Menge von Gattungen und Typen zu vereinheitlichen. Die Bestückung mit Maschinengewehren, Maschinenkanonen und Bomben macht es zur Waffe, durch die Bomben wird es zur schweren Waffe. Das Gewicht der Bomben ist bis 1'000 kg und mehr gesteigert. Die Thermitbomben zur Branderzeugung sind klein. Die Ausrüstung mit Waffen und Munition richtet sich nach Nutzlast und Zweck für Aufklärung, Bombenabwurf oder Jagd. Aufklärungs- und Jagdflugzeuge erfordern 400 km/h und mehr, bei Bombern beträgt sie 200 bis 300 km/h. Für das Seegefecht kommt auch Ausrüstung mit Torpedos in Betracht.

Der Begriff der Beherrschung der Luft ist strittig, weil das Flugzeug immer wieder zu seiner Erdbasis zurückkehren muss. Man denkt bereits daran, den Nachschub in der Luft zu bewerkstelligen, wenigstens in geringem Ausmass. Die festliegende Bodenorganisation wird einfacher und beweglicher gestaltet werden müssen. Luftherrschaft läuft schliesslich darauf hinaus, durch fortgesetzte Angriffe die feindlichen Luftstreitkräfte zu hindern, ihrerseits weitreichende Aktionen in Feindesland zu unternehmen. Eine Fleet in being ist im Luftkampf unmöglich: die Beförderung von Zerstörungspatrouillen verspricht keine grossen Erfolge. Die Aufrechterhaltung der Luftherrschaft ist unsicher, sie kann auch bald auf der einen bald auf der anderen Seite liegen.

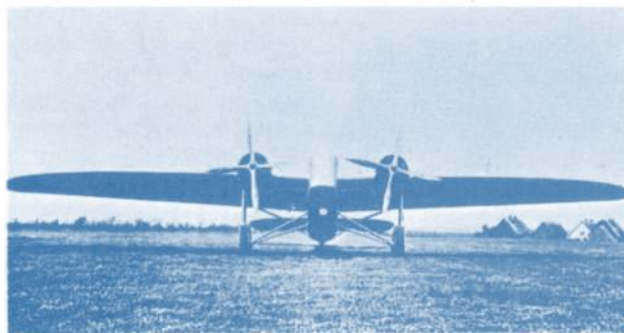
Der Vortragende bespricht dann in grossen Zügen die Friedensorganisation in Frankreich, England, Italien und Polen. Die umstrittenste Frage der Organisation ist die der organischen Zuteilung von Fliegerverbänden zu Heer und Flotte. Der Vortragende ist der Ansicht, dass es dazu kommen wird, ähnlich wie einst im Heere bei der Zuteilung der Artillerie an die Divisionen. Für den technischen Dienst und die Ausbildung ist dann ein Luftgeneralinspekteur über alle zu setzen. Die stärkste Rüstung in der Luft besitzen die Vereinigten Staaten und Frankreich,



Kampf(bomben)flugzeug vom Typ Do 19, Prototyp aus dem Jahr 1936



Kampf(bomben)flugzeug vom Typ Do 11 A aus dem Jahr 1933, Seitenansicht



Kampf(bomben)flugzeug des-selben Typs, Vorderansicht

dann Russland. Die englische und italienische sind etwa gleich stark. Polen und Tschechoslowakei verfügen zusammen über mehr Luftstreitkräfte als England.

Über Ausbildung, Wetterfrage, Ersatz des Materials werden einige grundlegende Gesichtspunkte gegeben, dann die Lufttaktik eingehender behandelt. Die Bewegung ohne Stillstand in der Luft ist Ausgangspunkt für alle taktische Tätigkeit. Durch die technische Entwick-

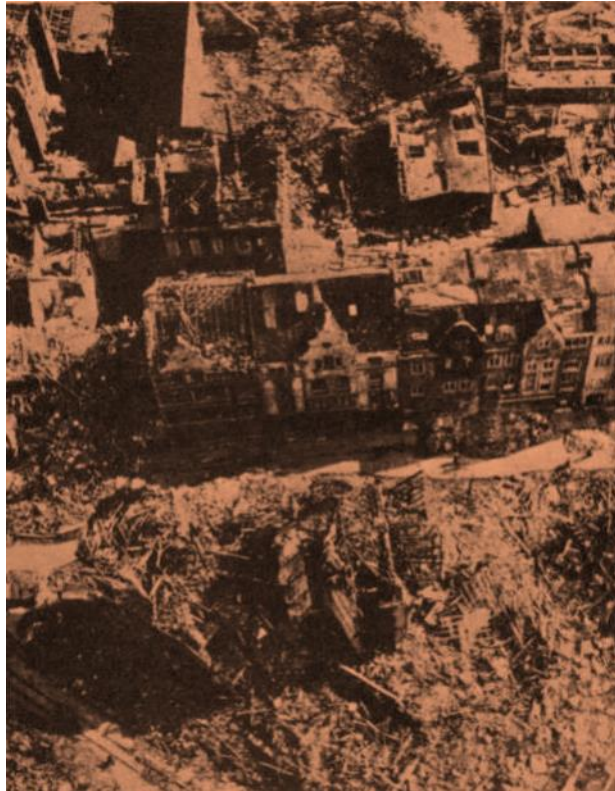
lung der Waffen seit dem Weltkrieg ist für den Landkrieg die Defensive erst recht die stärkere Gefechtsform geworden. Mit dem Durchbruch ist kaum mehr zu rechnen, und die Umfassung ist fraglich geworden. Deren Rolle wird von dem Luftkrieg übernommen. Das grosse Bombenflugzeug ist der Träger des Angriffskrieges. Die Luftarmee besteht aus schweren und leichten Flugzeugen je nach dem Zweck ihrer Verwendung für Kampf oder Aufklärung und Jagd.

Im Weltkrieg herrschte der Einzelkampf vor. Die Zukunft gehört dem Masseneinsatz mit möglichst grosser Feuerwirkung. Eine Unterscheidung zwischen offensiven und defensiven Eigenschaften des Flugzeugs hält der Vortragende nicht für angängig, weil jeder Gefechtsakt auf den Feuerüberfall im Angriff hinausläuft. Bei einer strategischen Luftdefensive läuft man Gefahr, mit den auf dem Erdboden zurückgehaltenen Luftstreitkräften zu spät zu kommen.

Der Gebrauch der Feuerwaffen erfolgt nach denselben Regeln wie der Feuerkampf überhaupt. Konzentrisches Massenerfeuer in wenigen Minuten verspricht Erfolg, auch beim Bombenwurf. Überraschung ist stets anzustreben, sie wird erleichtert durch die hohe Geschwindigkeit der Bewegungen. Die Führer in der Luft müssen in Sekunden denken und ihre Entschlüsse intuitiv fassen. Ob sich Kühnheit mit Übersicht in der Luft paaren lässt, kann erst der Ernstfall zeigen. Nach missglücktem Angriff schnellstes Loslösen und Wiederbereitstellung zu neuer Aktion. Bei der Verfolgung, durch Überholung seitlich und von oben muss Rückkehr zur Basis gesichert bleiben.

Den Kern der Luftstreitkräfte bildet die Luftflotte, die sich nicht improvisieren lässt. Eine operative Luftflotte bedarf intensiver Ausbildung und exerziermässiger Übung von der Staffel bis zur Flotte. Die taktische Einheit bildet die Staffel, in der Regel 10-12 Flugzeuge, die operative das Geschwader mit 3, 4 und mehr Staffeln. Beispiel der Zusammensetzung einer aktiven Luftflotte: 7 Bombengeschwader zu je 4 Staffeln mit je 10 Flugzeugen, 3 leichte Geschwader zu je 3 Staffeln mit je 6 Flugzeugen dazu noch 23 Flugzeuge für Flottenstab und 10 Geschwaderstäbe, alles zusammen 357 Flugzeuge. Vortragender glaubt, dass man kaum mehr Flugzeuge in einer Flotte vereinigen kann. Mit Reservestaffeln und erster Materialreserve würden zur Bildung einer solchen Flotte insgesamt etwa 450 Flugzeuge nötig sein. Wenn Heer, Marine und Heimatschutz nicht zu kurz kommen sollen, darf die Luftflotte nicht mehr als den dritten Teil der gesamten Luftstreitkräfte in Anspruch nehmen. Marsch- und Gefechtsformationen der Luftflotte sind möglichst

einfach zu gestalten. Grundform ist die Rotte oder Doppelkette in der Staffel. Der nach hinten rauteartig geschlossene Keil bietet Wendbarkeit und Schussfeld. Die Flotte marschiert in mehreren Kolonnen mit grösseren Abständen und Zwischenräumen und wird zum Gefecht zusammengezogen, dabei spielen Überhöhung und Umfassung eine wichtige Rolle. In kritischen Lagen kommen Schwenkungsmanöver in Betracht. Die Manöver in der Luft haben grosse Ähnlichkeit mit den Bewegungen auf der See. Der Grundsatz – getrennt marschieren und vereint schlagen – ist vielleicht in der Luft weniger zweckmässig wegen des schnellen Verlaufs. Besser ist das Zusammenhalten der Kräfte. Beim Bombenangriff gegen grosse Städte und Industriegebiete kann Anmarsch aus verschiedenen Richtungen und Bombenwurf mit Zeitabstand am Platze sein. Bei der riesigen Ausdehnung des Luftraums ist es leicht möglich, dass die beiderseitigen Luftflotten sich verfehlen, vielleicht sich auch gar nicht treffen wollen.



Zerstörte deutsche Stadt
im April 1945

Im Vergleich mit dem Weltkrieg finden die Luftkämpfe in grösseren Höhen statt. Anmarsch in 5'000-6'000 m, Gefecht bis auf 7'000 m. Zum Bombenwurf gehen die Geschwader so weit herab, als es die jeweilige Lage gestattet.

Das Bleigewicht der Luftflotte bildet die Bodenorganisation. Daher immer nur beschränkte operative Ziele und ein entscheidender Erfolg setzt sich aus Teilerfolgen zusammen.

Der Vortragende beschreibt den Marsch einer Luftflotte von obengenannter Stärke. Breite und Tiefe des Vormarschraumes von Sicherungslinie zu Sicherungslinie etwa 90-100 km.

Die Gesamtorganisation der Luftstreitkräfte erfordert viel Personal, Luftgeneralstab, Spezialisten und Hilfspersonal, z.B. in Frankreich 40'000, England 32'000, Italien 24'000, Polen 8'000.

Allgemeine Aufgabe der Luftflotte: den Kriegswillen des Feindes zu brechen und dazu den Schrecken des Krieges mitten hinein in das Herz des feindlichen Landes und Volkes zu tragen. Ziele: die feindliche Hauptstadt, grosse Industrie- und Kohlenreviere, grosse Kriegshäfen und Handelshäfen, bei den Eisenbahnen grosse Umschlagsbahnhöfe des Güterverkehrs. Einzelanlagen nur dann anzugreifen, wenn durch die Zerstörung eine wichtige Produktion der feindlichen Kriegsführung getroffen wird. Manche Ansichten wollen in erster Linie die feindlichen Flughäfen angreifen. Das Eingreifen der Luftflotte in den Erdkampf kommt nur ausnahmsweise in Frage, z.B. bei einer Umfassungsoperation.

Um Spitzen von Heer, Marine und Luftstreitkräften im Kriege unter einen Hut zu bringen, ist eine Oberste Kriegsleitung zu bilden.

Grosse Luftkämpfe werden weniger aus beiderseitiger Absicht als aus der Entwicklung der Luftoperation gegen das feindliche Hinterland hervorgehen. Die Wirkung von Luftangriffen wird sich weniger in materieller als moralischer Beziehung geltend machen. Man denkt auch an eine Art von Guerillakrieg.

Abwehr von der Erde wird für ausgeschlossen gehalten. Nur die Gegenoffensive kommt ernstlich in Betracht.

Zum Schluss weist der Vortragende noch auf die Entwicklung der Strategie seit Friedrich dem Grossen hin. Der Versuch, im Weltkrieg mit Hilfe der Vernichtungsstrategie den Sieg zu erringen, war bereits 1914 und 1915 gescheitert. Aus der Ermattungsstrategie der letzten Kriegsjahre erhob sich, noch kaum erkannt, ein Phönix, dem die Zukunft gehört.



Haus Oncken, Berlin-Dahlem,
Gelfertstrasse 18

905. Sitzung
am 24. Januar 1934
im Hause
des Vortragenden Oncken

Anwesend die Herren Diels,
v. Ficker, Fischer, Groener,
Lietzmann, Penck, Petersen,
Popitz, Spranger, Weisbach,
Wiegand, Wilken

Der Vortragende sprach über die Auswirkung, die das konfessionelle Nebeneinander von Katholiken und Protestanten in *politischer* Hinsicht auf die deutsche Entwicklung genommen hat.

Er ging aus von dem Augsburger Religionsfrieden im Jahr 1555, seiner Leistung für Parität und Toleranz, seinen lähmenden Kehrseiten für die innere und äussere Politik seit den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts: Stillstand des Reichstags, ohnmächtiges Zuschauen bei dem konfessionellen Weltringen, Aufrechterhalten der Neutralität, um nicht in den Weltkampf hineingezogen zu werden. Die Katastrophe ist nicht mehr aufzuhalten, sobald die innerdeutschen Gegensätze sich mit den europäischen Konfessionsparteien berühren und verschmelzen: das ist der Dreissigjährige Krieg, das erste rein negative Ergebnis einer gemischt konfessionellen Staatsentwicklung. Insofern besiegelt der Westfälische Friede den Tiefstand des deutschen Staates und des deutschen Volkes. Ein formales Ergebnis ist das Spalten des deutschen Reichstags in ein *corpus catholicorum* und ein *corpus evangelicorum*, sobald kirchlich-religiöse Fragen in Betracht kommen.

Aber seit dem Westfälischen Frieden beginnt auch wieder die Bedeutung des konfessionellen Elementes nachzulassen. Die Bewegung der europäischen und deutschen



Hermann Oncken

1869-1945. Historiker.
Seit 1928 Ordinarius in Berlin. In der Nachfolge Rankes Arbeiten über internationale Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert.
1935 aus politischen Gründen vorzeitig emeritiert.
Mitglied der Preussischen Akademie.
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft 1932-1944.

905. Sitzung am 28. Januar 1932. Thema: Die
Verfassung des Reiches. – Anwesenheit des Herrn
Bischof, v. Fellen, Fellen, Grosse, Lehmann,
Friedr. Petersen, Prof. Dr. Springer, Herrmann,
Wiegand, Witten.
Der Vortragende sprach über die Aus-
wirkung, die die konfessionelle Politik
inwieweit von Reichs- und Provinzial-
in politischen Hinsicht auf die deutsche
Entwicklung gekommen ist.
Er ging aus von dem Augsburg. Religions-
frieden v. J. 1555, seiner Bedeutung für Freiheit
und Selbstand, seinen lebendigen Kernsätzen
für die Kirche und deren Fortschritt seit dem 16.
als Judentum des 16. Jh. – Stellung der Kirche,
abwärtigen Tendenzen bei den konfessionellen
Kämpfen, Aufbruchstellen der Nationalität,
wie nicht in der Weltanschauung hinüberzugehen
zu können. Die Konfessionen sind nicht mehr
aufgefallen, sobald die verschiedenen Gegenstände
sich mit der evangelischen Konfession partizan
halten und auseinanderlagern; aber hat die Dring-
liche Krieg, die unter uns angestrichen England

Aufklärung und Toleranz, die Bildung deutlich gemischter konfessioneller Territorien, die gemeinsame Front der deutschen Fürsten gegen Frankreich, das Überwuchern der überkonfessionellen Staatsräson, alles lässt den konfessionellen Gegensatz zurücktreten. In den Zeiten des Fürstenbundes beim Ausgang Friedrichs des Grossen, während der französischen Revolution und Fremdherrschaft, in den Jahren der Reform und Befreiung scheint er aus dem deutschen Leben fast zurückgetreten zu sein.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts erwacht er von Neuem. Innere und äussere Gründe wirken zusammen. Der Geist der Restauration und Romantik, besonders die neue katholisch-ultramontane Bewegung, die starke Vermischung alter katholischer und protestantischer Gebiete unter einer Staatsgewalt trägt dazu bei. Vor allem wird entscheidend der Hegemoniekampf Österreich-Preussen, auf dessen Grunde die Frage der katholischen oder der protestantischen Führung in Deutschland liegt. Im Revolutionsjahr 1848/49 erhebt sich diese Kombination zum ersten Male, in den Jahren 1859/66 kehrt sie wieder. Das Jahr 1866, das die deutsche Entscheidung bringt, ist zugleich ein furchtbarer Schlag für die deutschen Katholiken, insofern sie von der Spaltung so gut wie allein betroffen werden. – Königgrätz ist die Geburtsstunde des Zentrums. –

Der Vortragende ging von hier aus dazu über, die Entstehungsgeschichte und die Motive des Zentrums zu erläutern, die Zusammensetzung, das Nebeneinander von konservativen, liberalen und demokratischen Möglichkeiten. Er erläutert den Kulturkampf als den Versuch Bismarcks, nicht die katholische Kirche als solche einzuzengen, sondern die Bildung einer konfessionell-politischen Partei als ein Hemmnis einheitlich-nationaler Entwicklung zu verhindern. Ausblicke auf die Rolle des Zentrums unter Wilhelm II. sowie nach der Revolution machten den Beschluss. Das Verschwinden des Zentrums aus dem öffentlichen Leben ist mehr als das Ende aller übrigen – Parteien –, es ist das Ende (soweit wir sehen können) der direkten Einwirkung des konfessionellen Gespaltenseins auf das politische Leben des deutschen Volkes.

906. Sitzung
am 7. Februar 1934
im Hause
des Vortragenden Weisbach

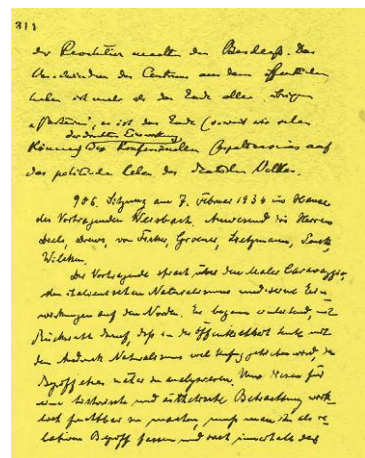
Anwesend die Herren Diels,
Drews, v. Ficker, Groener,
Lietzmann, Penck, Wilcken

Der Vortragende sprach über den Maler Caravaggio, den italienischen Naturalismus und seine Einwirkung auf den Norden. Er begann einleitend, mit Rücksicht darauf, dass in der Öffentlichkeit heute mit dem Ausdruck Naturalismus viel Unfug getrieben wird, den Begriff etwas näher zu analysieren. Um diesen für eine historische und ästhetische Betrachtung wirklich fruchtbar zu machen, muss man ihn als relativen Begriff fassen und sich innerhalb des historischen Verlaufs und an einem bestimmten historischen Punkt immer fragen, im Verhältnis wozu, im Vergleich womit ein Kunstwerk als naturalistisch angesehen werden darf. Nach Darlegung der Unterschiede zwischen einer nach Naturwahrheit trachtenden und einer abstrahierenden oder anaturalistischen Darstellungsweise, zwischen Abbild und Sinnbild, wird am Verlaufe der griechischen Kunst, der ersten, die sich organische Wiedergabe des menschlichen Körpers bewusst zum Ziel setzte, die Relativität des Naturalismus erläutert und gezeigt, wie man später aus einer Gesamtvorstellung – Antike –, die zuerst von der italienischen Renaissance erfasst wurde und ihr eine aus Naturanschauung gewonnene reine und absolute Schönheit bedeutete, den Begriff des Idealschönen und des Klassischen abgezogen hat. Weshalb und aus welchen Gründen nun die Kunst Caravaggios zu ihrer Zeit als ein im besonderen Sinne naturalistisches Phänomen angesehen und von Anhängern eines klassischen Ideals verworfen wurde, wird an Beispielen aus seinen Werken dargetan. In kirchlichen Werken, ebenso wie in Genrestücken, für welche Halbfigurenbild mit lebensgrossen Gestalten die bezeichnende Form ist, geht er eigene Wege. Mit einer ausserordentlichen Fähigkeit, lebenswahr zu charakterisieren und packend zu schildern, verbindet sich eine grossartige malerische Begabung, die ihren farbigen Visionen das auf starken Licht- und Schattenkontrasten beruhende Tenebroso zu Grunde legt. So entsteht eine bis zu einem gewissen Grade vom Idealschönen absehende Darstellungsweise, die auch den gemeinhin als hässlich angesehenen Gegenständen und Eigenschaften der Wirklichkeitswelt ihr Daseinsrecht einräumt. Der kirchlichen Kunst der Gegenreformation wurden neue Ausdruckswerte, die sich auch aus der Anwendung des Helldunkels ergaben, zugeführt. Die von Zeitgenossen gegen Caravaggios Kunst erhobenen Einwände werden geprüft und die Wertmassstäbe, die man zu ihrer Beurteilung anlegen muss, erörtert.



Werner Weisbach

1873-1953. Kunsthistoriker.
1921-1933 Professor an der Universität Berlin.
Zahlreiche Arbeiten zur europäischen Malerei des 17.-19. Jahrhunderts.
1933 aus rassistischen Gründen entlassen; 1935 nach Basel emigriert.
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft 1910-1935.





Michelangelo Caravaggio
(1573-1610), Ruhe auf der Flucht
nach Ägypten

An einem Vergleich zwischen Caravaggios – Grablegung – und Rembrandts Gemälde gleichen Gegenstandes wird gezeigt, wie bei dem Italiener, unbeschadet allen Naturalismus, noch eine humanistische Apotheosierung des nackten menschlichen Körpers mitspricht, während der Holländer, davon absehend und ohne Rücksicht auf das Naturschöne, nur die im Tode gelösten und erschlafften Glieder der Leiche Christi, seiner Wirklichkeitsvorstellung entsprechend, zur Anschauung bringt.

An Werken unmittelbarer Nachfolger Caravaggios, des Bartolomeo Manfredi und des in Rom ansässigen Franzosen Valentin, bekundet sich, wie das von Caravaggio angeführte Genrebild Schule gemacht hat. Das Personal solcher Bilder rekrutiert sich aus Angehörigen einer niederen Klasse, Soldaten, Landstreichern, Bänkelsängern, Zigeunern; ein Publikum, das man unter dem Begriff Bohème zusammenfassen kann und wie es gleichzeitig in den beliebten, von Spanien ausgehenden Schelmenromanen auftritt. So ist auch die Wahl des Gegenständlichen für die naturalistische Tendenz dieses Kreises bezeichnend.



Valentin de Boulogne (1594-1632),
Die Wahrsagerin

Zu einem an Caravaggios Kunst anknüpfenden Verfahren tritt nun häufig auch eine durch eine künstliche Lichtquelle, Kerze oder Fackel, hervorgerufene Wirkung. Das ist eine auf einem anderen Prinzip beruhende Beleuchtungsart, die ihre Vorläufer namentlich in Venedig hat und von Meistern wie Tizian, Tintoretto und insbesondere Jacopo Bassano ihre Durchbildung erhält. Der Caravaggieske Naturalismus und das Schalten mit Kerzen und Fackelschein wurde in mannigfacher Weise kombiniert. Besonders im Norden wurde die Anwendung solcher künstlichen Beleuchtungseffekte zu einer grossen Mode.

Unter den Niederländern, die studienhalber nach Italien zogen, die sich anfangs an klassischen und manieristischen Vorbildern inspirierten, dann dem neuen Naturalismus zuwandten, ist es vor allem der zu seiner Zeit gefeierte Utrechter Gerhard van Honthorst, der die Caravaggieske Darstellungsweise annahm und mit der Anwendung künstlicher Lichtquellen verschmolz. Der Schein von Fackeln und Kerzen wird nicht ausgenutzt, um das Licht, einer natürlichen Wirkung entsprechend, durch Raum und Atmosphäre zu leiten und die von ihm berührten Körper demgemäss zu modifizieren, vielmehr ist die Beleuchtung mit ihren krassen Kontrasten ganz im Caravaggiesken Sinne durchgeführt. Honthorst, ebenso wie die übrigen Niederländer, hat sich vor allem an das Genrebild gehalten. Die genrehaften Darstellungen bewegen sich in einer niedrigen Sphäre, haben einen ordi-

nären Ausdruck und sinken in einen platten Naturalismus herab.

Als besonders interessante Erscheinung wird der erst kürzlich zur Geltung gebrachte Georges de la Tour, der in Lothringen tätig war, vorgeführt, von dem die Berliner Galerie jüngst ein bedeutendes Werk erwarb und der sich, was Ernst und Auffassung und Verinnerlichung betrifft, über den Durchschnitt der nordischen Caravaggisten erhebt.

Zum Schluss wird darauf hingewiesen, wie auch Rembrandt in seiner Jugend durch den Caravaggismus Anregungen erhielt und sich der Anwendung künstlicher Beleuchtungseffekte zuwandte. Seine eigene Tat ist es, dass er dazu übergeht, die allmähliche Ausbreitung des Lichtes durch den Raum und die dadurch hervorgerufenen Wirkungen an den Oberflächen der Körper anschaulich zu machen. Durch ihn wird Helldunkel und Lichtführung auch nach einer anderen Seite entwickelt und höchsten geistigen und seelischen Zwecken dienstbar gemacht.

907. Sitzung
am 21. Februar 1934
im Hause
des Vortragenden Lietzmann

*Anwesend die Herren Diels,
Groener, Meinecke, Oncken,
Penck, Petersen, Popitz,
Schlitter, Weisbach, Wilcken*

Der Vortragende sprach über die evangelische Kirche Deutschlands vom März 1933 bis Februar 1934.

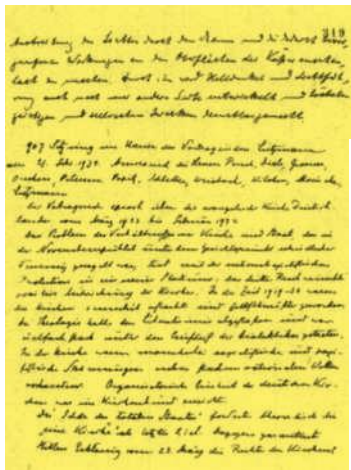
Das Problem des Verhältnisses von Kirche und Staat, das in der Novemberrepublik unter dem Gesichtspunkt schiefer Trennung geregelt war, trat mit der nationalsozialistischen Revolution in ein neues Stadium: das dritte Reich wünschte positive Mitwirkung der Kirche. In der Zeit 1919-33 waren die Kirchen innerlich erstarrt und selbstbewusster geworden. Die Theologie hatte den Liberalismus abgestossen und war vielfach stark unter den Einfluss der Dialektiker getreten. In der Kirche waren mancherlei sozialistische und pazifistische Strömungen neben starkem nationalem Wollen vorhanden. Organisatorische Einheit der deutschen Kirchen war im Kirchenbund erreicht.

Die Idee des – totalen Staates – forderte theoretisch die – eine Kirche – als letztes Ziel. Dagegen garantierte Hitlers Erklärung vom 23. März die Rechte der Kirchen. Die Gruppe der – Deutschen Christen – kündigte eine kirchliche Revolution mit dem Ziel einer einheitlichen evangelischen Volkskirche an. Das bewog die Kirchenbehörden



Hans Lietzmann

1875-1942. Evangelischer Theologe und Kirchenhistoriker. Seit 1924 als Nachfolger Adolf v. Harnacks Ordinarius in Berlin. Grundlegende Arbeiten zum frühen Christentum (Geschichte der Alten Kirche, 1932-1944). Mitglied der Preussischen Akademie, seit 1927 Vorsitzender ihrer Kirchenväterkommission. Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft 1924-1942; Koadjutor 1940/41.



zum Handeln und sie bevollmächtigten ein Dreierkollegium zum Erlass einer neuen Reichs-Kirchenverfassung und zur Nomination eines Reichsbischofs. Dieser Ausschuss tagte mit dem Vertrauensmann Hitlers, Wehrkreispfarrer Müller, in Loccum und vereinbarte einen Modus procedendi. Es gelang den Deutschen Christen, den Präsidenten Kapiern nervös zu machen und am 24. Mai zur voreiligen Proklamation von Bodelschwingsh zu veranlassen, während sie Müller forderten. Hitler lehnte den Empfang von Bodelschwingsh ab, und es begann ein erbitterter Kampf zwischen den Anhängern beider Kandidaten. Die Ernennung Stoltenhofs zum kommissarischen Präsidenten des EOK, die auf noch ungeklärte Weise dem Kultusminister nicht vorher gemeldet war, löste das Eingreifen Preussens aus. Es wurde ein Kirchenkommissar, Jäger, eingesetzt. Unter allgemeiner Unruhe wurde die Reichs-Kirchenverfassung fertiggestellt, Neuwahlen der Kirchenkörper mit ca. 75% der Deutschen Christen getätigt, meistens durch vorgeschriebene Einheitslisten. Hitler sprach im Rundfunk für die Deutschen Christen. Danach folgten die synodalen Tagungen, bei denen in Preussen der Arierparagraph und Versetzungsparagraph beschlossen wurden. Die Nationalsynode wählte, trotz einigen Sträubens der lutherischen Bischöfe, Müller zum Reichsbischof am 27. September. Die Verfassung wurde in Gang gesetzt, die Deutschen Christen bereiteten eine grosse Volksmission vor. Deren erste Tat war die Kundgebung im Sportpalast am 13. November, in der Herr Krause die uevaangelischen Tendenzen seiner Bestrebungen offen zeigte. Entrüsteter Protest des Reichsbischofs, aber ohne Massregelung der wirklich Schuldigen. Die Deutschen Christen zerfielen, da die besten Elemente gegen die Reichsleitung (Hossenfelder, Bischof von Brandenburg) standen. Am 28. November schied Hossenfelder zugleich mit dem übrigen Ministerium aus seinem Ministeramt. 2. Dezember Ministerium Beyer-Weber-(Lauerer)-Wemer ernannt gegen den Widerspruch der Bischöfe, die dem Reichsbischof ein Ultimatum stellten. Friedensgesetz, kein Arierparagraph, Schlichtungsausschuss. Die Bischöfe und der Pfarrernotbund beharrten in Opposition. Als der Reichsbischof – ohne Mitwirkung des Ministeriums – mit Baldur von Schirach den Vertrag betreffend Überführung der evangelischen Jugendverbände in die Hitlerjugend abschloss, wurde die Opposition stürmisch. Hossenfelders Rücktritt als Bischof von Brandenburg und Reichsleiter der Deutschen Christen am 22. Dezember kam zu spät. Am 4. Januar 1934 hob unter Einfluss des Bischofs Oberheid der Reichsbischof die Friedensgesetze wieder

Für eines unserer Mitglieder, den Theologieprofessor Hans Lietzmann, war die Haltung und Politisierung der protestantischen Kirche, nachdem die grosse Spaltung zwischen den – Deutschen Christen –, unbedingten Anhängern des Nationalsozialismus, und der dissertierenden – Bekenntniskirche – eingetreten war, zu einer grossen Sorge und Belastung geworden, und ich habe ihn öfter darüber seine Ansicht äussern hören ... Vertrat Lietzmann anfangs den Standpunkt, dass die Kirche sich einmütig hinter die Hitler-Regierung stellen solle, um keinen Zwiespalt zwischen Kirche und Staat hervorzurufen, so kam er bald davon ab... Ja, er verlor jede Sympathie für diese Staatsführung und konnte sich dann in scharfen, sarkastischen und verächtlichen Bemerkungen nicht

auf und bedrohte die Opposition mit Gewaltmassregeln. Der Notbund antwortete mit einer Gegenerklärung von den Kanzeln. Das Ministerium Beyer trat zurück. Aber es wurde eifrig an der Beilegung des Konfliktes gearbeitet, die Bischöfe nahmen mit dem Reichs-Innenministerium Fühlung, es bildete sich eine Front Beyer-Bischöfe-Niemöller, die Neubildung eines vermittelnden Ministeriums und Beurlaubung Müllers verlangte. Die Audienz bei Hitler am 25. Januar vernichtete diese Hoffnungen: Göring griff mit politischem Material ein, das von unbedachten Predigern und sorglosen Telefonschwätzern geliefert war. Die Bischöfe unterwarfen sich dem Reichsbischofkläglich und liessen den Notbund im Stich. Seitdem in Norddeutschland fortschreitende Diktatur des Reichsbischofs unter Einwirkung Oberheids. In Würtemberg, Bayern, Thüringen herrscht einstweilen Friede.

genug tun. Er war auch ein Gegner des antisemitischen Vorgehens, was er mir offen ins Gesicht sagte ... So war infolge der unter dem Dritten Reich geschaffenen und alles aufwühlenden Verhältnisse in der Mittwochs-Gesellschaft ein Zustand eingetreten, der dahin führte, dass ich nicht, wie früher, befriedigt von geistiger Erfrischung und Anregung, sondern gewöhnlich aufgeregt und erschöpft von Debatten, die sich um unerquickliche Dinge entsponnen hatten, nach Hause kam.

Werner Weisbach, Geist und Gewalt

908. Sitzung
am 7. März 1934
im Hause
des Vortragenden Wilcken

*Anwesend die Herren Drews,
Groener, Lietzmann, Penck,
Popitz, Schlitter, Weisbach*

Der Vortragende sprach über *die staatsrechtlichen Formen der römischen Dictatur*. Nach kurzem Hinweis auf die alte latinische Dictatur, die schon zurzeit der römischen Königsherrschaft als ein normales Jahresamt in latinischen Städten erscheint, ging er zur altrömischen Dictatur über, die vom Beginn der Republik an in den nächsten Jahrhunderten in Zeiten kriegerischer Not, später auch innerer Unruhen als eine Ausnahmegewalt auftritt, durch die statt der Kollegialität der Consuln ein einheitliches Kommando geschaffen wird, verliehen bis zur Zweckerfüllung, höchstens auf 6 Monate. Durch Ausdehnung der Provocation auf diesen Dictator und gelegentliche Anwendung der Volkswahl (statt der Ernennung durch den Consul) ist die ursprüngliche Machtstellung des Dictators allmählich herabgedrückt worden, und nach dem Hannibalischen Kriege (202) sind derartige Dictatoren nicht mehr bestellt worden.

Als Ersatz dafür schuf sich der Senat in der mit den Gracchen einsetzenden Revolutionszeit eine andere Waffe durch die Ausbildung des Senatus consultum ultimum (de defendenda re publica), durch das die Consuln sich befugt sahen, zur Verteidigung des Staates sich dictatorische Gewalt zuzulegen, unter Befreiung von Provocation und Intercession. Solche Quasidictatoren begegnen mehrfach um 121 bis 40 v. Chr.



Ulrich Wilcken

1862-1944. Althistoriker.
Seit 1917 Ordinarius in Berlin.
Mitbegründer und bedeutendster
deutscher Vertreter der Papyrus-
forschung.
Mitglied der Preussischen Akademie.
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft
1926-1944.

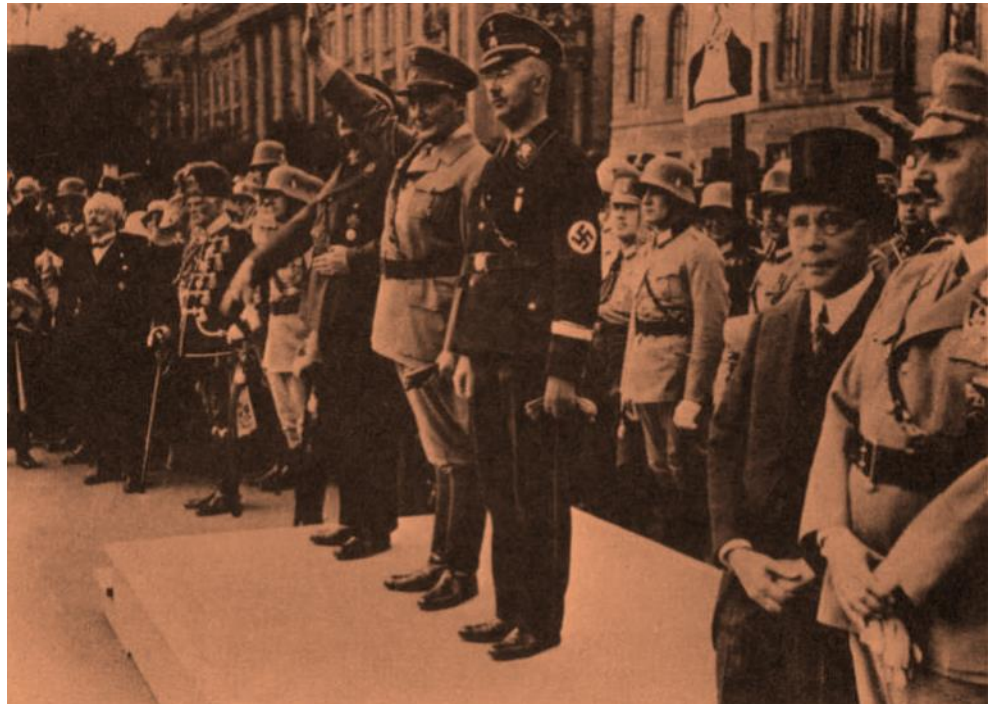
skizziert hatte, führte er aus, dass Octavian im Januar 27 seine ausserordentliche constituierende Gewalt zurückgegeben hat, um ohne eine solche, als princeps, die Neugestaltung des Staates durchzuführen. Er hat daher auch die Dictatur, die ihm im Jahre 22 das durch Seuchen und Hungersnot verzweifelte Volk aufdrängen wollte, energisch zurückgewiesen. Im Augusteischen Principat war kein Raum für diese Ausnahmegewalt.

909. Sitzung
am 2. Mai 1934
im Hause
des Vortragenden Popitz

*Anwesend die Herren Diels,
Drews, v. Ficker, Fischer,
Groener, Oncken, Penck,
Petersen, Spranger, Wiegand*

Der Vortragende untersucht das Problem der territorialen Reichsreform vom finanzwissenschaftlichen Standpunkt aus. Die Neugliederung des Reiches sei im Wesentlichen eine preussische Frage: kein Zweifel bestehe über den Wegfall der kleinen Länder und über die Eignung der mittleren zur im Grossen Ganzen territorial unveränderten Umwandlung in Gaue, abgesehen von einer etwaigen

Eröffnung des Preussischen Staatsrates am 15. September 1933.
Vordere Reihe von links:
Litzmann, Mackensen, Röhm,
Göring, Himmler, Popitz, Rust



Zerlegung Bayerns bleibe das Problem einer Aufteilung Preussens. Es sei wenig erspriesslich, sich mit den zahlreichen Vorschlägen auseinanderzusetzen, die hierfür gemacht würden. Nach Klärung aller geschichtlichen und wirtschaftlichen Voraussetzungen bleibe schliesslich eine Entschlussfrage übrig. Sicher sei, dass in weitem Umfange die heutigen Provinzen – wenn auch mit manchen Grenzberichtigungen, vielleicht auch Zusammenlegungen und unter Einbeziehung der kleinen norddeutschen Länder – als die künftigen Reichsgaue betrachtet werden könnten. Wie der Entschluss im Einzelnen aber auch ausfallen möge, klar müsse man sich über die Frage werden, sollen die künftigen Gaue nur Verwaltungsbezirke, also Bezirke für eine verwaltungsmässige Dezentralisation der einheitlichen Reichszuständigkeit sein, eventuell mit den sachlich beschränkten Selbstverwaltungsbefugnissen der heutigen preussischen Provinzen, oder sollen sie eine weitreichende Autonomie besitzen, d.h. auf wesentlichen Verwaltungsgebieten, ähnlich, wenn auch selbstverständlich nicht in dem Umfange der heutigen Länder, unter der Aufsicht der Reichsregierung selbständige Befugnisse ausüben. Diese Frage könne nicht lediglich von politischen Gesichtspunkten, etwa dem der Schonung süddeutscher Empfindlichkeiten, ausgelöst werden, hier ständen vielmehr finanzwissenschaftliche Erkenntnisse im Vordergrund. Denn Autonomie setze voraus, dass die Gaue die ihnen überlassenen Verwaltungsgebiete auf eigene Kosten, d.h. auf Grund ihrer eigenen regionalen Steuerkraft, zu finanzieren vermögen. Gewiss könne man sich einen irgendwie gestalteten Lastenausgleich für finanzschwächere Gaue denken. Aber dem Wesen einer Autonomie würde es widersprechen, ihr praktisches Funktionieren aufheben, wenn manche Gaue ausserstande seien, auch nur zu einem wesentlichen Teile die Mittel zur Finanzierung der ihnen übertragenen Verwaltungsgebiete aus eigener Steuerkraft aufzubringen.

Von Preussen aus gesehen, also von 3/5 des Reichsgebietes aus, handle es sich bei einer Autonomie darum, heute vom preussischen Staat finanzierte Verwaltungsgebiete auf die Gaue, in die dieser Staat zu zerlegen sei, zur Eigenfinanzierung zu übertragen. Wolle man die finanziellen Folgen eines solchen Schrittes untersuchen, so sei zunächst nötig, sich klar zu werden, welche Aufgaben Preussen heute noch – zentral für alle seine Gebietsteile – erfülle. Der Vortragende ging, um dies darzulegen, auf einen Vergleich des Reichsetats mit dem Preussischen Etat ein, um zu zeigen, dass trotz des starken zahlenmässigen Überwiegens des Reichsetats – Nettoausgaben des Reichs 5,8 Milld. gegen 1,3 Milld. Preus-

In der späteren Entwicklung, vor allem in seiner Wirksamkeit als preussischer Finanzminister, verfolgte Popitz mehr und mehr die Vorstellung eines dezentralisierten Einheitsstaates, in dem insbesondere die Länder, aber auch die Gemeinden und Gemeindeverbände keinen unmittelbaren eigenständigen Aufgabenbereich und keine eigenen Steuerquellen haben sollten. Popitz bejahte diese Entwicklung weniger aus ideologischen und politischen Gründen, sondern aus dem Zwang der Not zur Überwindung der Finanz- und Wirtschaftskrise der 30er Jahre. In seinem Vortrag auf der Konferenz der Friedrich-List-Gesellschaft in Bad Eilsen im Jahre 1929 hob er hervor, dass gerade in Notzeiten der Weg für vieles freigegeben werde, was zuvor unerreichbar schien. – Die Not ist der grösste Überzeuger. – Nur eine ständig steigende Not könne einer verantwortungsbewussten Regierung endlich den Mut und die Möglichkeit zur Tat geben, die dabei vor Verfassungsänderungen nicht zurückschrecken dürfe.

Karl-Maria Hettlage,
Johannes Popitz

sens – die Substanz der inneren Staatsaufgaben noch immer in Preussen liege. Die hohen Ausgaben des Reichs sinken auf 1,8 Milld. herab, wenn man die Ausgaben für Heer, auswärtigen Dienst, Kriegsfolgen und Schulden beiseite lasse, auch von diesen 1,8 Milld. entfiere der grösste Teil auf grosse Globalausgaben: Aufrechterhaltung der sozialen Versicherung (521 Mill.) und Steuerverwaltung (ca. 400 Mill.), für einmalige Ausgaben für agrarpolitische Massnahmen und Sanierung der Banken; echte Verwaltungsaufgaben erfülle es nur auf dem Gebiete des Siedlungswesens, des Wasserstrassenbaus, der Autostrassen und der Arbeitsbeschaffung. Preussen stelle nach wie vor den gesamten Verwaltungsapparat für Justiz, innere Verwaltung, landwirtschaftliche und gewerbliche Spezialverwaltung, Unterricht und Kulturwesen.

Es sei nun zu untersuchen, wie diese staatlichen Verwaltungsausgaben, die als Voraussetzung für die Entwicklung der Produktivkraft des Volkes zu betrachten seien, sich auf die einzelnen Provinzen verteilen und wie andererseits die Mittel zur Bestreitung der Kosten dieser Ausgaben aus den einzelnen Landesteilen dem Staate zuströmten. Hierzu seien zwei Zahlenreihen zu bilden und miteinander zu vergleichen, einmal eine Zahlenreihe, die zeige, wieviel Preussen in jeder Provinz auf den Kopf der Bevölkerung für seinen Staatsapparat, soweit er nicht in der Berliner Zentrale bestände, aufwenden, sodann eine Zahlenreihe, wieviel Staatssteuern (einschliesslich der Reichsüberweisungen) in jeder Provinz, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, aufkommen. Bei der ersten Zahlenreihe zeige sich, dass der Ausgabenkopfbetrag für die Verwaltung, also für Gerichte, Verwaltungsbehörden, Versorgung, Schulen, einschliesslich der staatlichen Volksschulzuschüsse usw., in den einzelnen Provinzen sehr verschieden hoch sei, und zwar könne man den Satz aufstellen, dass der Staat, auf den Kopf der Provinzialbevölkerung gerechnet, umso mehr aufwenden müsse, je geringer die Bevölkerungsdichte der Provinz sei.

In ganz Preussen betragen die Kosten eines Verwaltungsapparats, der etwa 60% der Gesamtaufwendungen des Staates ausmacht, auf den Kopf 17,31 RM, in der Grenzmark aber 25,74 RM, in Ostpreussen 24,70 RM, in Pommern 19,90 RM, andererseits in Westfalen 14,81 RM, in der Rheinprovinz 14,94 RM, in Berlin 15,18 RM. Es gäbe freilich von dem Satz der Steigerung der Verwaltungsausgaben mit der geringeren Bevölkerungsdichte auch Ausnahmen: Oberschlesien sei relativ teuer zu verwalten trotz seiner grossen Bevölkerungsdichte, was sich aus der Notwendigkeit besonders intensiver Verwaltung und hoher Schulkosten erkläre. Betrachte man nun die

andere Zahlenreihe, den Provinzialkopfbetrag des Aufkommens an Staatssteuern und Reichsüberweisungssteuer (Staatsanteil), so verhalte sich diese Zahlenreihe im Wesentlichen umgekehrt: die Provinzen mit hohen Verwaltungskosten bringen Steuerkopfbeträge, die weit unter dem Staatsdurchschnitt stehen, die Provinzen, in denen die Verwaltungen über dem Durchschnitt stehen oder ihm etwa entsprechen, bringen hohe, überdurchschnittliche Steuerkopfbeträge. Auch hier gibt es freilich Ausnahmen, so ist z.B. die Steuerkraft des dichtbesiedelten und hochindustriellen Westfalens relativ gering, was sich daraus erklärt, dass sich dort zwar zahlreiche Produktionsstätten mit grossen Arbeitermassen befinden, aber der Sitz der Unternehmen vielfach ausserhalb der Provinz (z.B. in Düsseldorf) gelegen sei. Jedenfalls lasse sich zeigen, dass die östlichen Provinzen, besonders die Grenzmark, Ostpreussen, Pommern und Oberschlesien nicht einmal in der Lage seien, aus den gesamten in ihnen aufkommenden Staatssteuerbeträgen auch nur die Verwaltungsgebiete zu finanzieren, die etwa 60% der gesamten staatlichen Ausgaben ausmachten. Rechnet man die Steuerkopfbeträge auf 60% – d.h. den Prozentsatz der zum Vergleich herangezogenen Verwaltungsausgaben – um, so zeige sich, dass nur Berlin, Hessen-Nassau (wegen der Steuerkraft Frankfurts a.M.), Schleswig-Holstein (wegen der Steuerkraft der Hamburger Randgebiete) und in krisenfreien Jahren die Rheinprovinz in der Lage sein würden, den notwendigen staatlichen Verwaltungsapparat aus eigener Steuerkraft zu bestreiten. Ferner ergäbe sich, dass der Verwaltungsapparat ganz Preussens in seiner in allen Provinzen gleichmässigen Intensität zu einem ausserordentlich hohen Teile aus der Steuerkraft Berlins finanziert werde. Anhangsweise zeigte der Vortragende dann noch, dass auch der Teil der Aufgaben, der nicht vom Staat, sondern von den Gemeinden und Gemeindeverbänden finanziert würde, keinesfalls überall erfüllt werden könnte, wenn seine Kosten lediglich aus örtlicher Steuerkraft geschöpft werden müssten. Vielmehr habe Preussen durch seine Finanzausgleichsgesetzgebung dafür gesorgt, dass die in Berlin und im Westen aufkommenden Gemeindesteuerbeträge einschliesslich der Reichsüberweisungen für die Gemeinden zu einem Teile den steuer schwächeren Gemeinden und Gemeindeverbänden zuflössen. Allein Berlin müsse aus den in ihm örtlich aufkommenden Gemeindesteuern und Gemeindesteueranteilen rund 100 Mill. RM abgeben.

Es ergäbe sich also: der grossen geschichtlichen Mission Preussens, als des einzigen deutschen Grossstaates, die feste politische Klammer zwischen Ost-, Mittel- und

Westdeutschland zu bilden, entspräche die finanzielle Ausgleichsfunktion, die Preussen wahrnehme, indem es allen Landesteilen einen gleichartigen Staatsverwaltungsapparat hinstelle und dadurch auch allen seinen Gemeinden und Gemeindeverbänden die Erfüllung ihrer Aufgaben auf einem bestimmten Niveau gewährleiste, ohne Rücksicht darauf, in welchem Grade die einzelnen Landesteile in der Lage seien, zur Aufbringung der Gesamtausgaben aus eigener Steuerkraft beizutragen. Nur dadurch sei ein gut funktionierender Verwaltungsapparat und ein dem Durchschnitt Deutschlands entsprechender Schulapparat in den östlichen Provinzen überhaupt möglich. Aus dieser finanzwissenschaftlichen Erkenntnis folgte, dass eine Zerlegung Preussens in Gauen mit weitgehender Autonomie, d.h. mit der Pflicht, selbst für ihren Verwaltungsapparat zu sorgen, einen Verfall des deutschen Ostens zur Folge haben müsste oder, anders gesprochen, es sei kein einiges Reich denkbar, das nicht so organisiert sei, dass durch dieses Reich, im Wesentlichen also wie bisher durch Preussen, die Ausgleichsaufgaben zwischen Ost und West erfüllt werden. Dafür, dass dies erkannt und die damit gestellten Aufgaben bei der kommenden Reichsreform erfüllt werden, habe Preussen zu sorgen und damit seine letzte Mission im deutschen Reich zu erfüllen.

910. Sitzung
am 16. Mai 1934
im Hause
des Vortragenden Diels

Anwesend die Herren Drews,
v. Ficker, Groener, Lietzmann,
Penck, Popitz, Spranger,
Wiegand

Der Vortragende sprach über das *Geschlecht*. Die allgemeine Verbreitung der Geschlechtlichkeit in der Organismenwelt ist erst seit knapp 100 Jahren bekannt. Noch am Anfang der 19. Jahrhunderts sprechen viele Gelehrte den Pflanzen das Geschlecht ab. Dies ist möglich, weil damals nur Äusserlichkeiten und sekundäre Begleiterscheinungen der Geschlechtlichkeit der Beobachtung zugänglich sind. Erst als durch die vollkommener werdenden Mikroskope die Zelle als Grundeinheit der Organismen erkannt wird, gelingt es, die Gameten nach Gestalt und Funktion schärfer zu erfassen. Die starke Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Gameten, wie sie uns bei den höheren Pflanzen und Tieren entgegentritt, stellt sich als abgeleitet heraus von viel einfacheren Bildungen. Man lernt sogenannte Isogameten kennen, die in der Gestalt nicht von einander unterschieden werden können und nur darin sich als ungleich herausstellen, dass sie mit-

Aus der Antrittsrede von Ludwig Diels vor der Preussischen Akademie der Wissenschaften:

Schon als Kind empfand ich die Pflanze unbewusst als raumbedingt, die Arten standen mir immer mit ihrer räumlichen Umgebung vor Augen, und bald verschmolz mir im Geiste ihr Bild mit der Vorstellung ihrer Heimat. Auf der Universität vertiefte sich das Räumliche zum Ökologischen, und – wie es in unseren Ländern nicht anders sein kann – es kam das Zeitbedingte der Formen und ihrer Verbreitung hinzu. Mit solchen Anschauungen sah ich mich versetzt auf die uns abgewand-

te Seite der Erde. Die überwältigende Flora West-Australiens umgab mich, eine Flora anderen Wesens als die unseres Erdteiles. Statt der vom Menschen teils zerstörten, teils im Innersten verwandelten Pflanzendecke unserer Breiten lag dort weithin noch unberührt die ursprüngliche Vegetation des einsamen Landes...

Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften.
Öffentliche Sitzung am 2. Juli 1931

einander z.T. fruchtbar reagieren, zum Teil keine solchen Reaktionen eingehen. In solchen Fällen äussert sich also ein morphologischer Geschlechtsunterschied nicht mehr, aber es verrät sich noch eine physiologische Zweipoligkeit. Neuerdings sind bei den Pilzen sogar Fälle bekannt geworden, da nicht nur zwei, sondern vier und mehr verschiedene Typen einer derartigen Polarität sich darbieten. Gleichzeitig hat sich bei niederen Algen nachweisen lassen, dass ein solcher polarer Gegensatz gradweise abgestuft sein kann, dass es also eine gewissermassen relative Geschlechtlichkeit gibt.

Neben dieser unerwarteten Erweiterung der Erscheinungsform des Geschlechtes gewinnt man heute einen tieferen Einblick in die Mechanik seiner Ausbildung: oft zeigt es sich abhängig von einem oder mehreren erbgelunden Faktoren, aber zugleich erhält die Vermutung neue Stützen, dass auch Umwelt-Einflüsse bei seiner Ausprägung mitwirken können.

911. Sitzung
am 13. Juni 1934
im Hause
des Vortragenden Petersen

Anwesend die Herren Diels,
v. Ficker, Fischer, Groener,
Lietzmann, Oncken, Penck,
Spranger, Weisbach, Wiegand,
Wilcken

Der Vortragende sprach über den *Weg Stefan Georges*. Der geheimnisumwobene Dichter, der nach seinem Tode als Seher des dritten Reiches und Prophet des Führers verehrt wird, hat sich immer dagegen verwahrt, dass seine Kündungen allzu wörtlich verstanden und aktualisiert würden. Er sprach nur zu wenigen Auserwählten, von denen er unbedingt Gefolgschaft verlangte; er hat die besten von sich gestossen, sobald er bemerkte, dass sie den Lockungen der Welt irgendwie zugänglich seien; er war kein Redner zur Masse, sondern ein Einsamer, dessen Monologe Ausdruck eines Zwiespaltes waren, der auch in seiner Physiognomie in Erscheinung trat.

Trotz seines deutschen Ursprungs fühlte er frühe Wahlverwandtschaft zu romanischem Wesen; er konstruierte sich eine lingua Romana, in die er seine Frühgedichte übertrug; er fühlte das Erwachen eines Bluterbes in spanischer Landschaft und unter den französischen Symbolisten. Ein zweites Grundelement seines Wesens war der lateinische Anteil an der Kultur seiner Heimat, dessen er sich bewusst war, wenn er angesichts der Porta Nigra sich als alter Römer fühlte oder den Rhein von seinem – römischen Hauch – sprechen liess. Das dritte Element war die



Stefan George (1868-1933).
Handzeichnung in schwarzer
Kreide von Curt Stoeving, 1897

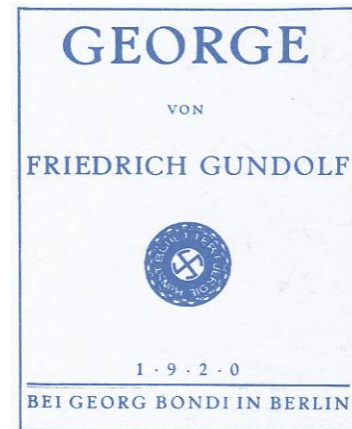
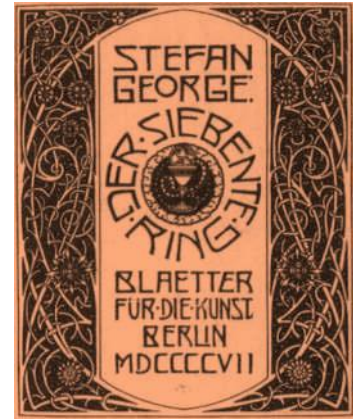
katholische Glaubenswelt und Erziehung, die ihn zum Mittelalter hinführte, und das vierte war das Bewusstsein eigener Volkhaftigkeit, das ihn zwar von aller billigen Volksschriftstellerei fernhielt, aber zu einem metaphysischen Volksbegriff, zum Gedanken der Weckung eines neuen Volkes durch das verkündete Wort, der Ausbildung eines neuen Adels, der nicht von Schild und Krone herstamme, gelangen liess.

In der Aufreihung dieser vier Elemente ist eine Entwicklung vorgezeichnet; Stefan Georges Weg ist als eine fortgesetzte Ablösung von den fremden Bindungen zu einem immer wesentlicheren Herauskommen erstarkenden Volksbewusstseins verlaufen. Vom *romanischen* Element hat er sich als Übersetzer befreit. In den Übertragungen französischer Symbolisten (Baudelaire, Verlaine, Mallarmé, Rimbaud), in denen zuerst seine Meisterschaft zutage trat, hat er sich seine eigene Sprache geschaffen, die härter, gestählter, gedrängter ist als den weichlichen Konturen der Parnassiens entspricht. Später rang er als Übersetzer nur noch mit Shakespeare und Dante, mit denen er sich auf gleicher Höhe fühlte.

Vom römischen und orientalischen Element befreite er sich in eigenen Dichtungen, unter denen die Sammlung – Algabal – charakteristisch ist als Traumspiegelung der eigenen Seele im Idol eines knabenhaften Priesterkönigs, dem die Erdensöhne als jugendlichem Gott zujubeln.

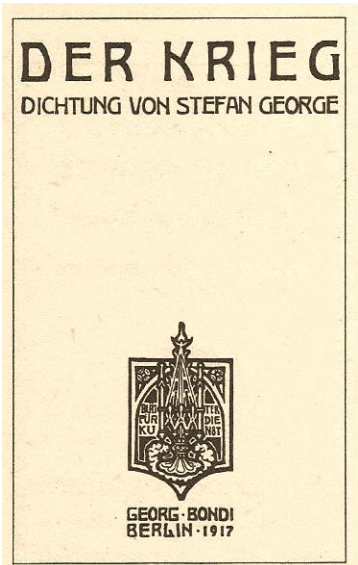
Es folgte ein Gang durch die griechische Welt in den bukolischen – Büchern der Hirten und Preisgedichte –, darauf eine Gestaltung des Mittelalters im – Buch der Sagen und Sänger –, in dem sich zudem das Traumbild kindlichen Königturns findet, das im Rätsel dichter Büsche sich seinen Staat schafft.

Im – Jahr der Seele – (1897) tritt uns zuerst das Motiv der Rückkehr aus fernen Bildungswelten zum Erlebnis heimischer Landschaften entgegen; gleichzeitig ändert sich die Haltung des Dichters gegenüber der Öffentlichkeit. Mit der bisher verschmähten Verbreitung seiner Werke im Buchhandel verbindet sich der erzieherische Wille, auf eine grössere Gemeinschaft zu wirken zwecks Heranbildung einer deutschen Menschenart mit eigener Geste. Er wendet sich an die Jugend und erweitert seinen Kreis um eine neue Generation. Das – Vorspiel –, das der Sammlung – Teppich des Lebens – (1899) vorangestellt ist, führt den Dichter zu seinem Volke, und das – Lied von Traum und Tod –, mit dem die Sammlung schliesst, ruft zu geistigem Kampfe im Leben. Die nächste Sammlung – Der siebente Ring – (1907) wird mit einem – Zeitgedicht – eröffnet, das Verwahrung einlegt gegen die Verkennung als seibertrunkener Prinz in erdenferner Festlichkeit; im



Mittelpunkt des Buches stehen die Verse auf Maximin als Verherrlichung eines frühentrückten Jünglings, der seine Wiedergeburt in der Dichtung feiert und als unsterbliches Götterbild Gegenbild einer religiösen Kultur wird. Als Verkörperung des – Geistes der heiligen Jugend unseres Volkes – und als Personifikation des Opfergedankens findet dieses Bild auch im – Stern des Bundes – (1913), der schon voller Kriegsahnung ist, seine Verehrung.

Während der Bund, in dem der Dichter als geistiger Diktator waltete, sich anschickte, eine dritte Generation durch Werke der Wissenschaft (Gundolf, Bertram, Wolters usw.) zu erobern, wurde diese neue Jugend aufs Schlachtfeld geführt und hatte Gelegenheit, den Opfergedanken zu bestätigen. In der Dichtung – Der Krieg – (1917) löst sich der Fluch über den Aberwitz in Hoffungsglauben an Deutschland; in dem Gedicht – Der Dichter in Zeiten der Wirren – (1921), das in die Sammlung – Das neue Reich – (1928) aufgenommen ist, erscheint die Vision des Führers, der aus der Jugend aufsteigt, die ihr Blut vergossen hat, vielleicht aus der Schar der wiedererstehenden Toten. Auch dieses Bild gehört zu den Symbolen des Erlösungsgedankens und des Priesterkönigtums, das in – Algabal – als Selbstvergötterung, im – Siebenten Ring – als Schaffung eines Gottes aus eigenem Erleben, im – Neuen Reich – als Exponent gottgläubiger Jugend sich darstellt, aber schwerlich aktualisiert und mit heutiger politischer Gestaltung identifiziert werden darf. Höchstens in dem Sinne einer gleichartigen Zeiterscheinung: eines ästhetisch-politischen Parallelismus, der in zwei verschiedenen Bereichen durch ähnliche Mittel der Ausbreitung von einer kleinen Zelle zu immer weiteren Kreisen



Wie das gerier der wälder das bisher
 Sich schein oder fletschend sich zerriss
 Bei jähem brand und wenn die erde bebt
 Sich sucht und nachbarlich zusammendrängt:
 So in zerspaltner heimat schlossen sich
 Beim schrei **DER KRIEG** die gegner an., ein hauch
 Des unbekanntn eingefühls durchwehte
 Von schicht zu schicht und ein verwornnes ahnen
 Was nun beginnt... Für einen augenblick
 Ergriffen von dem welthaft hohen schauer
 Vergass der feigen jahre wüst und tand
 Das volk und sah sich gross in seiner not.



eine Person und eine Idee mit solcher Werbekraft zu Herrschaft und Sieg gelangen liess, wie es weder zu Goethes noch zu Bismarcks Zeiten einem Dichter oder Politiker in Deutschland beschieden war. Für das Reich Stefan Georges ist nun schon die Stunde der Entscheidung gekommen, ob diese Herrschaft an die Idee oder an die Person geknüpft war.

913. Sitzung
am 11. Juli 1934
im Hause
des Vortragenden Sauerbruch

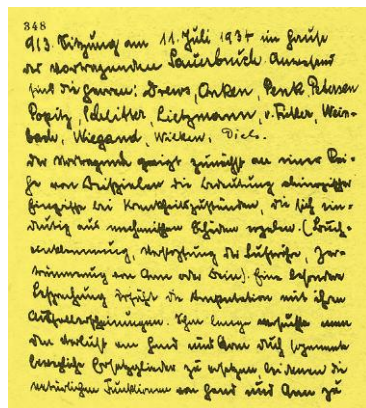
Anwesend die Herren Diels,
Drews, v. Ficker, Lietzmann,
Oncken, Penck, Petersen,
Popitz, Schlitter, Weisbach,
Wiegand, Wilcken

Der Vortragende zeigt zunächst an einer Reihe von Beispielen die Bedeutung chirurgischer Eingriffe bei Krankheitszuständen, die sich eindeutig aus mechanischen Schäden ergeben (Brucheinklemmung, Verstopfung der Luftröhre, Zertrümmerung von Arm oder Bein). Eine besondere Besprechung erfährt die Amputation mit ihren Ausfallerscheinungen. Schon lange versuchte man den Verlust von Hand und Arm durch sogenannte bewegliche Ersatzglieder zu ersetzen, bei denen die natürlichen Funktionen von Hand und Arm zu einem kleinen Teil durch geeignete Konstruktion der Prothese *mechanisch* ersetzt werden. Schon Larrey, der Kriegschirurg Napoleons I., kam dann auf die Idee, die einem Amputationsstumpf gebliebenen Muskeln, die an sich voll leistungsfähig sind, zum Antrieb der Handmaschine zu verwenden, derart dass aus dem mechanisch bewegten Ersatzglied ein durch die Stumpfmuskulatur willkürlich bewegbares wird. Erst 80 Jahre später gelang es aber den italienischen Ärzten Vanghetti und Geci diesen Gedanken zu realisieren. Sie isolierten einzelne Sehnen der zurückgebliebenen Muskulatur und formten sie zu Schlingen und Knoten um, die mit der Maschine in Verbindung gebracht und so zu einem lebenden Motor der künstlichen Hand wurden. Der an sich glückliche Gedanke erwies



Ferdinand Sauerbruch

1875-1951. Mediziner, Chirurg.
 Seit 1928 Ordinarius in Berlin und Direktor der Chirurgischen Klinik der Charité.
 Einer der bedeutendsten Ärzte und Chirurgen seiner Zeit, Begründer zahlreicher neuer Operationsverfahren.
 1937 Träger des Deutschen Nationalpreises.
 1943 Generalarzt.
 Seit 1938/39 in ständiger Verbindung mit Vertretern des deutschen Widerstandes.
 Mitglied der Preussischen Akademie.
 Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft 1933-1944.



An einem heissen Sommerabend fanden wir uns zu seinem ersten Vortrag in der Villenkolonie Wannsee ein, wo er ein stattliches Haus inmitten eines grossen Parkes besass. .. Als er ins Zimmer trat, war es, als ob ein Strom befeuernden Lebens heranbrauste. – Was –, rief er aus, – an diesem schönen Sommerabend im geschlossenen Raum... nein, das geht nicht an. Ich werde im Garten sprechen. Nun gleich die Stühle hinausschaffen... – Während wir uns um einen auf einem Kiesplatz stehenden runden Tisch setzten, bemerkte ich eine Anzahl männlicher Gestalten von einfachem Aussehen, die hinter Gebüsch versteckt waren und deren Anwesenheit ich mir nicht erklären konnte. Das Thema des Vortrags bezog sich auf Sauerbruchs Erfahrungen und Entdeckungen in der Kriegschirurgie. Er erwähnte, wie es von Beginn des Krieges an sein sehnlicher Wunsch gewesen sei, Menschen, denen er Gliedmassen amputieren musste, wieder in den Arbeitsprozess einzuschalten und sie nicht als untätige und unnütze Mitglieder der Gesellschaft verkommen zu lassen. Schliesslich gelang ihm das bei Armamputationen dadurch, dass er für die Ansetzung eines künstlichen Gliedes die Muskeln des Amputationsstumpfes benutzte... Auf seinen Wink traten nach den theoretischen Erörterungen die Männer hinter den Gebüsch, die mir vorher aufgefallen waren, hervor und man bemerkte, dass sie alle mit einem künstlichen Unterarm versehen waren. Er liess sie veranschaulichen, wie das, was er erläutert hatte, sich in der Praxis bewährte, und uns vorführen, wie die Hand bis zu feinsten Manipulationen sich als braubar erwies.

Werner Weisbach, Geist und Gewalt

sich aber bei dieser Art praktischer Durchführung als ungeeignet. Im Weltkrieg wurde dann eine neue Operationsmethode gefunden, die darin bestand, nicht einzelne Sehnen, sondern das *ganze* Massiv der Beuger und der Strecker zu kanalisieren, so dass nach Einfügung eines Elfenbeinstiftes Übertragungsketten an die Muskulatur gehängt werden konnten. Ähnlich wie bei der normalen Arbeitsbetätigung konnte nunmehr die Muskulatur als Antrieb zur Handbewegung ausgenutzt werden. Die Ergebnisse waren überraschend. Die Amputierten lernten in kurzer Zeit mit der künstlichen Hand zu fassen, zu halten und zu arbeiten in physiologisch eingesehenen Bahnen. Es wurden eine Reihe Amputierter gezeigt, die in der Lage waren, die hauptsächlichsten Handleistungen geschickt und mit Kraft auszuführen. – Neben diesen praktischen Ergebnissen wurden dann besprochen die physiologischen Zusammenhänge bei der Betätigung von Muskeln und Gegenmuskeln, deren Gesetze durch dieses Verfahren eine neue und grundsätzliche Beleuchtung erfahren haben.

November 1934

Juni 1935

914. bis 929. Sitzung

Zeittafel 1934/1935

- 13. Januar Abstimmung im Saargebiet: 90,8% der Bevölkerung stimmen für die Rückgliederung nach Deutschland.
- 16. März Deutschland sagt sich von den Rüstungsbeschränkungen des Versailler Vertrages los und führt die allgemeine Wehrpflicht ein.
- 18. Juni Deutsch-britisches Flottenabkommen: Stärkeverhältnis 35: 100, bei den U-Booten 45: 100.
- 15. September Nürnberger Gesetze (Reichsbürgergesetz und Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre). Ehen mit Juden sind verboten, – Rassenschande – wird unter Strafe gestellt.

918. Sitzung
am 9. Januar 1935
im Hause
des Vortragenden Fischer

Anwesend die Herren Diels,
Drews, v. Ficker, Groener,
Lietzmann, Penck, Petersen,
Popitz, Weisbach, Wiegand,
Wilcken

Der Vortragende behandelte: – Das Problem der Rassenkreuzung beim Menschen – .

In der freien Natur gibt es bei Säugetieren (mit Ausnahme von Wolf und Schakal) keine Kreuzung von Tierarten mit fruchtbaren Nachkommen. Entweder kreuzen sich jene überhaupt nicht, oder die Nachkommen sind steril. Dagegen kreuzen sich alle Haustierrassen unbeschränkt fruchtbar.

Auch alle Menschenrassen kreuzen sich fruchtbar, ebenso die Bastarde unter sich oder mit den elterlichen oder beliebigen anderen Rassen. Das spricht sicher für die Einheitlichkeit der menschlichen Art. Die Untersuchung der Rassenkreuzung ist das beste, fast einzige Mittel zur Erforschung der Rassenbiologie.

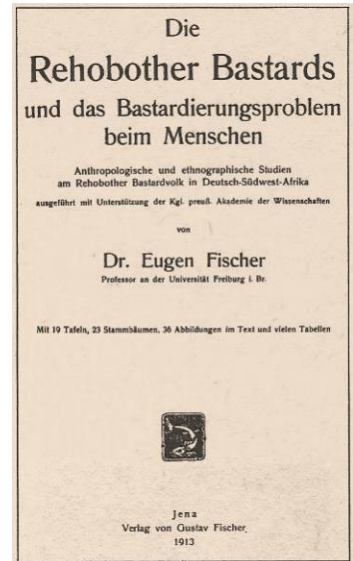
Bei der Kreuzung vererben sich alle Eigenschaften nach den Mendelschen Regeln. Es gibt keine – Prae-potenz – einer Rasse als solcher, es kommt im Erscheinungsbild der Mischlinge nur auf die Dominanz der einzelnen Merkmale an. (Zahlreiche Lichtbilder erläutern hier Einzelheiten). Man kann aus der morphologischen Erscheinung einer Bildung nicht auf deren genetische Einheitlichkeit schliessen, wie z.B. die äussere Gleichheit aber die Verschiedenheit der Vererbung der Augenlid-falte bei Mongolen und Hottentotten beweist. – Eigenartige Erscheinungen bei der Rassenkreuzung sind das Luxurieren und Pauperieren (Disharmonie). –

Auch die geistigen Eigenschaften, deren Erbunterlage erwiesen ist, haben denselben Erbgang bei Rassenkreuzung. Geistig minderwertige Rassen (z.B. Neger) setzen in Kreuzung mit hochwertigen deren Leistung herab. Geistig andersartige (Juden gegen Europäer), ändern die geistige Richtung der Leistung (Kultur).

920. Sitzung
am 6. Februar 1935
im Hause
des Vortragenden Weisbach

Anwesend die Herren Diels,
Drews, v. Ficker, Groener,
Lietzmann, Penck, Popitz,
Wilcken

Der Vortragende spricht über ästhetische Kultur und künstlerische Ziele der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, indem er teilweise an eigene Erfahrungen und Erlebnisse anknüpft.



Aus der Antrittsrede von Eugen Fischer vor der Preussischen Akademie der Wissenschaften:

Es ist ein ganz seltenes Glück, wenn es einem Forscher vergönnt ist, seine Lebensarbeit nicht nur wissenschaftlich anerkannt zu sehen, sondern auch noch zu erleben, dass sie für sein ganzes Volk und für seinen Staat von grosser, ja geradezu lebenswichtiger Bedeutung wird. Mir war das mit dem ersten Nachweis, dass Rassenmerkmale nach den Mendelschen Gesetzen sich vererben, also Erbeigenschaften sind, beschieden, denn auf ihm baut sich die rassen- und erbmassige Bevölkerungspolitik und -gesetzgebung des Dritten Reiches auf. Die Grundlage aber zu jener Forschung brachte mir eine Reise nach Südwest-Afrika, vor beinahe 30 Jahren ausgeführt mit Mitteln dieser ehrwürdigen Akademie, vor der ich heute diese Antrittsrede halten darf.

Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften.
Öffentliche Sitzung am 1. Juli 1937

Nachdem im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts allmählich eine grundlegende Umwälzung innerhalb des Kunst aufnehmenden Publikums vor sich gegangen, die Kirche und ihre fürstlichen Prälaten, die weltlichen Herrscher und Höfe, eine aristokratische Elite als Auftraggeber zurückgetreten waren, rückte das Bürgertum an die erste Stelle und wurde ausschlaggebender Faktor. Die bürgerliche Gesellschaft und ihre Leistungen herabzusetzen und zu entwerten, ist eines der heute in weitem Umfang geltenden Axiome. Man darf den Bürger des 19. Jahrhunderts nicht unter den Begriff eines einheitlichen, aus Abstraktion gewonnenen Typus fassen, wie es unter verschiedenen Gesichtspunkten geschieht, sondern muss sich an die in der Wirklichkeit vorkommenden, teilweise stark voneinander abweichenden Spielarten halten, deren Wesenszüge und Verhaltensweisen zu künstlerischen Dingen der Vortragende erläutert.

Zur Begrenzung des in Kürze nicht auszuschöpfenden Themas wird ein Aufgabengebiet, dem seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein besonderes Interesse zugewandt und das bestimmten Lösungen entgegengeführt wurde, herausgegriffen: Wohnkultur, Raumkunst, Kunstgewerbe, Siedlungswesen.

Zugleich mit Zerfall und Umschichtung früherer gesellschaftlicher Kräfte, mit Umsichgreifen einer kapitalistisch betriebenen Fabrikarbeit und mit Einführung grundlegender technischer Neuerungen ging ein Gefühl für Stilzusammenhang, ein Sinn für Proportion und Qualität verloren; verständnislose und eklektische Nachahmung historischer Stilformen gewann die Oberhand. Nachdem die Verwüstung, die durch Maschine und Geschmacklosigkeit in allen für die Wohnausstattung sich betätigenden Gewerben angerichtet worden war, sich auf der ersten Weltausstellung in London (1851) erschreckend offenbart hatte, trat eine Besinnung ein und es kam in England zu einem Umschwung. Als bahnbrechende Persönlichkeit führte William Morris eine Belebung von Kunstgewerbe und Handwerk herbei und reformierte mittels der von ihm gegründeten Werkstätten die Raumausstattung nach künstlerischen Grundsätzen, indem er nicht nur dem einzelnen Stück eine schöne Form und gediegene Ausführung zu Teil werden liess, sondern auch auf eine organische Gesamtheit hinarbeitete. Ebenso gab er der Buchkunst neue Impulse, die weithin anregend wirkten. An die Leistung dieses vielseitigen und bedeutenden Mannes knüpft die folgende, auf das übrige Europa übergreifende Bewegung an und baut sie weiter aus. Daneben wird sie dadurch beeinflusst, dass eine eingehendere Beschäftigung mit ostasiatischer Kunst ihr gewisse



Wilhelminische Wohnzimmer-
einrichtung

Auffassungsweisen und Formelemente zuführt. Es wird geschildert, wie sich in Deutschland verschiedene Richtungen in den raumkünstlerischen und kunstgewerblichen Bestrebungen herausbilden, unter Führung von Künstlern wie August Endell, Otto Eckmann, Henry van de Velde. Eine eingehendere Betrachtung wird dem sogenannten Jugendstil gewidmet, dessen Formenwelt aus bestimmten ornamental-dekorativen Vorstellungen heraus sich entwickelt, während eine andere, mehr eine kubische Tektonisierung der Formen berücksichtigende Zielsetzung daneben hergeht. Nachdem Deutschlands Produktion im vorigen Jahrhundert – mit dem Kennwort – billig und schlecht – angeprangert – den äussersten Tiefstand erreicht hatte, war es nun zu einem starken Aufschwung berufen. In den an verschiedenen Stellen gegründeten – Werkstätten – wurde Qualitätsarbeit hochgezüchtet. Eigenhausbau und rationelle Wohnungsausstattung nach ästhetischen Gesichtspunkten fanden vielseitige Förderung.

Daneben hatte die ganze Bewegung eine soziale Seite – schon seit dem Wirken von Morris, der auch dem Arbeiter und Unbemittelten Schönheitsgüter zu Teil werden lassen wollte. Aus ihr ging eine Anbahnung und Durchführung von Kleinhaussiedlungen und Arbeiterkolonien hervor, bei deren Anlage man nun auch nach bestimmten künstlerischen Grundsätzen zu verfahren suchte. Hand in Hand damit geht die sogenannte Gartensiedlungsbewegung, auf die am Schluss ein Blick geworfen wird.

Durch Beispiele und Vorführung von kunstgewerblichen Erzeugnissen werden die Ausführungen erläutert.

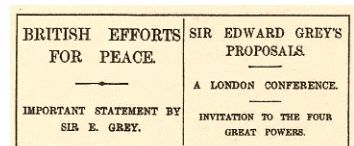
921. Sitzung
 am 20. Februar 1935
 im Hause
 des Vortragenden Oncken

Anwesend die Herren Diels,
 Drews, Groener, Penck,
 Petersen, Popitz, Sauerbruch,
 Spranger, Weisbach, Wiegand,
 Wilcken

Das Thema wurde aus der Vorgeschichte des Weltkriegs und zwar aus der englischen Politik der letzten acht Tage entnommen. Aber nicht aus der genugsam bekannten Auseinandersetzung der englischen Diplomaten mit der Diplomatie der übrigen befreundeten oder gegnerischen Mächte, sondern wesentlich unter dem Gesichtspunkt der aussenpolitischen Willensbildung, wie sie sich in der Kabinettsregierung des englischen parlamentarischen Staates vollzieht. Die Untersuchung ruht gutenteils auf



Der Hohenhof in Hagen von Henry van de Velde, 1908



Ausschnitt aus der – Times – vom 28. Juli 1914

CHANGES IN THE CABINET.

CLEARING FOR ACTION.

RESIGNATION OF LORD MORLEY AND MR. BURNS.

NO DESIRE TO WEAKEN COUNSEL.

We understand that Lord Morley, Lord President of the Council, and Mr. Burns, President of the Board of Trade, have resigned office. At a late hour last night efforts were still being made to induce Mr. Burns to withdraw his resignation, but Lord Morley's is final.

Ausschnitt aus der – Times – vom
5. August 1914

dem Ende 1928 veröffentlichten Memorandum des Lord Morley – ohne diese Quelle wäre sie nicht möglich.

Sie setzt ein mit der Kabinettsitzung am 25. Juli, in der Grey über die am Tag zuvor in Petersburg von Russland und Frankreich dem englischen Botschafter vorgelegte Forderung einer Solidaritätspolitik bis zum Äussersten Bericht erstattet. Bemerkenswert ist, dass Grey von der ersten Minute an gegen eine Neutralität und für den Krieg eintritt, den ganzen Nachdruck der Drohung mit seinem Rücktritt dahintersetzend. Von dieser feststehenden Endabsicht Greys aus sind alle seine künftigen Schritte, auch seine scheinbar vermittelnden und versöhnlichen Schritte zu beurteilen. Seine Aufgabe bestand darin, *gleichzeitig* das englische Kabinett in den Weltkrieg hineinzuführen *und* im diplomatischen Spiel der Mächte den Gegner ins Unrecht zu versetzen und mit der Verantwortlichkeit für den Krieg zu belasten. Aber es zeigt sich sofort, dass das Kabinett nichts weniger als einig ist: der Kriegsgruppe der vier tritt eine Mittelgruppe von dreien zur Seite, aber 10 bis 11 Mitglieder, darunter Männer wie Lord Morley, John Burns, Lloyd George, Lewis Harcourt, Sir John Simon, Lord Beauchamp, treten für die Neutralität und gegen eine englische Kriegsverpflichtung ein.

Sofort in der ersten Sitzung tritt die Frage in den Vordergrund: sind wir Frankreich gegenüber, wenn auch nur ehrenhalber, verpflichtet oder haben wir die Hände frei (wie Grey es so oft im Parlament verkündet)? Während der ganzen Woche, in der sich die festländischen Mobilmachungen vorbereiten, hat die Mehrheit des Kabinetts, die 10 bis 11, ungebrochen an dieser Stellung festgehalten: wir haben die Hände frei.

Für Greys wahre Taktik ist es bezeichnend, wie er der friedensfreundlichen Mehrheit alle Friedensmotive verschweigt, und auf der anderen Seite, wie er in seinen scheinbaren friedlichen Schritten doch die kriegerische Endabsicht im Auge behält. Ihm gegenüber beginnt die Neutralitätsgruppe sich zu organisieren, Lloyd George vermittelt die Fühlung mit den grossen Wirtschaftsinstituten des Landes, er berechnet noch Ende der Woche 95% der Bevölkerung als Kriegsgegner. Diesen Stimmungen gegenüber schlägt Grey bereits das Motiv: Deutschland, der zweite Napoleon an.

Die Mobilmachungen von Russland (30.7.), Österreich (31.7.), Frankreich und Deutschland (1.8.) schaffen eine neue Lage. Am 30. Juli schon präsentiert Cambon seinen Wechsel, den Briefaustausch vom 22.11.1912. Grey muss aber immer von Neuem gestehen, eine Verpflichtung liegt nicht vor, ein Entschluss ist nicht gefasst, bei der gegenwärtigen Lage liegt kein Anlass zur Entsendung des Expe-

ditionskorps vor. Cambon wird immer dringender, erbit-
terter, spricht von Ehre. Ähnliche Stimmungen tauchen
im englischen Generalstab unter Führung des Generals
Wilson auf, der mit den Franzosen in enger Föhlung
steht und im Auswärtigen Amte aus und ein geht.

Asquith und Grey greifen nach Beruhigungsplänen für
die Franzosen:

1. Gedanke des Gewehr-bei-Fuss-Stehens der deut-
schen und der französischen Front,
2. Bereitschaft, die nordfranzösischen Küsten und die
Nordsee gegen die deutsche Flotte zu verteidigen.
Deutschland geht sogar auf die zweite Bedingung ein.

Währenddessen sind General Wilson und sein Stab in
engere Föhlung mit konservativen Abgeordneten und
Journalisten getreten. Man beschliesst den Willen der par-
lamentarischen Opposition mobil zu machen. Am

1. August werden die konservativen Föhrer in die Stadt
gerufen, sie tagen bis über Mitternacht in Lansdowne
House, noch ohne Entschluss. Erst am Vormittag des
2. August entsteht der Brief, in dem Lord Lansdowne
und Bonar Law sich Asquith bedingungslos für den Krieg
zur Verfügung stellen.

Der Umschlag kommt dann sehr rasch. Die liberale
Mehrheit hatte eigentlich kein Programm, keine Föhrer,
keinen Zusammenhalt: als sie durch die Konservativen
entbehrlich gemacht wurde, verlor sie ihren Halt in sich
selber. Am Vormittag des 3. August nahmen zwar die
Deutschen die englischen Bedingungen an (französische
Nordseeküste und Kanal), mussten aber zugleich ihre
Karten in Brüssel aufdecken. Und damit hatten Asquith
und Grey alle Trümpfe in der Hand, sie konnten die Ein-
heit ihrer Partei behaupten (von den 10 bis 11 waren nur
4, schliesslich 2 übriggeblieben), und sie brauchten auch
die Hilfe der Konservativen nicht unmittelbar anzuneh-
men.

Allgemeine Betrachtungen über die Probleme der
aussenpolitischen Willensbildung im parlamentarischen
Staat machten den Beschluss.

922. Sitzung
am 6. März 1935
im Hause
des Vortragenden Diels

Anwesend die Herren Drews,
Groener, Oncken, Penck,
Petersen, Popitz, Spranger,
Weisbach, Wiegand, Wilcken

Der Vortragende sprach über *die Kulturpflanzen des Men-
schen und ihre Auslese*.

Die heute wichtigsten Kulturpflanzen sind meist schon

weizenähnlichen in West-Asien und Europa, die Hirse in Afrika, der Reis in Südasien, der Mais in Amerika. Bei den Gräsern ist das Verhältnis zwischen dem vegetativen Körper und dem Fruchtertrag besonders günstig, und dies erklärt die gar nicht abzuschätzende Bedeutung, die diese Pflanzengruppe für die Menschheit und ihre Kultur gehabt hat. Sie würde sie auch vermutlich nicht einbüßen, wenn es einmal gelänge, Zucker und Stärke aus Wasser und Luft ebenso billig künstlich herzustellen, wie es die Pflanze zu tun vermag.



Haus Spranger, Berlin-Dahlem,
Fabeckstraße 13

924. Sitzung
am 17. April 1935
im Hause
des Vortragenden Spranger

Anwesend die Herren Diels,
Drews, v. Ficker, Groener,
Lietzmann, Oncken, Petersen,
Schlitter, Wiegand, Wilcken

Der Vortragende beschäftigt sich mit der Frage: Gibt es eine – liberale – Wissenschaft?

Ein Blick auf die grossen Epochen der abendländischen Wissenschaft lässt es nicht als ausgeschlossen erscheinen, dass im Zusammenhang mit der politischen Umwälzung auch ein ganz neuer Wissenschaftstypus sich herausbilde. Wie der Kampf gegen die politische Richtung des 19. Jahrhunderts unter dem Schlagwort – gegen den Liberalismus – geführt wird, so wird heute auch die ganze Wissenschaftsepoche zwischen der Aufklärung und dem Jahre 1933 kurz als liberale Wissenschaft bezeichnet. Es schweben dabei die Hauptvorstellungen mit: individualistisch, humanistisch, tolerant, unpolitisch. Die Erörterung des bisher vorwiegend propagandistisch behandelten Themas folgte den Hauptgesichtspunkten I. Ausgangspunkt der Wissenschaft, II. Lebendige Funktion der Wissenschaft, III. Die Wissenschaft selbst.



Eduard Spranger

1882-1963. Philosoph und Pädagoge.
Seit 1920 Ordinarius in Berlin. Als Schüler von Wilhelm Dilthey Vertreter eines erneuerten Humanismus und Begründer einer geisteswissenschaftlichen Psychologie. (Lebensformen, 1914; Psychologie

des Jugendalters, 1924/ 24. Auflage 1955).

1933 Zusammenstoß mit dem neuen Regime.

1937/38 Gastprofessur in Japan.

Nach dem 20. Juli 1944 verhaftet; Ende des Jahres freigelassen.

Erster Nachkriegsrektor der Universität Berlin.

Mitglied der Preussischen Akademie.

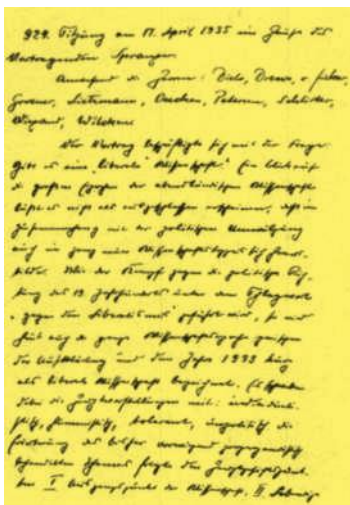
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft 1934-1944.

I. Die erste Behauptung der aktuellen Bewegung besagt, dass die liberale Wissenschaft den Ausgangspunkt des Forschens völlig neutralisiert habe: der Erkennende werde nicht mehr als wirklicher, lebendiger Mensch, sondern als das theoretische Subjekt überhaupt betrachtet. Diese Behauptung trifft zu, insofern eine Zeitlang die Parole der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft ausgegeben wurde und insoweit ca. 1860-1900 ein extremer Positivismus von Westen her in Deutschland Einfluss erlangte. Der deutsche Idealismus hingegen hatte seit Fichte und Hegel die Seinsverbundenheit des Denkens stark betont; wissenschaftsgeschichtliche Erwägungen hatten längst die Standortgebundenheit aller Wissenschaft, vor allem des historisch-politischen Verstehens, zum Bewusstsein erhoben. Ganz prinzipiell aber hatten das situationsgebundene Erkennen zwei Männer verfolgt, die nicht zu den Ahnen des Nationalsozialismus gehören: Marx und Einstein.

Man wird also die zweite Behauptung besonders beachten müssen: Wissenschaft wurzele im Charakter, ja schon im Blute des Forschers. Nur der rassisch reine, der körperlich gesunde, der soldatische und willensstarke Mensch könne mit Erfolg Wissenschaft treiben, nicht der kontemplative, der alles Verstehende. Einen solchen Menschentypus müsse man gewinnen durch Auslese, durch Charakterschulung, zuletzt durch Züchtung. Dieser Forderung kann die – liberale – Wissenschaft nur mit dem Hinweis antworten, dass sie auch im 19. Jahrhundert charaktervolle Vertreter gehabt habe.

Was die neue Bewegung meint, kommt wohl ganz erst durch die dritte Behauptung heraus, dass in aller Wissenschaft ein aufbauender Zukunftswille, und zwar ein politischer, massgebend sein solle. Gedankengebäude, die sich auf eine noch ungestaltete Zukunft beziehen, zugleich aber aus einer konkreten Gegenwartsnot geboren sind, nennt man seit Marx und Nietzsche *Ideologien*. Sie bedeuten eine Art von Mythos, der einer kämpfenden Sozialschicht Stosskraft verleihen soll, sind also aus dem Willen zur Macht geboren. Eine so verstandene – Wissenschaft – orientiert sich nicht nur an einer Weltanschauung, sondern an einem radikalen Glauben. Die Theorie wird damit von vornherein auf eine lebensgestaltende Funktion ausgerichtet – im Sinne des II. Gesichtspunktes.

II. Der Nationalsozialismus stellt die These auf:
– Wissenschaft hat dem Leben zu dienen; *alles* Leben steht unter dem Primat der Politik. Politik kommt aus Glauben. In diesem gläubig-politischen Sinn brauchen wir Wissenschaft. – – Die sogenannte liberale Wissenschaft steht hierzu nicht eindeutig. Sie hat wirklich gele-



Abschrift

Der Präsident der
Reichsschrifttumskammer

Berlin W8,
den 28. Febr. 1935,
Leipziger Str. 19.

Herrn
Werner Weisbach
Berlin NW
Brückenallee 35

Zu meinem Bedauern muss ich Ihnen mitteilen, dass ich Ihre Aufnahme in den Reichsverband Deutscher Schriftsteller und damit in die Reichsschrifttumskammer ablehnen muss. Nach dem Willen des Führers und Reichskanzlers soll die Verwaltung des deutschen Kulturgutes nur geeigneten und zuverlässigen Volksgenossen im Sinne des § 10 der ersten Verordnung zur Durchführung des Reichskulturkammergesetzes vorbehalten sein. Bei der hohen Bedeutung geistiger und kulturschöpferischer Arbeit für Leben und Zukunftsentwicklung des deutschen Volkes sind zweifellos nur die Persönlichkeiten geeignet eine solche Tätigkeit in Deutschland auszuüben, die dem deutschen Volke nicht nur als Staatsbürger, sondern auch durch die tiefe Verbundenheit der Art und des Blutes angehören. Nur wer sich aus der rassischen Gemeinschaft heraus seinem Volke verbunden und verpflichtet fühlt, darf es unternehmen, mit einer so tiefgreifenden und folgenreichen Arbeit, wie sie das geistige und kulturelle Schaffen darstellt, einen Einfluss auf das innere Leben der Nation auszuüben.

Durch ihre Eigenschaft als Nichtarier sind Sie ausserstande, eine solche Verpflichtung zu empfinden und anzuerkennen. Ich muss Ihnen daher die Zuverlässigkeit und Eignung, die die Voraussetzung für eine Mitgliedschaft bei der Reichsschrifttumskammer geben, absprechen und auf Grund des § 10 der genannten Verordnung eine Aufnahme in den RDS, den für Sie zuständigen Fachverband der Reichsschrifttumskammer, ablehnen.

Die Veröffentlichung schriftstellerischer Arbeiten innerhalb des Zuständigkeitsbereichs der RSK ist Ihnen damit untersagt.

Für die Richtigkeit:
gez. Nowotny

(Stempel der
Reichskultur-Kammer •
Reichsschrifttumskammer)

Im Auftrage:
gez. Suchenwirth

Nachdem in so schroffer Weise von offizieller Seite eine Diskreditierung meiner Persönlichkeit erfolgt und mir meine nationale Zuverlässigkeit abgesprochen war, hielt ich es für geboten, den Kreis meiner Mittwochs-Gesellschaft davon in Kenntnis zu setzen, ihn vor die Frage zu stellen, ob er über mich der gleichen Ansicht sei, und damit eine Entscheidung zu erzwingen, von der ich mein weiteres Verbleiben in der Gesellschaft abhängig machen wollte. Mein Stolz verbot mir, mit diesem mich belastenden Odium mich in einer Vereinigung zu bewegen, deren Mitglieder zumeist im öffentlichen Leben standen, ohne dass Klarheit darüber geschaffen war, wie sie den Fall beurteilten. Ich sandte daher Kopien des Schriftstückes der Reichsschrifttumskammer an jedes einzelne Mitglied und fügte ein Begleitschreiben hinzu, indem ich die Vorgeschichte des Bescheides auseinandersetzte, einige auf die Frage der nationalen Zuverlässigkeit eingehende Bemerkungen anknüpfte und auch darauf hinwies, dass schon die Betätigung meines Vaters der Kultur und dem allgemeinen Wohl Deutschlands zugute gekommen sei. Daraufhin gab mir der Vorsitzende der Gesellschaft, Professor Penck, als einmütig gefassten Beschluss der Mitglieder (einschliesslich des preussischen Finanzministers) folgende Erklärung: – In unserem Kreise herrscht noch die alte Auffassung von Recht und Gerechtigkeit. Wir sehen daher keine Veranlassung, unsere Stellungnahme ihnen gegenüber irgendwie zu ändern. – Einige Mitglieder fühlten das Bedürfnis, mir brieflich noch ihre persönliche Meinung zum Ausdruck zu bringen. Lietzmann schrieb: – Zu Ihrem Rundschreiben brauche ich wohl kein Wort zu sagen: die Maschine läuft, wie sie eingestellt, nach den Gesetzen der Mechanik; das kam bei der Mittwochs-Gesell-

schaft, in der wir darüber sprachen, einmütig zum Ausdruck. Wundern darf man sich über nichts. – Der Historiker Hermann Oncken äusserte sich in folgenden Worten: – Indem ich den Empfang Ihres Rundschreibens bestätige, drücke ich Ihnen voll warmer Anteilnahme an der Ihnen widerfahrenen Kränkung und voll Empörung über das Ihnen zugesandte Schriftstück die Hand... – Das Schreiben von Spranger lautete: – Wir haben uns oft genug über die Schmerzen, die diese Zeit verursacht, ausgesprochen, so dass es keines Wortes über meine innere Einstellung bedarf. Auch dies möchte ich noch einmal sagen, was ich schon vor fast 2 Jahren allgemein und öffentlich gesagt habe: Vieles, was heute geschieht, schmerzt mich als Deutschen, weil Undankbarkeit und Unwahrheit die Seele verunreinigen. Lassen Sie uns hoffen, dass die Kraft, die dazu gehört, das zu tragen, nicht nur eine negativ-stoische Resignation bleibe, sondern einmal auch zur positiven Läuterung werde! – So dachten deutsche Gelehrte privatim über ihre Regierung, während vor der Öffentlichkeit der Schein erweckt wurde, als ob sie ihr einmütig Gefolgschaft leisteten.

Werner Weisbach, Geist und Gewalt

An
die Mitglieder der Mittwochs-Gesellschaft
für wissenschaftliche Unterhaltung.

Indem ich Ihnen das beifolgende Schreiben des Präsidenten der Reichsschrifttumskammer unterbreite, das mir am 11. März, dem Tage, an dem die Wiedereinführung der Allgemeinen Wehrpflicht bekannt gegeben wurde, zugestellt worden ist, nehme ich nicht an, dass Ihre Ansicht über mich dadurch beeinträchtigt werden könnte, ich fühle mich indessen verpflichtet, Ihnen davon Kenntnis zu geben, weil das Schriftstück Bemerkungen enthält, die meine Ehre antasten, und weil mir keine Mittel zu Gebote stehen, meine Ehre zu verteidigen.

Der mich betreffende Sachverhalt ist folgender. Als – Mitglied des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller – erhielt ich im Herbst 1933 die Mitteilung, dass dieser Verein aufgelöst und in die Reichsschrifttumskammer überführt werden würde; gleichzeitig empfing ich ein Formular, durch dessen Ausfüllung ich meine Überführung in die Reichsschrifttumskammer bewirken sollte. Das Formular enthielt eine Rubrik zur Bezeichnung von zwei Persönlichkeiten, die sich für die nationale und moralische Zuverlässigkeit des Bewerbers verbürgen könnten. Ich nannte Herrn Geheimrat Wiegand und den mir von Jugend auf befreundeten, im vorigen Jahre verstorbenen Schriftsteller Dr. Franz Düllberg, der in den Vorstand einer Fachschaft der Reichsschrifttumskammer gewählt worden war. Das Ihnen hiermit überreichte Schriftstück ist die Antwort auf meinen Antrag vom Herbst 1933.

Was die nationale Zuverlässigkeit meiner Familie betrifft, so gestatte ich mir dazu Folgendes zu bemerken. Mein im Jahre 1899 verstorbener Vater hat sich, nachdem er sich früh von seiner geschäftlichen Tätigkeit zurückgezogen, ganz in den Dienst öffentlicher und gemeinnütziger Aufgaben auf sozialem, wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet gestellt. Um von Art und Umfang seiner Bestrebungen eine wenn auch nutzunzureichende Vorstellung zu geben, erwähne ich Folgendes. Er war im Ausschuss der Anthropologischen Gesellschaft, Vorsitzender des Hilfskomitees für das Völkerkunde-Museum, Mitbegründer des Kaiser Friedrich Museums-Vereins, der Urania, des Schillertheaters, langjähriger Schatzmeister des – Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen –. Schon in den achtziger Jahren hat er, wie ich in meinem letzten Vortrag in der Mittwochs-Gesellschaft zeigte, die Errich-

tung moderner Arbeiterhäuser in Angriff genommen. Als objektives Zeugnis zitiere ich eine Stelle aus dem ihm gewidmeten Nachruf der – Sozial-Correspondenz, Organ des Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen – vom 31. Oktober 1899.

– Er hatte gefördert, was er für edel, gut und nützlich hielt, und ist mit der Anerkennung aller derer geschieden, welche im freudigen Glauben und Wirken für Edles, Hohes und Schönes seine Gesinnung näher würdigen konnten.

Unter den öffentlichen Fragen hatten den dahingeschiedenen Wohltäter unendlich vieler Vereine und Anstalten besonders die Erziehungsfrage, die Kunstpflege, die Krankenpflege, die Wohnungsfrage und die Arbeit erfrage lebhaft beschäftigt. Der Verstorbene hatte ein grosses Areal in Berlin erkaufte, um darauf Arbeiterwohnungen zu bauen. Nach ihm führt eine Strasse in Berlin den Namen Weisbachstrasse. Ganz besonders lebhaft beschäftigten den Verstorbenen auch die Angelegenheiten des Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, in welchem er einer Kommission zur Ermittlung der freiwilligen Leistungen von Unternehmern für das Arbeiterwohl besonders zu dem Zweck vorstand, um die deutschen Fabrikanten zur Einführung solcher freiwilligen Aufwendungen zu veranlassen und dadurch den Frieden zwischen Arbeit und Kapital zu fördern, da er nur von einem einträchtigen Zusammenarbeiten von Fabrikanten und Arbeitern und von einer Emporhebung aller Volksklassen zum Genüsse höherer geistiger und sittlicher Güter eine Verbesserung unserer politischen und sozialen Zustände erwartete. Möge Valentin Weisbach, der, noch nicht 57 Jahre alt, dahingeschieden ist, viele Nachfolger finden, welche nicht nur ihr Vermögen, sondern auch ihre persönliche Arbeit den Mitmenschen freudig opfern! –

Ebenso konnte wohl Stellung und Ansehen meines Schwagers, des Geh. Baurats und langjährigen Stadtbaurats von Berlin, Ludwig Hoffmann, der zum Ritter des Ordens Pour le mérite erwählt wurde, für die nationale Zuverlässigkeit meiner Familie bürgen.

Über mich selbst etwas auszusagen, widerstrebt mir nicht nur, sondern erscheint wohl auch deswegen überflüssig, weil Mitglieder der Mittwochs-Gesellschaft, der ich seit 23 Jahren anzugehören die Ehre habe, hinreichend Gelegenheit hatten, sich ein Bild von mir zu machen.

W. Weisbach

gentlich behauptet: – La science pour la science –; sie hat mindestens den Luxusstandpunkt aristokratischer Betrachtung begünstigt und – bildlich gesagt – mit Erfolg Wissenschaft auf Vorrat, nicht für den sofortigen Verbrauch produziert. Ein anderer, der sogenannte positivistische Zweig der bisherigen Wissenschaft war jedoch stark an der Praxis orientiert: – Wissen ist Macht. – – Prévoir pour régler – . Max Weber vertrat 1919 diesen Standpunkt am reinsten für die Theorie von Wirtschaft und Gesellschaft. Der Streit um die – Werturteile in der Nationalökonomie – (1912) drehte sich schon um die Politisierung der Wissenschaft, im Grunde aber um die noch tieferliegende Frage, ob die Werte selbst nur rein theoretischer Erfassung zugänglich seien. Die aktivistische Bewegung der Gegenwart musste diesen Versuch eines – bürgerlichen – Sekuritätsbedürfnisses ablehnen. Sie stützt aber ihren Wertstandpunkt auch auf eine angeblich – reine Lehre –, für die sie nicht nur den Charakter der Ideologie, sondern der Wissenschaft (neuen Stiles) in Anspruch nimmt. Dass der Nationalsozialismus, soweit er sich theoretisch formuliert, trotzdem nicht problemlos ist, beweist der schroffe Gegensatz Carl Schmitt-Köllreuter, Bäumler-Krieck (beide = Aktivismus contra erneuerte organische Romantik) und der ungelöste Kontrast zwischen Rassen*ideologie* (übrigens künstlicher!) und Rassen*wissenschaft*. In der Sache drängt sich also entschieden der Wesensunterschied zwischen gläubiger, aktivistischer politischer Ideologie und kritischer, zugleich wirklichkeitsnaher Wissenschaft auf. Die Auseinandersetzung zwischen beiden, seit Urzeiten gegeben, könnte fruchtbar sein, *wenn* sie zugelassen würde.

III. Das bisherige war bloße Tatsachenfeststellung. Was *Wissenschaft selbst* zu heissen verdient, steht durchaus niemals jenseits des Streites und ist jedenfalls nicht in einem Satz zu definieren. Das Existenzminimum der Wissenschaft liegt a) in dem nie erfüllten Anspruch auf Allgemeingültigkeit für alle mit Einsicht Urteilenden (daher Auseinandersetzung, Diskussion!), b) in der – selbstlosen – Richtung auf die Sache und ihre Eigen-gestalt (parendo vincimus!), c) in der Richtung auf die Mannigfaltigkeit und Breite der Erscheinungen, auch wenn sie hic et nunc zufällig nicht verwirklicht sein sollten. Eine Ideologie kann nicht allgemeingültig, nicht selbstlos (objektiv), nicht offen für andere Möglichkeiten sein. Denn sie steht exklusiv im Kampfe. Ferner gehört zur Wissenschaft als einer Arbeitsweise mit langer Vergangenheit eine Tradition, die sich am Objekt erprobt hat, deren Ehre so wenig preisgegeben werden kann wie irgendeine andere Zunftlehre, und deren gefährlichster

Feind der Dilettantismus ist, der sich die Dinge erst seit gestern überlegt hat. Wer politische (= politisierte) Wissenschaft will, will im Grunde überhaupt nicht Wissenschaft. Denn der Wille zur Macht ist wesensmässig etwas anderes als der Wille zur Wahrheit. Was aber in konkreter Problemerkforschung wahr zu heissen verdient, ist ganz in das strenge Gewissen des Einzelnen hineingeschoben und gestattet keine verbindlichen kollektiven Massstäbe. Der Nationalsozialismus kann seinem Prinzip nach für den Standpunkt des subjektiven Gewissens in der Politik keinen Raum haben, wie schon Hegel das Recht des bloss subjektiven Gewissens im Staate bestritt. Es ist aber eine grosse Täuschung, wenn man glaubt, der Anspruch auf freie Wahrheitsfindung sei dasselbe wie das Recht freier subjektiver Meinungsäusserung. Seit Plato wissen wir, dass der Dienst an der Wahrheit die stärkste ethische Bindung einschliesst, die sich denken lässt. Das Individuum in dieser Funktion verhält sich nicht liberal (= neutral, unverbindlich), sondern gibt sich einem Überindividuellen restlos hin. Dieses im Einzelnen (als dem einzigen Träger eines Bewusstseins) massgebende Gesetz als individualistisch zu bezeichnen, ist völliges Missverständnis. Die gesamte geistige Welt des Abendlandes seit Sokrates, Plato, Christus, Augustin, Luther, Kant beruht auf der Überzeugung, dass aus metaphysischen Tiefen des Inneren die ewigen Masse gewonnen werden. Nennt man das auch nur – ethischen Liberalismus –, so wird es in zeitgeschichtliche Zufälligkeiten hinabgezogen. Der Dienst an der Wahrheit ist nicht liberal, sondern rigorose Pflicht, nicht nur politisch, sondern ethisch-religiös. Und auch das – ewige Deutschland – muss erst im Innern erschaut und erkämpft sein, ehe wir ihm in der äusseren Welt einen relativ langen Bestand geben können.

927. Sitzung
am 29. Mai 1935
im Hause
des Vortragenden Groener

*Anwesend die Herren Diels,
Drews, v. Ficker, Lietzmann,
Oncken, Penck, Petersen,
Popitz, Schlitter, Spranger,
Weisbach*

Der Vortragende sprach über die *Strategie Falkenhayns* im Herbst 1914 und gab zunächst ein auf persönlichen Beobachtungen beruhendes Bild dieses eigenartigen Mannes, der nichts militärisch Einseitiges und Starres an sich hatte. Seine hervortretende politische Ader hätte ihn bei entsprechender Ausbildung vielleicht für den Reichskanzlerposten prädestiniert. Seine Kardinaltugend war

Aus einem Brief Wilhelm Groeners vom 11. Februar 1935:

Ich lese viel, manchmal mit tiefer Erschütterung, wenn es um die Fehler geht, die unsere Politik von 1890-1914 verbrochen hat. Man sollte es nicht glauben, dass das Volk der – Denker – soviel Blödsinn fertig gekriegt hat. Ob wir klüger geworden sind, mag die Zukunft zeigen, ich glaub 's nicht. Ein Brevier der Weisheit täte uns not. Wer sollte das aber schreiben? Da müsste man schon einen Engländer sich besorgen...

Dorothea Groener-Geyer,
General Groener



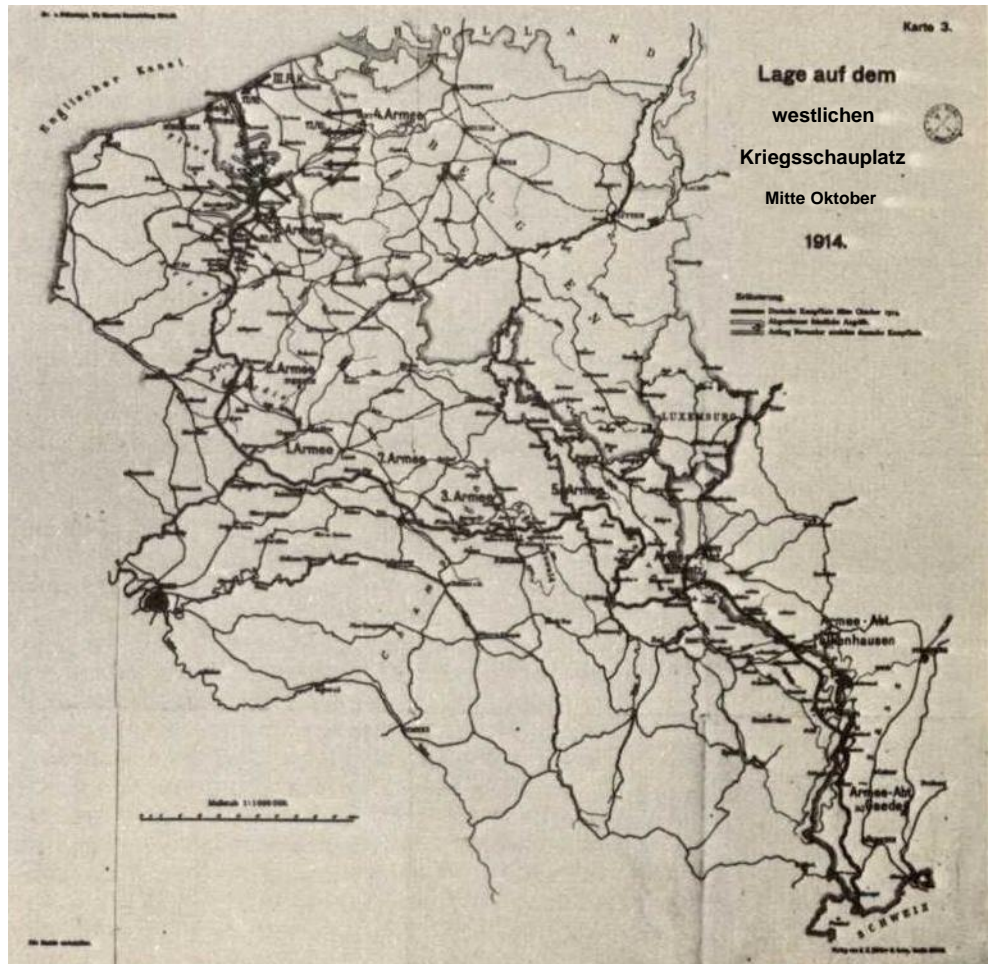
Erich von Falkenhayn (1861-1922)

hoher Mut; Ruhmsucht und Eitelkeit lagen ihm fern. Er war stets beherrscht, im Kern auch verschlossener Natur. Da seine strategische Begabung für den hohen Flug des Genies nicht ausreichte, war er innerlich unsicher, schwankend und fremder Beeinflussung zugänglich. Er verschleierte seine wahren Ansichten und Absichten, so dass man oft nicht recht wusste, was man von ihm halten sollte. Sein strategisches Spiel zeigte keinen Leichtsinn, aber auch keine grossen Würfe. Kühnheit und Schöpferkraft gingen ihm ab. Seine vorsichtig wägende Denkweise liess ihn kleine, aber sicher scheinende Erfolge suchen, vor grossen, weitreichenden Entwürfen scheute er zurück.

Aus der von ihm gebrauchten Formel vom – beschränkten Ziel – haben Hans Delbrück und seine Anhänger angenommen, Falkenhayn hätte ein strategisches System im Sinne der Ermattungsstrategie verfolgt. Das ist ein Irrtum. Das tropfenweise Einsetzen der Kräfte, wie es die Praxis von Falkenhayn war, bedeutete kein System, vielmehr eine falsche Auffassung über die Ökonomie der Kräfte. Wenn er nachträglich hinter den Gedankengängen der Ermattungsstrategie Deckung gesucht hat, so war es nicht strategische Erkenntnis, sondern ein Akt der Selbstverteidigung.

Falkenhayn glaubte an seinen Stern, als er in der Nacht vom 14./15. September 1914 die Leitung der Operationen übernahm. Die Lage des Westtheeres war für ihn nicht ungünstig. Es war in seinem Rückzug zum Stehen gekommen, die Lücke zwischen 1. und 2. Armee war durch die 7. geschlossen worden, eine ernstliche Bedrohung des äussersten rechten Flügels durch Umfassung nördlich der Oise noch nicht eingetreten. Eine unmittelbare Gefahr für das Halten der erreichten Stellungen an der Aisne bestand nicht. General Joffre hatte versäumt, unmittelbar aus der Marneschlacht heraus mittelst der Eisenbahnen eine grosse Verfolgungsoperation über Amiens einzuleiten, um den deutschen Rückzug zu einer vollkommenen Niederlage zu gestalten. So bot das Kriegsglück dem General von Falkenhayn die Hand. Im richtigen Empfinden für die Lage wollte er mit dem rechten Heeresflügel einen exzentrischen Rückzug machen, bis die Versammlung der 6. Armee aus Lothringen bei Maubeuge durch die Eisenbahnen vollendet war. Dann sollte eine neue umfassende Offensive gegen den feindlichen linken Flügel stattfinden. Die Ungeduld Falkenhayns liess ihn nicht erkennen, dass unter 14 Tagen dies nicht zu schaffen war, obschon der Chef des Feldeisenbahnwesens ihn darauf aufmerksam machte. Er wollte schon vom 18. September ab staffelweise von links wieder angreifen. Ein solcher gekünstelter Angriff konnte schwerlich mit der Umfassung in Einklang gebracht werden.

Der Chef der Operationsabteilung, der bei einer Frontfahrt mit dem Oberbefehlshaber der 2. Armee eine Wiederaufnahme der Offensive im Raum Soissons-Reims verabredet hatte, lehnte den Plan Falkenhayns ab, und dieser gab ihn widerstandslos preis. Falkenhayn bedachte nicht, dass mit einem rein frontalen Angriff der Absicht einer Kriegsentscheidung nicht gedient war. Es war ihm dabei freilich nicht wohl; er suchte die Frontoperation zu ergänzen durch einen Durchbruch zwischen Verdun und Toul und durch die Umfassung mit der 6. Armee nördlich der Oise. Die Schwierigkeit des Durchbruchs unterschätzte Falkenhayn und bei der Umfassung verkannte er die Unmöglichkeit, Frontal- und Flankenangriff in Einklang zu bringen, wenn er mit dem rechten



Flügel bei Noyon starr festhielt. So kamen die drei Aktionen vereinzelt zur Durchführung. Falkenhayn hoffte, dass der Feind am Ende seiner Kräfte sei. Der Frontalangriff wurde mit unzureichenden Kräften geführt und der Flankenangriff noch in weitem Feld. So verstieß Falkenhayn gegen ein Grundprinzip der Strategie, das Schlieffen so formuliert hatte: – Ist eine Operation fehlgegangen, dann keine halben Massnahmen, sondern Entschluss zu neuer Operation auf neuer Basis. – Schon 1898 hatte Schlieffen darauf hingewiesen, dass nur in der Bewegung für die Massenheere der Gegenwart Erfolge zu erreichen seien. Die Auffassung des Chefs der Operationsabteilung, man müsse den errungenen Boden festhalten und dürfe dem Heer einen weiteren Rückzug nicht zumuten, widersprach dieser Lehre.

Die Versammlung der 6. Armee musste weit rückwärts im Raum Lille-Brüssel erfolgen, um die Armee einheitlich zu verwenden, nicht aber bei St. Quentin. Bis zur vollen Bereitstellung der 6. Armee musste der bisherige rechte Heeresflügel zurückschwenken um einen Drehpunkt etwa bei Reims. Da Falkenhayn die Fortsetzung des Rückzugs nicht auf sich nehmen wollte, versäumte er seine Sternstunde.

Der Frontalangriff misslang und der Durchbruch blieb bei St. Mihiel im Maastal stecken. Die 6. Armee geriet in den Wettlauf mit dem Feinde um den äusseren Flügel bis zum Meer. Das Ringen um die Flanke führte zum tropfenweisen Einsatz der Kräfte, weil die Operation unter Missachtung von Raum und Zeit von vornherein falsch angelegt war. Am 24. und 25. September traten die vorderen Teile der 6. Armee (drei Korps) in den Kampf westlich St. Quentin gegen überlegene französische Kräfte. Die Franzosen hatten in der Umfassungsbewegung einen Vorsprung gewonnen. Auch der Versuch, an den beiden folgenden Tagen mit zwei neu eintreffenden Korps den Franzosen östlich Albert die Flanke abzugewinnen, misslang. Der von Falkenhayn mit so grossen Hoffnungen erwartete Flankenangriff der 6. Armee war bereits in der ersten Entwicklung zum Stehen gekommen und in eine Verlängerung der Front übergegangen. Zwischen Oise und Maas erstarrte die Front immer mehr infolge Erschöpfung der Truppen. Die Franzosen waren bei dem Herausziehen von Kräften aus der Front im Vorsprung, weil sie bereits am 17. September den Angriff auf weiten Teilen der Front eingestellt hatten. Die Folgen des Stellungskrieges wurden damals auf beiden Seiten noch nicht in vollem Ausmass erkannt.

Ein Rückzug der Deutschen, der am 15. September keine Schwierigkeiten bereitet hätte, kam Ende Septem-

ber nur noch in Frage, wenn man zur Defensive auf der ganzen Westfront entschlossen war und zwar in einer kürzeren Linie, etwa Ostende-Lille-Valencienne-Hirson-Rethel bis nördlich Verdun und weiter über Metz-Strassburg; dadurch hätte man bedeutende Kräfte für den Osten freibekommen. Graf Schlieffen hätte jetzt nicht mehr an der Kriegsentscheidung im Westen festgehalten, nachdem die Voraussetzungen dafür nicht mehr vorhanden waren. General von Falkenhayn blieb bei seinem Entschluss, die Entscheidung im Westen zu erzwingen. Der Versuch bei Anas dem Feind die Flanke abzugewinnen wurde wiederum mit unzureichenden Kräfte unternommen. Statt alles dorthin zu konzentrieren unter Stilllegung der Front, zersplitterte Falkenhayn seine Kräfte auf vier Operationen bei Arras, Roye, wo ein Durchbruchversuch unternommen wurde, in den Argonnen und bei St. Mihiel. Vier Korps *mehr* hätten bei Arras auftreten können. Am 10. Oktober war auch dieser Versuch gescheitert.

Gerade zu diesem Zeitpunkt waren die in der Heimat neu aufgestellten 6 Reservekorps marschbereit. Aus vier derselben und den vor Antwerpen bald frei werdenden Kräften (11/2 Korps) wurde nun eine neue 4. Armee gebildet, um längs der Küste in Richtung Düinkerken/St. Omer, wo Falkenhayn noch keinen Feind vermutete, vorzustossen. Inzwischen aber hatten Engländer, Franzosen und die aus Antwerpen entkommenen Belgier den Raum bis zum Meer geschlossen, so dass die deutsche 4. Armee am 20. Oktober in einen reinen Frontalkampf zwischen der Maas und La Barrée verwickelt wurde. Die jungen Reservekorps waren den Kampfaufgaben beim Frontalangriff nicht gewachsen. Am 24. Oktober war kein Zweifel mehr, dass auch dieser Umfassungsversuch gescheitert war. Falkenhayn suchte mit neu aus der Front herangeholten Kräften den Erfolg doch noch zu erzwingen. Die Überschwemmung des Poldergebiets bei Nieuport-Dixmuiden verhinderte den Angriff von Norden her, so blieb zuletzt nur noch ein Durchbruchversuch gegen den südlichen Teil des Ypembogens, linker Flügel Kimmel, übrig, der nach fünf schweren Kampf Tagen am 3. November erfolglos zu Ende ging. Falkenhayn konnte den Entschluss, die Yperoperation endgültig aufzugeben, auch jetzt noch nicht finden, obschon die im Osten gerade bevorstehende Operation gegen Lodz dazu aufforderte, Kräfte für den Osten frei zu machen. Neue Angriffsversuche bei Ypern mit ganz unzulänglichen Kräften waren die Folge. Endlich am 18. November rang sich Falkenhayn zu dem Entschluss durch, sechs Divisionen vom rechten Heeresflügel nach dem Osten zu schicken. Es war zu spät.

Der Vortragende schloss mit einigen Betrachtungen: hätte Falkenhayn seinem ersten Gedanken folgend den Rückzug mit dem rechten Heeresflügel fortgesetzt, so hätte er bis Anfang Oktober im Raume Brüssel-Mauberge-Brügge zehn Armeekorps und sechs Kavalleriedivisionen mit Eisenbahn und Fussmarsch vereinigen können zu einer gewaltigen Umfassungsoperation gegen den linken feindlichen Flügel. Inzwischen waren die Reservekorps fertig und konnten längs der Küste folgen um feindliche Landungen abzuwehren. Diese Operation hätte alle Aussichten eines entscheidenden Erfolges geboten, die Rückzugsbewegung mit dem rechten Heeresflügel durfte nicht eher angehalten werden als bis die Versammlung der zehn Armeekorps vollzogen war. Die Front musste mit dem Drehpunkt Reims oder Rethel in einen beweglichen Teil westlich davon und in einen feststehenden, rein defensiven östlich davon geschieden werden.

Nachdem diese Möglichkeit versäumt und der Angriff bei Ypern misslungen war, war der freiwillige Übergang zur Defensive im Westen geboten, um im Osten die Vernichtungsschlacht bei Lodz mit den vom Westen zu entsendenden Kräften zu entscheiden.

Aber Falkenhayn sah in der Wegnahme von Ypern seinen Ehrenpunkt und stopfte in die bereits misslungene Operation immer weitere Kräfte hinein, die zwecklos verbraucht wurden.

Das Ergebnis der Falkenhaynschen Strategie im Herbst 1914 war der Stellungskrieg im Westen vom Meer bis zur Schweizer Grenze. Ohne es zu wollen und zu erkennen, hatte damit Falkenhayn die erste Voraussetzung für den Ermattungskrieg der Feinde gegen Deutschland geschaffen.



Oscar Schlitter

1868-1939. Direktor der Deutschen Bank Berlin.
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft 1932-1939.

929. Sitzung
am 26. Juni 1935
im Hause
des Vortragenden Schlitter

*Anwesend die Herren Drews,
v. Ficker, Fischer, Groener,
Lietzmann, Penck, Petersen,
Popitz, Weisbach, Wiegand,
Wilcken*

Der Vortragende besprach das Arbeitsbeschaffungsprogramm in seinen Zusammenhängen mit den öffentlichen Finanzen, der Rohstoffpolitik, dem Aussenhandel, der Auslandsverschuldung, der Devisenbewirtschaftung und Währungsfragen.

Die Arbeitsbeschaffung mit der Aufrüstung habe gegenüber 1932 zu einer Produktionssteigerung von 25%

in 1933 und 41% in 1934 geführt. Dabei handele es sich weit überwiegend um eine sogenannte – Staatskonjunktur –, indem der Staat zu einem gewaltigen Teil Auftraggeber und Geldgeber sei. Zwar würde der Aufschwung auch von der Privatwirtschaft und ihrer Initiative weitergetragen. Dieser Teil reiche aber durchaus nicht aus, eine echte allgemeine Konjunktur aus eigenen Kräften zu erhalten.

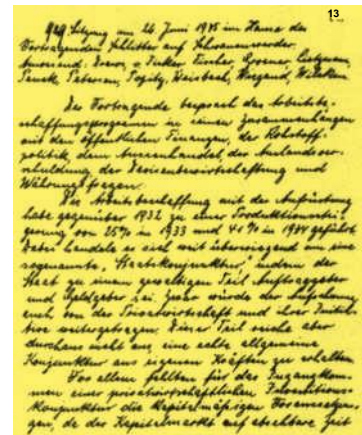
Vor allem fehlten für das Ingangkommen einer privatwirtschaftlichen Investitionskonjunktur die kapitalmässigen Voraussetzungen, da der Kapitalmarkt auf absehbare Zeit durch die Konsolidierungsbedürfnisse der öffentlichen Hand für ihre schwebenden Verpflichtungen mehr oder minder blockiert sei. Ziemlich allgemeine Übereinstimmung, dass die staatliche Auftrags- und Ankerbeschaffungspolitik nicht aufgegeben werden könne, falls Konjunkturrückschlag vermieden werden solle.

Nach den letzten Veröffentlichungen belaufen sich die Gesamtschulden der öffentlichen Hand auf ca. 26 Milliarden Mark, darunter kurz- oder mittelfristige Schatzanweisungen des Reiches incl. Steuergutscheinen im Betrage von ca. 5,5 Milliarden Mark. Verpflichtungen aus Arbeitsbeschaffungswechseln werden in der Reichsschuld vorläufig nicht aufgeführt, man schätzt sie auf 3,5 Milliarden Mark.

Schacht erklärte: – Es ist ganz selbstverständlich, dass wir im Laufe der Zeit die Arbeitsbeschaffungswechsel, die jetzt zu einem guten Teil in das Portefeuille der Reichsbank hineingegangen sind, durch Reichsanleihen und langfristige Finanztransaktionen konsolidieren müssen, aber das wird alles zu seiner Zeit geschehen und alles in einer Form, die jede Beunruhigung vom Kapitalmarkt fernhält. –

Einem Vortrag des Reichsfinanzministers vom 18. Mai 1935 ist zu entnehmen, dass im letzten Jahre die Ausgaben für Arbeitslosenunterstützung um 1½ Milliarden Mark zurückgingen und auf der anderen Seite die Einnahmen an Reichssteuer um 1½ Mrden Mark wuchsen.

Der Reichsetat beläuft sich auf ca. 8 Mrden Mark, darin sind die bisherigen Zinsen enthalten. Es fragt sich, wie weit eine Erhöhung der Zins- und Tilgungsbeträge für die Deutschen Reichs-Finzen tragbar ist. Oft wird darauf hingewiesen, dass die Schulden der deutschen öffentlichen Hand sehr gering seien im Vergleich zu den Staatsschulden der anderen grossen Länder infolge der Entlastung durch die Inflation. Diese ist aber nur eine Scheinentlastung. Die viel höheren Schulden anderer grosser Länder sind aus verschiedenen Gründen schwer vergleichbar.



Im Hinblick auf die Arbeitsbeschaffung tritt immer dringlicher in den Mittelpunkt die Rohstoffpolitik, u.a. die heimische Devisensparstoff-Produktion.

Entscheidend ist aber die Einfuhr der lebensnotwendigen Rohstoffe aus dem Auslande. Wer importieren will, muss aber auch exportieren können. Unsere Ausfuhr ist in den letzten Jahren jedoch immer mehr zurückgegangen. Man nimmt an, dass der unbedingt notwendige monatliche Einfuhrbedarf bei etwa 350 Mill. Mark liegt. Darüber hinaus haben wir auch trotz des bestehenden Transfermoratoriums noch erhebliche Beträge an Auslandszinsen weiter zu zahlen. Dadurch gehen allein von dem monatlichen Ausfuhrerlös 30 Mill. Mark ab.

Vortragender bespricht die zur Exportförderung jetzt zur Erhebung gelangende Exportabgabe von 720 Mill. Mark, die einen tiefen Eingriff in die Rentabilität privatwirtschaftlicher Unternehmungen bedeutet.

Das Interesse an der Aufrechterhaltung der Währung erfordert eine strenge Kontrolle des Aussenhandels und des ausländischen Schuldendienstes, die sich auf dem Wege der Devisenbewirtschaftung und -gesetzgebung vollzieht. Wichtigstes Gesetz das über – Zahlungsverbindlichkeiten gegenüber dem Ausland – vom 9.6.1934, welches das Transfermoratorium aussprach.

Es handelt sich dabei nicht um eine Zahlungsstockung der privaten Schuldner, sondern lediglich um eine devisenpolitische Massnahme. Die deutschen Schuldner zahlen weiter, und zwar in Reichsmark, an die bei der Reichsbank neu gegründete Konversionskasse für deutsche Auslandsschulden.

Dieser Massnahme war schon 1932 vorausgegangen eine Stundung kurzfristiger durch deutsche Bankiers an die deutsche Wirtschaft vermittelter Kredite unter dem sogenannten – Stillhalteabkommen – .

Die Gesamtheit der deutschen Auslandsschulden einschliesslich der Auslandsschulden der öffentlichen Hand in ihrem höchsten Ausmass 1931 wird auf ca. 24 Mrden Mark beziffert. Davon war ca. die Hälfte kurzfristig, die andere Hälfte langfristig. Von dem kurzfristigen Teil entfiel wiederum die Hälfte, also ca. 6 Mrden Mark, auf Stillhalteschulden. Dieser Betrag ist inzwischen auf ca. 2 Mrden Mark zurückgegangen, während die gesamte Auslandsschuld heute auf 12,2 Mrden Mark gegen 24 Mrden in 1931 beziffert wird. Die Reduktion ist zurückzuführen zu einem erheblichen Teil auf die Devaluationen in England, Amerika etc., durch Rückkauf von Dollarbonds etc. zu niedrigen Kursen. Unter der Stillhaltung hat aber auch eine erhebliche Rolle gespielt die Rückzahlung in *Registermark*. Im Interesse der Aufrecht-

erhaltung unserer Währung konnten die Reichsmarkbeträge nicht zur freien Verfügung gestellt werden. Sie wurden einem Treuhänder übergeben, der sie in ein Register eintrug. Der zahlungsberechtigte Empfänger konnte sie nur für gewisse Zwecke verwenden oder mit gleicher Beschränkung an Ausländer verkaufen, wobei voller Preis für die Mark für ihn nicht erzielbar. Das Disagio betrug ursprünglich nur 10-20%, hat z.Zt. aber schon 40% überschritten. Neben der Registermark bestehen noch verschiedene Arten von Spermark. Erwähnt werden müssen noch die Verrechnungskassen, die mit einer ganzen Anzahl von Staaten vereinbart worden sind. Sämtliche Zahlungen für Ein- und Ausfuhr aus bzw. nach den betreffenden Ländern gehen über diese Kassen (sogenanntes Clearing). Der ausländische Lieferant von Waren kann als Zahlung für seine Waren nur soweit bares Geld verlangen, als Salden aus deutschen Exporten bestehen. Da nun Käufer und Verkäufer in den einzelnen Ländern nicht dieselben Leute sind, entstehen Inkongruenzen, die dahin geführt haben, dass bei den verschiedenen Verrechnungskassen ein Saldo von 800 Mill. Mark zurzeit zu unseren Lasten besteht, für welche die ausländischen Lieferanten erst dann Bezahlung finden, wenn entsprechende Auslandswarenbestellungen seitens Deutschlands wieder zur Ausführung gelangt sind.

Vortragender berührte ferner noch in grossen Zügen die Staatsmanzen einer Anzahl wichtigerer Länder, wobei festzustellen war, dass in England und in den Britischen Dominiens die wirtschaftliche Besserung im Wesentlichen auf der Privatwirtschaft und -initiative beruht und öffentliche Gelder dazu nicht zur Verfügung gestellt worden sind, während z.B. Vereinigte Staaten, Frankreich und eine Reihe anderer Länder in erheblichem Umfange für Arbeitsbeschaffung, Marktstützung und Sanierungen Gelder zur Verfügung gestellt haben, die das Budget der betreffenden Länder sehr belasten.

November 1935

Juni 1936

930. bis 943. Sitzung

Zeittafel 1935/1936

- 3. Oktober Einmarsch der Italiener in Abessinien.
- 10. Februar Preussisches Gesetz über die Geheime Staatspolizei (Verfügungen in Angelegenheiten der Geheimen Staatspolizei unterliegen nicht der Nachprüfung durch die Verwaltungsgerichte).
- 7. März Hitler lässt die entmilitarisierten Rheinlande besetzen. Der Bruch der Verträge von Versailles und Locarno bleibt ohne Folgen. Die Reichstagswahl am 29. März 1936 ergibt 98,8% der Stimmen für die Einheitsliste.
- 17. Juni Himmler wird – Chef der Deutschen Polizei im Reichsministerium des Innern – .
- 18. Juli Beginn des Bürgerkriegs in Spanien. Hitler und Mussolini unterstützen General Franco (– Legion Condor –).
- 1. August Eröffnung der Olympischen Spiele in Berlin.
- 24. August Einführung der zweijährigen Wehrpflicht.
- 8.-14. September – Reichsparteitag der Ehre – . Verkündung des Vierjahresplans.
- 25. Oktober Geheimes deutsch-italienisches Protokoll (Achse Berlin-Rom).

930. Sitzung
am 6. November 1935
im Hause
des Vortragenden Drews

Anwesend die Herren Diels,
v. Ficker, Fischer, Groener,
Lietzmann, Oncken, Penck,
Petersen, Schlitter, Spranger,
Wiegand, Wilcken

Der Vortragende sprach über die Entwicklung der Institution der Meinungsfreiheit in Deutschland.

Die Meinungsfreiheit in Deutschland wurde erst durch die Revolution von 1848 geschaffen. Art. 27 der Preussischen Verfassung schrieb vor: Jeder Preusse kann durch Wort, Schrift, Druck oder bildliche Darstellung seine Meinung frei äussern. Die Zensur darf nicht eingeführt werden; jede andere Beschränkung der Pressefreiheit nur im Wege der Gesetzgebung. Und Art. 20 lautete: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.

Danach konnte die Polizei gegen eine Meinungsäußerung nur einschreiten, wenn dieselbe zugleich eine strafbare Handlung darstellte, nicht dagegen, wenn bloss die öffentliche Sicherheit oder Ordnung durch sie gefährdet wurde.

Für Meinungsäußerungen durch die Presse galt das Preussische Pressegesetz von 1852 und später das Reichspressegesetz von 1879, welches besagte, dass die Freiheit der Presse nur denjenigen Beschränkungen unterliege, die reichsgesetzlich ausdrücklich zugelassen sind. Solche Beschränkung konnte erfolgen, wenn eine Verurteilung wegen einer strafbaren Handlung, die durch Äusserungen in der Presse begangen war, erfolgt war; es konnte dann vom Gericht auf Einziehung des betreffenden Presseerzeugnisses erkannt werden. Die Polizei war zu einem Eingreifen in die Pressefreiheit nur dann berechtigt, wenn durch eine Presseäußerung der Tatbestand der strafbaren Handlung des Hochverrats, der Aufforderung zur Begehung strafbarer Handlungen, der Aufreizung zum Klassenhass oder unzüchtiger Schriften oder Darstellungen erfüllt war. Aber auch dann konnte sie lediglich eine *vorläufige* Beschlagnahme der betreffenden Presseerzeugnisse anordnen; sie musste innerhalb 12 Stunden die Entscheidung der Staatsanwaltschaft einholen; wollte der Staatsanwalt die Beschlagnahme aufrecht erhalten, so musste er binnen weiterer 12 Stunden die Entscheidung des Gerichtes einholen, das binnen weiterer 24 Stunden über die Beschlagnahme endgültig zu entscheiden hatte.

Nicht unter die Vorschrift des Art. 27 fielen das Theater und das Kino, da es sich bei diesen nicht um Wort, Schrift, Druck oder bildliche Darstellung, sondern um die Wiedergabe von Handlungen oder Geschehnissen handelt. Hier konnte die Polizei einschreiten, wenn Sicher-

Artikel 118.

Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern¹⁾. An diesem Rechte darf ihn kein Arbeits- oder Anstellungsverhältnis hindern, und niemand darf ihn benachteiligen, wenn er von diesem Rechte Gebrauch macht²⁾.

Eine Zensur findet nicht statt, doch können für Lichtspiele durch Gesetz abweichende Bestimmungen getroffen werden³⁾. Auch sind zur Bekämpfung der Schund- und Schundliteratur sowie zum Schutze der Jugend bei öffentlichen Schaustellungen und Darbietungen gesetzliche Maßnahmen zulässig.

Artikel 118 der Weimarer Reichsverfassung

heit oder Ordnung gefährdet wurden. Auch konnte für diese Arten der Meinungsäußerung durch Polizeiverordnung – wie das tatsächlich geschehen ist –, die Zensur eingeführt werden. Gegen jedes polizeiliche Eingreifen gab es aber die Rechtskontrolle durch die Verwaltungsgerichte, die nachzuprüfen hatten, ob tatsächlich eine Störung der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung vorlag.

Die Weimarer Verfassung änderte diesen Zustand insofern, als in Art. 118 die Freiheit der Meinungsäußerung auch – in sonstiger Weise – also auch durch Handlungen zugelassen wurde. Infolgedessen fiel die Theaterzensur fort; für das Kino wurde die Zensur aber ausdrücklich zugelassen und durch das Lichtspielgesetz von 1920 eingeführt. Andererseits wurde aber in Art. 118 vorgeschrieben, dass die Meinungsfreiheit nur – in den Grenzen der allgemeinen Gesetze – bestehen solle. Solch ein allgemeines Gesetz war aber die Generalvollmacht der Polizei, wonach die Polizei die nötigen Anstalten zu treffen hat, Gefahren abzuwehren, die die öffentliche Sicherheit oder Ordnung bedrohen. Infolgedessen konnte die Polizei nunmehr gegen jede Meinungsäußerung – abgesehen von Meinungsäußerungen durch die Presse – einschreiten, durch welche die öffentliche Sicherheit und Ordnung gestört wurde, auch ohne dass eine strafbare Handlung vorlag. Gegen polizeiliche Massnahmen konnten aber stets die Verwaltungsgerichte angerufen werden. Im ganzen ist festzustellen, dass die Meinungsfreiheit weitgehendst anerkannt und gesichert war.

Die nationalsozialistische Umwälzung hat in dieser Hinsicht einen erheblichen Wandel mit sich gebracht. Der Totalitätsanspruch und das Führerprinzip sind auch auf die Meinungsäußerung ausgedehnt worden. Es werden nur noch solche Meinungsäußerungen zugelassen, die mit dem Willen und den Ansichten der Staatsführung übereinstimmen.

Gleich nach der Machtübernahme erging am 8.2.1933 eine Verordnung, nach welcher die Polizeibehörden jede Druckschrift beschlagnahmen und einziehen können, durch welche die öffentliche Sicherheit oder Ordnung gestört wird, und nach welcher das Erscheinen periodischer Druckschriften unter bestimmten Voraussetzungen auf bestimmte Zeit verboten werden kann. Am 28.2.1933 erging dann weiter die Verordnung zum Schutz von Volk und Staat, durch welche die wesentlichsten verfassungsmässigen Grundrechte – unter anderem Art. 118 über die Freiheit der Meinungsäußerung – so wie die zu ihrer Ausführung erlassenen Gesetze, darunter das Pressegesetz, aufgehoben wurden. Die Polizeibehörden sind also an die Schranken, die diese Gesetze bisher ihrem Ein-

greifen zogen, nicht mehr gebunden. Die Verordnung vom 28.2.1933 ist erlassen zur Bekämpfung kommunistischer Gefahr; diese Zwecksetzung beschränkt ihren Geltungsanspruch. Aber unter kommunistischer Gefahr ist im Sinne der Verordnung zu verstehen alles, was die staatliche Autorität zu gefährden geeignet ist und dadurch den Zwecken des Kommunismus Vorschub leistet. Auch ist zu betonen, dass der Begriff der öffentlichen Sicherheit und Ordnung im Sinne des Nationalsozialismus viel mehr umfasst als früher. Das schärfste Mittel, das der Polizei heute gegen unerwünschte Meinungsäußerungen zur Verfügung steht, ist die Schutzhaft, da ja die Vorschriften über die persönliche Freiheit gleichfalls aufgehoben sind. Werden die Massnahmen auf Grund dieser Verordnungen von ordentlichen Polizeibehörden getroffen, so ist ihre Kontrolle im Verwaltungsstreitverfahren zwar zugelassen. In der Regel werden sie aber von der Geheimen Staatspolizei getroffen, und gegen deren Entscheidungen ist das Verwaltungsstreitverfahren nicht gegeben, sondern lediglich die Beschwerde an den Chef der Geheimen Staatspolizei.

Die Mittel, unerwünschte Meinungsäußerungen zu unterbinden, sind aber noch weiter ausgebaut. Schriftstellerische Tätigkeit darf nur noch von Mitgliedern der Schrifttumskammer ausgeübt werden. Mitglied der Schrifttumskammer kann aber nur sein, wer – zuverlässig – im Sinne des Nationalsozialismus ist. Über die Frage, ob jemand diese Zuverlässigkeit besitzt, entscheidet allein der von der nationalsozialistischen Regierung ernannte Vorstand dieser Kammer. Wissenschaftliche Schriftstellerei soll nicht unter die Schrifttumskammer fallen; was als Wissenschaft anzusehen ist, entscheidet aber die Schrifttumskammer allein. Für Redakteure von Zeitschriften gelten die noch schärferen Vorschriften des Schriftleitergesetzes.

Aber nicht nur in subjektiver Hinsicht können unerwünschte Personen von schriftstellerischer Betätigung ausgeschlossen werden, sondern es kann auch gegen schriftstellerische Erzeugnisse objektiv eingeschritten werden – über die Befugnisse der Polizeibehörden hinaus, Druckschriften, die die öffentliche Sicherheit oder Ordnung gefährden, zu beschlagnahmen. Bei der Schrifttumskammer werden zwei Indexlisten geführt: in die eine werden solche Schriften aufgenommen, die für Jugendliche ungeeignet erscheinen; diese dürfen nicht öffentlich aufgestellt und nicht an Jugendliche überlassen werden; in die zweite werden solche Schriften aufgenommen, die nach Meinung der Schrifttumskammer das nationalsozialistische Kulturwollen zu schädigen geeignet

Drews selbst hat (nach dem Zeugnis seiner Tochter Frau Elisabeth Schmieding) sein Verbleiben im Amt damit gerechtfertigt, dass es für Volk und Staat am besten sei, wenn alle vernünftigen Leute, die noch in massgeblichen Stellen seien, weiter tätig wären, eine Überlegung, die damals auch von vielen anderen angestellt worden ist.

Carl Hermann Ule, Bill Drews

sind. Diese dürfen im Buchhandel überhaupt nicht vertrieben werden; dem Buchhändler, der sie trotzdem vertreibt, droht Ausschluss aus der Schrifttumskammer und damit Verlust der Befugnis zum Buchhandel. In diese Liste können auch wissenschaftliche Schriften mit Zustimmung des Kultusministers aufgenommen werden.

Auf dem Gebiet des Theaters und des Kinos ist die endgültige Befugnis darüber zu bestimmen, was aufgeführt werden darf und was nicht, gleichfalls den von der Regierung ernannten Theaterkammern bzw. Lichtspielkammern übertragen worden. Die von der Polizei geübte, durch die Verwaltungsgerichtsbarkeit kontrollierte Aufsicht hat aufgehört.



Heinrich v. Ficker

1881-1957. Meteorologe.
Seit 1923 Ordinarius in Berlin und Direktor des Preussischen Meteorologischen Instituts; seit 1937 in Wien.

Grundlegende Arbeiten zur Erforschung des Einflusses der Troposphäre und der Stratosphäre auf die Wetterentwicklung.

Mitglied und ständiger Sekretär der Preussischen Akademie.
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft 1926-1937.

931. Sitzung
am 20. November 1935
im Hause
des Vortragenden v. Ficker

*Anwesend die Herren Diels,
Drews, Fischer, Groener,
Lietzmann, Oncken, Penck,
Schlitter, Spranger*

Der Vortragende sprach über Geschichte und Methodik der Wettervoraussage und schilderte an Hand zahlreicher Lichtbilder die materiellen und wissenschaftlichen Hilfsmittel, die dem Meteorologen bei der Aufstellung von Wetterprognosen zur Verfügung stehen.

Der wettererfahrene Laie prognostiziert das künftige Wetter auf Grund der Himmelsansicht, der Windrichtung, der am Beobachtungsorte vorhandenen Bewölkung usw. auf Grund der Erfahrungstatsache, dass es im Wettergeschehen ein mehr oder minder regelmässiges *Nacheinander* gibt. Einen Einblick in die ursächlichen Zusammenhänge gewinnt man auf diese Weise nicht leicht, und das an einem bestimmten Orte gewonnene Erfahrungswissen versagt, wenn man es in anderen Gebieten prognostisch verwerten will.

Regeln oder Gesetze von allgemeiner Gültigkeit lassen sich nur gewinnen, wenn man von der Witterungsverteilung über möglichst grossen Erdgebieten ausgeht, wenn man diese Verteilung auf Karten darstellt, die von Tag zu Tag vor sich gehenden Veränderungen verfolgt und die ursächlichen Beziehungen z.B. zwischen Luftdruckverteilung und Luftbewegung erfasst. Man geht also aus von einem *Nebeneinander* auf grossen Gebieten und sucht auf Grund ermittelter Gesetzmässigkeiten das kommende oder künftige *Nebeneinander* vorauszusagen.

Diese sogenannte synoptische Methode wurde zum ersten Mal um 1820 von dem Deutschen Brandes versucht. Das wichtigste Gesetz – die Beziehung zwischen

An den Vorsitzenden der Mittwochs-Gesellschaft richtete ich am Tage vor meiner Abreise ein Schreiben, in dem ich meinen Austritt mit einigen Abschiedsworten anzeigte. Bald nach meiner Ankunft empfing ich ein Schreiben von Professor Penck im Namen der Mittwochs-Gesellschaft und mehrere Briefe von einzelnen Mitgliedern, in denen Bedauern über mein Scheiden ausgesprochen wurde. Im Schreiben des Kanzlers der Gesellschaft heisst es: – Ihren Brief vom 10. Dezember habe ich in der letzten Sitzung der Mittwochs-Gesellschaft vorgelesen. Sein Inhalt hat uns alle tief bewegt, und ich bringe Ihnen namens der Mitglieder zum Ausdruck, wie sehr lebhaft wir nicht nur die Tatsache Ihrer Übersiedlung nach Basel bedauern, sondern auch die Verhältnisse, die Sie dazu gezwungen haben. Ihr Ausscheiden aus der Mittwochs-Gesellschaft bedeutet für uns einen Verlust; wir haben immer mit Freude Ihre Vorträge gehört, in denen Sie uns einen Einblick in das künstlerische Schaffen der letzten vier Jahrhunderte gewährt haben.

Werner Weisbach, Geist und Gewalt

Weisbach an Penck

Basel, 10.XII. 1935

Bernoulli Str. 10

Sehr verehrter Herr Geheimrat,

mit der Mitteilung, dass ich meinen Wohnsitz nach Basel verlegt habe, sehe ich mich zugleich genötigt, Ihnen meinen Austritt aus der Mittwochs-Gesellschaft anzuzeigen. Ich tue es bewegt von schmerzlichen Gedanken, einem geselligen Kreis, dem ich seit vierundzwanzig Jahren angehört und in dem ich viele angenehme, anregende und lehrreiche Stunden verlebt habe, entsagen zu müssen. Sie dürfen mir glauben, dass ich es tief bedaure, dass ich mich weder von Ihnen noch von jedem einzelnen Mitglied der Gesellschaft persönlich habe verabschieden können... Wenn Sie mir für die Unterlassung Verzeihung gewähren wollen, lassen Sie mich noch der Hoffnung Ausdruck geben, dass mir im Kreise der Mittwochs-Gesellschaft ein freundliches Andenken bewahrt werden möge...

Mit der Bitte allen Damen und Herren meine ergebensten und herzlichen Abschiedsgrüsse zu übermitteln, bleibe ich in alter Verehrung

Ihr aufrichtig ergebener W. Weisbach

935. Sitzung
am 22. Januar 1936
im Hause
des Vortragenden Penck

Anwesend die Herren Diels,
Drews, v. Ficker, Groener,
Lietzmann, Petersen, Popitz,
Schlitter, Spranger, Wiegand,
Wilcken

Dieser schilderte Europa zur letzten Eiszeit. Damals war der Norden des Erdteils vergletschert. Das skandinavische Inlandeis vereinigte sich in der nördlichen Nordsee mit dem britischen und erreichte nördlich vom südlichen Irland das Meer. Weiterhin zog sich seine Grenze durch Südirland, Wales, England, über die Doggerbank zur jüti-schen Halbinsel und umschlang die Ostsee über die nord-deutschen Seenplatten bis zur Waldaihöhe. Fast die ganzen Alpen waren vergletschert, ebenso die Pyrenäen und die hohe Tatra. Die französischen Mittelgebirge und die deutschen trugen Eis. Alle höheren Gebirge des Mittelmeergebietes hatten kleine Gletscher. Entsprechendes

Lieber Herr Kollege!

Das Jahresende ist doch herangekommen, ehe ich Ihren Abschiedsgruss an die Mittwochs-Gesellschaft mit einem herzlichen Gegengruß erwidern kann. Es ist für uns alle sehr schmerzlich, dass Sie Berlin verlassen und ausserhalb Deutschlands Ihren Wohnsitz nehmen. Aber es ist uns nur zu begreiflich; und wenn ich ansehe, was Männer wie Goldschmidt und Norden jetzt zu leiden haben und an innerlicher Not durchmachen, so wird mir erst recht deutlich, dass Sie für sich die richtige Lösung gefunden haben...

Uns allen ist das Ausscheiden unseres zweitältesten Mitgliedes aus der Mittwochs-Gesellschaft natürlich überaus schmerzlich, trotz aller Einsicht in seine Notwendigkeit. Wir haben uns bisher bei Drews, Ficker, Oncken und Diels versammelt und wieder allerhand Nachdenkliches mitbekommen...

Mit herzlichem Gruss Ihr stets ergebener

H. Lietzmann

Glanz und Niedergang der deutschen Universität zeigte sich auch in anderen Erdteilen; die grossen Vergletscherungen bewirkten eine grosse Wasserentnahme aus dem Ozean, infolgedessen lag der Weltmeerspiegel tiefer, und das unvergletscherte Europa war grösser. Seine Küsten lagen ungefähr bei der heutigen 100 m-Tiefenlinie. Der St. Georgskanal zwischen Irland und England lag trocken, ebenso der Kanal zwischen England und Frankreich sowie die südliche Nordsee. Im Mittelmeergebiet machte sich der Landzuwachs lediglich in der nördlichen Adria sowie südlich Sizilien und im nördlichen Schwarzen Meer geltend; die Strasse von Gibraltar war offen.

Dank diesem Landzuwachs waren viele Flüsse Europas länger als heute. Erheblich kürzer war die Wolga, denn der Kaspisee war angeschwollen und reichte bis in die Gegend von Kasan, er floss durch den Manytsch zum Pontus ab. Ein Riesenstrom entwässerte die Eisfront im Norden zugleich mit den heute zur Ostsee und Nordsee

Lieber Herr Lietzmann,

Ihr Brief, für den ich Ihnen aufrichtig danke, ist eine grosse Freude für mich gewesen und gab mir Gewissheit, dass für Beziehungen, die sich in einer Reihe von Jahren geknüpft haben, die Aussicht auf ein Weiterbestehen gegeben ist...

Es war aber für mich nach krisenhaften inneren Erschütterungen ein Moment gekommen, wo es mir zur Gewissheit wurde, dass ich in einer Atmosphäre, die für das Aufrechterhalten und Geltendmachen menschlicher Würde und menschlichen Stolzes meinem Wesen keine Aussicht mehr bot, nicht würde weiterexistieren und auch nicht wieder zu Arbeitsfähigkeit und Arbeitslust würde gelangen können. Es gab demnach nur die Wahl: mich entweder mit einem seelischen und geistigen Verkommen abzufinden oder den in meinem Alter und bei meinem Alleinstehen gewiss nicht unbedenklichen Versuch zu machen, mich um eine neue Daseinsmöglichkeit zu bemühen... Nicht unerheblich war daneben, dass ich bei einer immer weiteren Zuspitzung der Dinge mich dem entziehen wollte, für Menschen, die gern eine Verbindung mit mir aufrechtzuerhalten oder in amtlicher Stellung mir hilfreich zu sein wünschten – und ich denke dabei auch an Sie –, Anlass zu Gewissenskonflikten werden zu müssen. So brach in mir der eruptive Entschluss auf, zur Erringung meiner geistigen und menschlichen Freiheit, die für mich Vorbedingung für geistiges Arbeiten ist, jedes geforderte Opfer zu bringen...

Vielleicht haben Sie Möglichkeit und Anlass, anderen Mitgliedern der Mittwochs-Gesellschaft, insofern Sie sich für mein Ergehen interessieren – vor allem Herrn Wiegand, der gleichfalls so herzliche Worte an mich richtete –, von dem Inhalt dieses Briefes Kenntnis zu geben. Ich wäre Ihnen auch dankbar, wenn Sie bei Herrn Penck Vermittler meines aufrichtigen Dankes sein wollten sowohl für das an mich gerichtete Schreiben wie für die warmen Worte, die er mir nach Ihrer und Herrn Wiegands Aussage in einer Sitzung der Mittwochs-Gesellschaft gewidmet hat...

Aus der Antrittsrede von Albrecht Penck vor der Preussischen Akademie der Wissenschaften:

Die anhaltende Beschäftigung mit dem Eiszeitproblem hat mir persönlich den grossen Reiz geboten, neben meiner akademischen Lehrtätigkeit mich der Erforschung der Natur zu widmen. Es handelt sich dabei um das Eindringen in eine grossartige, der Vergangenheit unseres Planeten angehörige Erscheinung, welche ihre Spuren auf das Tiefste in die Oberflächengestalt der Länder eingegraben hat und für deren Verständnis der stete Vergleich mit heutigen Verhältnissen unerlässlich ist. Das Ziel ist die Rekonstruktion aller geographischen, sowohl morphologischer wie klimatischer Zustände einer verflossenen Zeit. Hierfür die nötigen Grundlagen durch genaue Beobachtung zu schaffen, und daraus unter Verwendung des genannten Rüstzeuges geographischer Erkenntnis Schlussfolgerungen zu ziehen, das eine unter Aufbietung körperlicher Kräfte, das andere durch intensive geistige Tätigkeit, hat mir anhaltenden, grossen Genuss bereitet...

Sitzungsberichte der königlich-preussischen Akademie der Wissenschaften. Öffentliche Sitzung am 4. Juli 1907

Glanz und Niedergang der deutschen Universität

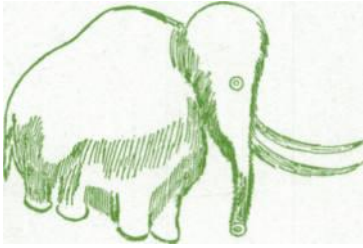
entwässernden eisfreien Teilen von Mitteleuropa; er wurde verstärkt durch die Abflüsse Südenglands und Nordfrankreichs. Sein Bett ist in einer tiefen Linie in der Strasse von Dover und der Hurd-Tiefe bei den normannischen Inseln erhalten, er mündete etwa halbwegs zwischen Brest und den Scilly-Inseln. Das war der Weichsel-Rhein.

Das Klima Europas war kühler als heute und wahrscheinlich etwas ärmer an Niederschlägen, es fiel aber mehr Schnee. Die Schneegrenze lag tiefer, im Westen



Die Eiszeit in Europa
(nach Wahnschaffe)

1'200 m, im Osten mindestens 800 m tiefer als heute. An der Küste von Portugal herrschte ein nordschottisches, an der Westküste von Irland ein isländisches Klima, an der dalmatischen Küste ein südnorwegisches. Die Temperaturenmiedrigung darf danach auf 6° im Jahresmittel geschätzt werden. Sie betraf sowohl den Sommer als auch den Winter. Das lässt sich aus der sehr tiefen Lage der Schneegrenze in Westirland schliessen, das von einem kühlen Meere gespült war. Entsprechend diesen klimatischen Verhältnissen herrschte in Mitteleuropa in der Nähe des Eises Tundra, so wie heute auf Island. Aber Eisboden gab es nicht. Die Flüsse hatten Sommerhochwasser und im Winter einen Niederstand. Die vom Eise kommenden waren im Sommer stark schlammig, im Winter klar, so wie die heutigen Gletscherbäche. Wenn ihr Hochwasser sank, so hinterliessen sie viel Schlamm in



Mammut. Gravierung in Font de Gaume bei Les Eyzies (Dordogne)



Angeschossener Bison (nach Begouen)

ihrem breiten Sommerbette. Der wurde vom Wind verweht und auf den Luvseiten der ihm entgegenstehenden Gebirge abgelagert. So entstand der Löss Europas, die für die Eiszeit kennzeichnende Ablagerung in den nicht vergletscherten Gebieten, die von Gletscherströmen durchmessen oder denselben benachbart waren.

Der Löss ermöglicht durch seine Verbreitung, auf die Richtung der während der Eiszeit wehenden Winde zu schliessen. Am Südsaume der grossen nordischen Vergletscherung wehten nordöstliche bis östliche Winde. In Süddeutschland kamen westliche zur Geltung. Die deutschen Mittelgebirge waren eine Windscheide. Im pannonischen Becken und in Südrussland wechselten stärkere Südost- mit schwächeren Nordwestwinden. Westwinde herrschten im Mittelmeergebiet. Das lehrt die Lage der dortigen eiszeitlichen Schneegrenze. Sie lag im Westen erheblich tiefer als im Osten.

Die Tierwelt entsprach dem Pflanzenkleide. Das Mammut begnügte sich mit Tundragewächsen, jedenfalls auch das Pferd, bekanntlich das Rentier. Diese lieferten dem Eiszeitmenschen die Nahrung. Er rottete das Mammut aus, dezimierte die Pferdeherden und lebte schliesslich nur vom Rentier. Wie abgehärtet er auch gewesen sein mag, ohne Kleidung kam er nicht aus. Als Wohnstätten dienten ihm Höhlen, die er mit Tiergestalten ausmalte. Er lebte unter dem Schutze von Felsen, aber auch auf freiem Felde, was mutmassen lässt, dass er Zelte hatte. Seine Geschicklichkeit, Steinwerkzeuge herzustellen, nahm während der letzten Eiszeit zu. Darauf begründet sich die Unterscheidung der jungpaläolithischen Stufen (Aurignacien, Solutréen, Magdalénien). Er besass eine gewisse Kunstfertigkeit und fertigte menschliche Figuren, die charakteristische hottentottische Merkmale tragen. Seine Schädelform war vom Homo sapiens.

937. Sitzung
am 19. Februar 1936
im Hause
des Vortragenden Wiegand

*Anwesend die Herren Dieis,
Drews, Fischer, Groener,
Oncken, Penck, Petersen,
Popitz, Spranger, Schlitter,
Wilcken*

Der Vortragende sprach über die – Denkmäler als Gegenstand der archäologischen Forschung – . Er erörterte den Begriff – Denkmal – im erweiterten Sinne, wie er sich auf profane und sakrale Bauten, auf Grossplastik, Malerei, Keramik und sogar auf Münzen beziehen kann.

Er schilderte sodann die verschiedenen Arten des Unterganges antiker Denkmäler (natürlicher Verfall, Erdbeben, Versumpfung, Unterwitterung, Feuer) und die Zerstörung durch Menschenhand (Raubgrabungen, Plünderungen, Ikonoklasmus).

Es folgte eine Schilderung von Zufallsfunden (ägyptische und syrische Königgräber, Funde aus dem Meer, Hildesheimer Silberfund u.v.a.).

Der Vortragende ging dann über zu den Methoden der wissenschaftlichen Aufsuchung verschollener Ortslagen an Hand der geographischen und Kunstschriftsteller wie Pausanias, er schilderte das Wiedererwachen des Interesses mit Beginn der Renaissancezeit (Dante, Petrarca, Cola di Rienzi, Cyriacus v. Ancona), die Entdeckung des Monumentum Ancyranum, die Auferstehung von Pompeji und Herculaneum, den Feldzug Napoleons I. in Ägypten, der zugleich ein Eroberungszug für die Wissenschaft war. Das 19. Jahrhundert ist so reich an neuen Erkenntnissen, dass darüber nur eine tabellarische Übersicht gegeben werden konnte.

Es folgte nun eine Schilderung des praktischen Vorgehens bei einer modernen Grabung mit allen ihren Hilfsmitteln, wobei als neue Erscheinung das Flugbild hervorzuheben ist.

Endlich erfolgte eine Übersicht über die Mittel zum Schutze der Denkmäler in allen Ländern der Welt.

Allen Gesetzen der verschiedenen Länder und Regierungen liegt die gemeinsame Tendenz zugrunde, die beweglichen und unbeweglichen Denkmäler vor Beschädigung, Veränderung, unsachgemässer Wiederherstellung, unrechtmässiger Veräusserung u.s.f. zu behüten. So gleichbleibend dieser Leitgedanke ist, so verschiedenartig ist die Stellungnahme des Gesetzgebers hierzu. Die ausgeprägteste Gesetzgebung findet sich begreiflicherweise in den Ländern des Südens, Italien, Griechenland, Türkei, Ägypten.

Das älteste Schutzdokument in Italien stammt aus dem Jahre 1462. Durchgreifender war 1820 die Lex des Kardinals Pacca. Das griechische Schutzgesetz wurde 1834 durch König Otto eingeführt. Ein massgebendes Gesetz für die Türkei kam erst 1907 zustande. In England gehörten nach altem Recht alle Fundstücke der Krone. Der gesetzliche Schutz wurde erst 1873 durch Sir John Lubbock eingeführt. In Frankreich spielt das sogenannte – classement – eine grosse Rolle. Ein classiertes Denkmal darf nicht verändert oder gar exportiert werden. Bei archäologischen Expropriationen ist die – utilité publique – anzuerkennen. In Norwegen gibt es 900 geschützte Denkmäler. Hier wie in Schweden führt die

Im Laufe der Zeit trat Wiegand in Berlin immer mehr in nahe Beziehungen zu bedeutenden Persönlichkeiten auf allen Gebieten der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens. Besondere Freude bereitete ihm seine Aufnahme in die Berliner Mittwochs-Gesellschaft – für wissenschaftliche Unterhaltung –, einen 1863 gegründeten, sich selbst ergänzenden Kreis von jeweils 16 Mitgliedern, der neben Akademikern aus allen Fakultäten Männer des Staates, der Wirtschaft, der Armee und des Rechtslebens umfasste und in den er 1919 als erster Archäologe nach Ernst Curtius gewählt wurde. Er gewann hier auf der Höhe seines Lebens in Albrecht Penck, Hermann Oncken, Bill Drews, Ulrich Wilcken, Hans Lietzmann, Julius Petersen, Johannes Popitz neue Freunde. Seine Vorträge aus dem weiten Gebiet seiner Ausgrabungen und Forschungen übten nicht nur in der geistigen Luft dieses humanistisch gebildeten Kreises, sondern auch bei den zahlreichen Hörern der vielen Vortragsreisen seines späteren Lebens starke Wirkung aus und bereiteten dem Verständnis Jur seine Ziele und für die Aufgaben der Archäologie ausserhalb der engeren Fachgemeinschaft einen fruchtbaren Boden.

Carl Watzinger, Theodor Wiegand

Aufsicht der Reichs-Antiquar. Dänemark hat Schutzbestimmungen schon seit 1610, Schweden seit Gustav Adolf. Von Interesse ist die Entwicklung in Russland. 1826 verbot ein Befehl des Zaren Nikolaus I. jede Zerstörung von Denkmälern und befahl die Anlegung von Sammlungen. 1859 wurde die kaiserliche archäologische Kommission eingerichtet, von der alle Erlaubnisse abhingen. Heute wird in ähnlicher Weise durch die Akademie für Geschichte der materiellen Kultur regiert. Mehr oder weniger separiert davon arbeiten Kommissionen in Minsk, in der Krim, in Kiew, Odessa, Charkow und Jekaterinoslaw.

Deutschland: Die Altertums- und Denkmalschutzgesetzgebung war bis jetzt Sache der Länder. Artikel 150 der Reichsverfassung sagt aber: – Sache des Reiches ist es, die Abwanderung des Kunstbesitzes in das Ausland zu verhindern. – Die Verschiedenheit in den Ländern ist noch sehr gross. Das beste und weitgehendste Gesetz gab 1902 Hessen. Darauf ist u.a. das sehr gute oldenburgische Gesetz aufgebaut. Es folgten die 3 Hansestädte (jede für sich!), dann Württemberg, Braunschweig, neuerdings Sachsen und Lippe-Detmold – also ein Bild der Zersplittertheit. In Preussen ist ein Gesetz erst am 26. März 1914 zustande gekommen. Eine einheitliche Gesetzgebung für das ganze Deutsche Reich ist notwendig.

Der Wortlaut der Führerrede:

Volle Reichs-Souveränität im Rheinland wiederhergestellt

Friedensgarantien in der bisherigen entmilitarisierten Zone bezogen — Locarno-Vertrag
nach dem Sowjetpakt annulliert — Einladung an Frankreich und Belgien zu einem 25-jährigen Nichtangriffspakt
England und Italien zur Garantie angefordert — Bereitschaft zum Wiedereintritt in den Völkerverbund

Reichstag aufgelöst

Konkord am 28. März

Der Reichstag ist am 28. März aufgelöst worden. Die Reichsregierung hat die Reichsversammlung einberufen, die am 30. März in Weimar tagen wird.

Memorandum

Das Reich hat die Pflicht, die Souveränität im Rheinland wiederherzustellen. Die Reichsregierung hat die Reichsversammlung einberufen, die am 30. März in Weimar tagen wird.

Ehre und Freiheit!

Die Reichsregierung hat die Reichsversammlung einberufen, die am 30. März in Weimar tagen wird. Die Reichsregierung hat die Reichsversammlung einberufen, die am 30. März in Weimar tagen wird.

938. Sitzung
am 8. April 1936
im Hause
des Vortragenden Spranger

Anwesend die Herren Diels,
Drews, Fischer, Groener,
Oncken, Petersen, Pinder,
Popitz, Schlitter, Wilcken

Gegenstand des Vortrages war die Frage: Gibt es Fortschritte der metaphysischen Erkenntnis?

Nicht jede Vermehrung unseres Wissens durch Ergebnisse der Forschung hat zugleich weltanschauliche Bedeutung. Die grosse Umwälzung des physikalischen Weltbildes seit Kopernikus-Newton durch die neueste Physik z.B. hat mindestens vorläufig noch nicht zu einer neuen Weltdeutung geführt. Es ist auch zweifelhaft, ob diese jemals von der mathematischen Physik aus erfolgen kann, da in den Ansatz dieser Wissenschaft die Sinnfrage: welches ist die Bestimmung des Menschen im Kosmos? gar nicht aufgenommen ist. Daher erweitert diese Erkenntnis zwar die technischen Möglichkeiten, nicht aber den ethischen Horizont.

Anders steht es mit der modernen Biologie. Nachdem im 19. Jahrhundert die weltanschaulich sehr belangvolle Deszendenztheorie im Vordergrund gestanden hatte, eröffnet gegenwärtig die besonders vom Freiherrn v. Uexküll betriebene Umweltforschung neue Aussichten von erheblicher philosophischer Tragweite. Ihre Hauptthese ist, dass zu jeder eigentümlich organisierten bewusstseinsfähigen Tierart ein eigentümlich strukturiertes Erlebnisweltbild gehört. Der Vortragende erläuterte diesen Grundgedanken an einigen Beispielen aus der Tierpsychologie, vorzugsweise am Zeitbewusstsein, Raumbewusstsein, Bewegungserlebnis, an der Dingauffassung, Formbeobachtung, an Merkmalketten und Verhaltensregeln. Überall kommt es bei diesen Forschungen darauf an, festzustellen, was in einer fremden Umwelt als Bedeutungsträger fungiert. Die Aufmerksamkeit ist also auf totale Weltstrukturen gerichtet, und diese Art der Biologie nähert sich durch Einschaltung der Sinnfrage dem geisteswissenschaftlichen Verstehen.

Sie selbst verzichtet auf philosophische Folgerungen und verfährt empirisch, experimentell. Sie macht aber bewusst einen teleologischen Ansatz, insofern sie von der Annahme je eines Bauplanes, eines Funktionsplanes und eines genau dazu korrespondierenden Umweltplanes ausgeht. Da die Weltpläne überdies ineinandergreifen wie Stimmen zum Ganzen einer Partitur, erhebt sich der Gedanke eines – Planes der Pläne – und damit anscheinend ein grosser metaphysischer Ausblick: Jedes bewusstseinsfähige Lebewesen lebt in *seiner VJe*t. Auch die menschliche Erlebniswelt ist zunächst nur ein Spezialfall zahl-

Aus einem Brief Eduard Sprangers vom 20. April 1936:

Ist heut Raum für komplizierte Menschen? Aber müssen nicht auch die Komplizierten durchhalten, damit etwas Höheres in der Welt nicht verlorengelange? Unter anderem auch in der deutschen Welt?...

Führen wir nicht den König Lear auf? Muss nicht eine gesunde Generation unter Psychopathen wahnsinnig werden? Ist es nicht eine noble Art des letzten Widerstandes – auch wahnsinnig zu werden? Nobel deshalb, weil es noch ein letzter Dienst am Irdisch-Allgemeinen ist, während man ja auch versuchen könnte, so zu tun, als ob – man es nicht wäre – und in jene Höhen zu entfliehen, die gewiss einmal unter ähnlichen Umständen die Stoa und das Christentum im kaiserlichen Rom suchen mussten? Herr Kollege: was ist der Mensch?...

J'accuse. Und man klagt nicht die nachgeordneten Instanzen an. Warum klagt man an? Ich prüfe mich ernstlich; ist es gekränkter Ehrgeiz? Aber da oben sein, will ich nicht. Das Haus besteht, das Geld reicht, man lässt mich zurzeit in Ruhe; und es gäbe für mich nur eine Gefahr, wenn Baldur würde oder die Rose Bündnis suchte! Das ist es doch nicht. Es ist das innerste Nichtkönnen. Um des deutschen Volkes willen nicht können. Werdet stumm wie die Fische. Es ist so: Feststehen ist das einzige, mit dem man dienen kann. Auch der Irrende, der feststeht, tut Gutes gegenüber dem, der mitläuft. Es muss in Deutschland noch trigonometrische Punkte geben.

loser möglicher Welten. Der Mensch hat aber wenigstens die Fähigkeit, abweichende Weltstrukturen denkend zu ahnen.

Trotzdem ist damit noch keine volle Überwindung anthropomorph gebundener Weltauffassung gegeben. Denn die Kenntnisnahme von fremden Welten gleicht nur der Übersetzung aus der Sprache unserer Bedeutungswelt in fremde Bedeutungswelten. Die Annahme eines zu Grunde liegenden – Planes – beruht ebenfalls auf der Analogie zum menschlichen Gestalten (Artificialismus), der Kant mit Recht nur den Wert einer methodischen Fiktion, eines – als ob – beigemessen hat. Und diese Annahme stösst selbst auf merkwürdige Schwierigkeiten. Denn die Funktionsweise jener planvollen Struktur erscheint manchmal auch als starr und dumm, keineswegs immer als intelligent angepasst, wie an Beispielen vom Ablauf der Funktionsketten gezeigt wurde. (Der zum Kreis geschlossene Zug der ProzessionsSpinnerauren.)

Das grosse Restproblem lässt sich schon am Beispiel des menschlichen Bau- und Funktionsplanes verdeutlichen. Die grundlegenden Lebensfunktionen vollziehen sich auch beim Menschen unbewusst. Das erlebende Bewusstsein, einer aufgesetzten kleinen Laterne vergleichbar, reguliert nur einen schmalen Ausschnitt des Verhaltens. Es ist daher fraglich, ob die Philosophie (als Bewusstseinsleistung) mit den Mitteln und Analogien des Bewusstseins überhaupt das zu Grunde liegende Lebensprinzip aufzuhellen vermag.

Nennt man es mit dem deutschen Idealismus – Geist –, so darf dieser (unbewusste oder überbewusste) metaphysische Geist jedenfalls nicht mit dem Verfahren menschlicher Intelligenz gleichgesetzt werden. Im Höchsthalle gibt sich dieser metaphysische Lebensgrund inadäquat in gewissen Erlebnisformen kund, denen ein metaphysischer Wert zugeschrieben werden darf. Weder für das blosser, auf Ordnungsformen beruhende Denken, noch für blosser Gefühlszustände trifft dies zu, sondern nur für totale Lebensbewegungen (– existenzielles Denken –), mit denen aufschliessende metaphysische Gefühle verbunden sind. Diesen Grenzgefühlen ist durchweg ein antinomischer (dialektischer) Charakter eigen: Individuationserlebnis und Liebe, Zeitlichkeit und Ewigkeit, Abhängigkeit und Freiheit, Todesfurcht und Todesüberwindung treten im Erleben aneinandergeschnitten auf. Die eine Seite fordert die andere und schliesst sie dem Sinne nach ein. Nicht zufällig hat daher die spekulative Philosophie gerade an die Stellen im geistigen Leben angeknüpft, wo

zeichnet die seltsame Zwischenstellung des Menschen zwischen dem Endlichen und Unendlichen, Zeitlichen und Ewigen. Das Paradoxon: Im Negativen liegt das Positive hat daher einen tiefen Sinn. Auch die religiöse Lebensdeutung geht von solchen Grunderfahrungen aus, und die philosophischen Deutungen der Metaphysik werden vielleicht nie über diese Symbolik im menschlichen Erleben weit hinausgelangen.

940. Sitzung
am 6. Mai 1936
im Hause
des Vortragenden Petersen

Anwesend die Herren Diels,
Drews, v. Ficker, Fischer,
Groener, Lietzmann, Oncken,
Pinder, Sauerbruch, Schlitter,
Wilcken

Der Vortragende sprach über – Berliner Biedermeier – . Das Wort – Biedermeier – ist innerhalb neuzeitlicher geistesgeschichtlicher Betrachtung in Kurs gekommen als Erlösung aus der Verlegenheit, wie die nachromantische Periode auf einen Generalnenner zu bringen sei. In der Reihenfolge Barock und Rokoko, Aufklärung, Geniezeit, Klassik und Romantik, deren Namengebung allerdings auch nicht folgerichtig ist, indem sie zwischen Stilbegriffen, Weltanschauungen und geistigen Strömungen wechselt, fehlt es an einer eindeutigen Fortsetzung. Die Bezeichnung – Junges Deutschland – ist räumlich beschränkt auf eine bestimmte Gruppe von Schriftstellern; die der politischen Geschichte entnommenen Benennungen – Restaurationszeit – und – Vormärz – setzen zeitliche Grenzen im Wiener Kongress und im Jahr 1848, aber sie bedeuten eigentlich negative Begriffsbildungen, indem sie das Eigenleben dieser Zeit nur im Bezug auf die vorausgehende oder folgende Ära zum Ausdruck bringen; die geistesgeschichtliche Prägung – Realidealismus –, für die man ebenso – Idealrealismus – setzen könnte, bezeichnet ebenfalls einen Übergang, indem sie sich zu einer vorausgehenden idealistischen und einer nachfolgenden realistischen Weltanschauungsrichtung in Beziehung setzt, aber als positive Charakteristik bleibt sie ganz verschwommen. Da hat das Wort Biedermeier immerhin den Vorzug der Anschaulichkeit in Bezug auf einen ausgesprochenen Stil nicht nur des Kunstgewerbes, sondern auch der Malerei, und in Bezug auf eine greifbare Gesinnung. In dieser Hinsicht war das Schlagwort ursprünglich durchaus abschätzig gemeint; es hat sich wie andere Stilbegriffe zunächst im literarischen Gebrauch entwickelt, ist in der Kunstbetrachtung lange umstritten und schliesslich posi-

Die Gewissenhaftigkeit und Akribie der Arbeit gehörte zu Julius Petersens grundlegenden Wesenszügen. Der mittelgrosse, unauffällig gut aussehende Mann mit dem immer ein wenig gespannt und angestrengt wirkenden Gesicht war für die Berliner Universität des Goethejahres 1932, was sein Vorgänger Erich Schmidt für die der Zentenarfeier von 1910 gewesen war: der gesellschaftlich repräsentative Vertreter für die Welt, der der geistigen Haltung dieser Jahre der Deutschen Republik den historisch würdigen Ausdruck geben konnte. Er war zugleich ein Gelehrter im besten Sinn, zurückhaltend, mit Distanz zum Unmittelbaren, am sichersten in Bereichen, die schon der Diskussion des noch Gegenwartsbezogenen entrückt waren. Er stellte sich selbst immer ein wenig in den Hintergrund, noch an den Abenden, an denen er den Vortrag zu halten hatte: er war wie seine Handschrift, klar, kultiviert, ruhig, den Abgründen der Menschen, welche die von ihm betreute Welt der Dichtung geschaffen hatten, zuletzt ferne und abgekehrt.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

tiv gewertet worden und nach dieser Umwertung in die Literatur zurückgekehrt.

Der von Ludwig Eichrodt für die Fliegenden Blätter der 50er Jahre geschaffene Typus des schwäbischen Schulmeisters Gottlieb Biedermaier parodierte einen Dichterling mit gutmütiger Duldung. Das kostümierte Rollenspiel machte sich einfühlend des Zeitgeistes teilhaftig, der eine Andacht zum Kleinen, eine Resignation im Bewusstsein des Epigonentums und einen die kleine Welt vergoldenden Humor zu eigen hat. Nur ist Frage, ob diese Züge wirklich das Wesen dieses Zeitalters ausmachen oder Begleiterscheinungen sind, die nicht einmal ihm ausschliesslich angehören. Närrische Käuze im Kleinen des Alltags hat schliesslich schon Jean Paul dargestellt, den man heute als den ersten Biedermaier anzusprechen geneigt ist, und sie leben weiter bis zu Wilhelm Raabe und Heinrich Seidel. Das Biedermeiertum, das nach beiden Seiten über die Grenzen von 1815 und 1848 hinausgreift, erfasst auch nicht einmal die Generation, die in diesem Zeitraum führend war, als Totalität; es liegt eine Generationsspaltung vor zwischen Jungdeutschen und Biedermeier, die sich keineswegs wie Jung und Alt gegenüberstehen.

Eher wird man die Gegensätzlichkeit landschaftlich begreifen können, und von dieser Seite ist zunächst die Neuwertung erfolgt durch das Buch von W. Bietak über das – Lebensgefühl des Biedermeier in der österreichischen Dichtung –, das die Erneuerung des bürgerlichen Lebensgefühls aus dem Metternich-System und seinen Idealen von Zufriedenheit, Ruhe und Ordnung erklärt und die Dichter des damaligen Österreich, vor allem Grillparzer und Adalbert Stifter zu Trägern dieses Geistes macht. Gleichzeitig ist aber ein Buch erschienen, das Annette v. Droste-Hülshoff und Adalbert Stifter im Biedermeierstil zusammenfasst. Wenn man noch Mörike hinzunimmt, so ist auch die konfessionelle Beschränkung durchbrochen. Man könnte von stammhafter Gegensätzlichkeit im weiteren Sinne sprechen und die bayerisch-österreichischen, alemannischen, sächsischen Altstämme als Vertreter ruhiger Beharrlichkeit, die Neustämme des mitteldeutschen und ostdeutschen Kolonisationsgebietes als Träger der unruhigen Fortschrittsgedanken auffassen wollen.

Indessen ist zu zeigen, dass selbst in Berlin, das doch in jeder Beziehung Wiens Gegenpol wurde, ein Biedermeierstil zu Hause ist. Man sieht es an der Lokalposse der Angely, Glassbrenner, Kalisch, die allerdings weniger bodenständig ist als das Wiener Volksstück. Man kann aber auch den durch Fontane berühmt gewordenen

Dichterverein *Der Tunnel über der Spree* als ein Stück Berliner Biedermeierkultur bezeichnen.

Hier ist der Zusammenhang mit Wien deutlich sichtbar, insofern der von Wien gekommene Literat Moritz Gottlieb Saphir diesen Sonntagsverein 1827 als Gegenstück zu der Wiener Künstlergesellschaft – Die Ludlamshöhle – gründete. Die ironischen Lebensformen einer zu Eulenspiegel als Schutzpatron aufsehenden Narrengesellschaft sind zum grossen Teil dem Wiener Vorbild nachgebildet, auch die Namen und Titel, die jedem Mitglied beigelegt wurden. Adlige Offiziere, jüdische Kaufleute und Journalisten, Beamte, Schauspieler, Musiker und Maler sind die ersten Mitglieder; mit Saphirs Weggang im Jahr 1829 tritt das jüdisch-journalistische Element zurück; der ironisch ätzende Ton wird eingeschränkt; die dichterische Produktion und ihre Beurteilung wird ernster genommen, seit Heinrich Smidt (Bürger), Heinrich v. Mühlner, der spätere Kultusminister (Cocceji), Christoph Friedrich Scherenberg (Cook) eingetreten sind. Die Ballade findet besondere Pflege im Tunnel, seit 1842 Moritz Graf v. Strachwitz dort seine zündenden Dichtungen vorträgt und Theodor Fontane ihm 1844 (als Lafontaine) nachfolgt. Der Meisterübersetzer Otto Gildemeister und Emanuel Geibel (Bertran de Born) treten hinzu und nach einem kritischen Stillstand im Jahr 1848 wird eine zweite Blüte mit dem Eintritt von Paul Heyse (Hölty), Kugler (Lessing), dem später Adolf Menzel, Felix Dahn, Theodor Storm, Otto Roquette, Heinrich Seidel folgen, erreicht. Mit Heyses Wegzug nach München und Fontanes Fahrt nach England (1855) beginnt der Abstieg, nach seiner Rückkehr ist Fontane für ein Jahr 1859/60 – angebetetes Haupt – gewesen; nach 1866 ist er nicht mehr erschienen. Der Vergrünerung des Sonntagsvereins war kein Einhalt mehr zu tun; er vegetierte noch bis Ende des Jahrhunderts in völliger Bedeutungslosigkeit. Nach dem Tode des letzten – angebeteten Hauptes – fiel das Archiv mit seinen Protokollen an die Universität Berlin.

Aus dem Inhalt des auf der Universitätsbibliothek stehenden Tunnelschranks legte der Vortragende mehrere Stücke zur Veranschaulichung vor. Die Bedeutung des Tunnels liegt in der Förderung einer bodenständigen, dem Festhalten am Preussentum und seinen Idealen dienenden Dichtung, und insofern kann man seine Kultur wohl als die besondere Form eines preussischen Biedermeier dem österreichischen Biedermeier gegenüberstellen.

In der Mittwochs-Gesellschaft, die aus Männern nicht eben gewöhnlicher Art bestand, räumte man Sauerbruch eine Sonderstellung ein: Er brauchte niemals vorher zuzusagen, und er war ein für allemal von der Verpflichtung zu einem Autorreferat über seinen Vortrag befreit... Das hing natürlich mit seinem Beruf und dem ständigen Verpflichtetsein zusammen, das dieser Beruf mit sich brachte; ein bisschen war es aber auch Anerkennung der Besonderheit des Mannes, die ihm jeder von uns neidlos gönnte.

Paul Fechter, An der Wende der Zeit

941. Sitzung
am 20. Mai 1936
im Hause
des Vortragenden Sauerbruch

Anwesend die Herren Groener,
Lietzmann, Oncken, Penck,
Petersen, Pinder, Popitz,
Schlitter, Spranger, Wilcken

Der Vortragende sprach über die Entstehung der Hormonlehre und ihre praktische Bedeutung.

Der Vortrag unseres Sauerbruch
im Protokoll ein Unterbruch.*

*Handschriftlicher Zusatz des Kanzlers Albrecht Penck

942. Sitzung
am 3. Juni 1936
im Hause
des Vortragenden Groener

Anwesend die Herren Diels,
Drews, v. Ficker, Fischer,
Lietzmann, Oncken, Penck,
Pinder, Schlitter, Wilcken

Dieser sprach über – Persönlichkeit und Strategie Ludendorffs – und wies zunächst daraufhin, dass nach Clausewitz die meisten Menschen beim Handeln einem blossen Takt des Urteils folgen, der mehr oder weniger gut trifft, je nachdem mehr oder weniger Genie in ihnen ist. So haben alle grossen Feldherren gehandelt. Eine Untersuchung der Strategie Ludendorffs in dieser Beziehung muss von seiner Persönlichkeit ausgehen, die im Verlaufe des Krieges eine offenbare Wandlung durchgemacht hat. Als junger Major im Generalstab gewann Ludendorff bei seinen Untergebenen Vertrauen und Anhänglichkeit durch Offenheit und Zuverlässigkeit. Er war nichts weniger als starrsinnig und liess sich durch gute Gründe leicht überzeugen. Freilich widersprach es seinem wahrhaftigen Wesen, seine Überzeugung unsachlichen Gründen zum Opfer zu bringen. Dadurch machte er sich bei Kriegsmministerium und Militärkabinett unbeliebt. Er wurde für unverträglich gehalten. Als Kommandeur des Füsilierregiments Nr. 39 hatte er im Manöver Pech und sollte daher nach dem Urteil des kommandierenden Generals v. Einem noch ein weiteres Jahr in der Front verbleiben. Er kam als Brigadekommandeur nach Strassburg. Als der Krieg ausbrach, erhielt er die an sich unwichtige Stellung als Oberquartiermeister der zweiten Armee. Er wäre der gegebene Adlatus des Generals v. Moltke gewesen, aber dieser zog den General v. Stein vor, der dann keine glückliche Rolle spielte.

Bei der Abänderung des Schlieffenplanes 1909 hatte Ludendorff als Chef der zweiten Abteilung mitgewirkt.

Er glaubt noch heute, dass dies eine Verbesserung des Planes gewesen sei. Aber die Bildung von zwei Schwerpunkten auf beiden Flügeln schuf keine günstigere strategische Ausgangslage, da die beiden Flügel infolge der französischen Festungen nicht zusammen operieren konnten. Die Teilung des Schwerpunktes bildete die Grundursache unseres Missgeschicks 1914.

Da der Handstreich auf Lüttich Ludendorffs Werk war, wurde er bei Beginn des Krieges dorthin geschickt und drang auch an der Spitze einer Kolonne in die Festung ein. Der Handstreich war militärisch nicht nötig, politisch ein Fehler, weil der Reichskanzler dadurch zu den übereilten Kriegserklärungen an Belgien veranlasst wurde. Im Frieden war die Absicht des Handstreichs dem Kanzler unbekannt geblieben.

Nach der Schlacht bei Gumbinnen wurde Ludendorff von Moltke als – Retter – nach dem Osten geschickt, zusammen mit Hindenburg, der aber Ludendorff volle Freiheit in der Führung der Armee zu lassen hatte.

Der Vortragende erörterte dann die Frage, ob es für die Gesamtkriegführung ein Glück war, dass Ludendorff vom Westen fortgenommen wurde. Bei Anwesenheit von Ludendorff in der Marneschlacht bei der zweiten Armee wäre es kaum zum freiwilligen Rückzug der Deutschen gekommen, und zur Führung der 8. Armee standen noch andere Generale von hoher operativer Begabung zur Verfügung. Der Sieg von Tannenberg löste trotz seiner Grösse keine politische Wirkung aus. Mit diesem Sieg trat die Wandlung in der Persönlichkeit Ludendorffs ein, der Ruhm nahm von seiner Seele Besitz.

Der Vortragende berührte sodann den Streit zwischen Falkenhayn und Ludendorff, wobei er sachlich auf der Seite des letzteren steht. Beide Männer aber hassten sich aufs tödlichste. Hindenburg spielte bei den Operationen keine aktive Rolle. Im Ganzen möchte ich feststellen, dass Ludendorff bei den Operationen im Osten, die auf dem Niederwerfungsprinzip beruhten, mit seinem Takt des Urteils das Richtige getroffen hat, bloss mit dem Vorstoss von 1915 nach Russland war ich nicht einverstanden. Und die Hoffnung auf eine polnische Armee war ein grosser Irrtum. Als der Krieg im Westen sich über Jahr und Tag ohne Erfolg hinzog, wurde die Doppelgestalt des Oberbefehlshabers im Osten immer mehr zum Idol des deutschen Volkes, das wirkte gerade nicht vorteilhaft auf die stolze und ruhmbedürftige Seele Ludendorffs. Als Falkenhayn über Verdun stürzte und die Männer des Ostens die Heeresleitung übernahmen, stellte der spätere Chef des Militärkabinetts Ludendorff ein schlechtes Prognostikon. Er meinte, Ludendorff werde den Krieg so lange

Wilhelm Groener war zehn Jahre jünger als Penck, war 1937 siebzig geworden: ich habe eine Erinnerung an ihn wie an einen schweren, schweigenden, grossen Schatten, der in sich hineinlebte. Es mag ungerecht sein: Groeners Bild schwankte noch damals unter gegensätzlichen Beleuchtungen wie in einem Zwie-licht: Seine Haltung 1918 gegen den Kaiser, sein persönliches Auftreten, von dem wir 1916 in Wilna ein Beispiel aus der Nähe miterlebt hatten, sein politisches Verhalten in den zurückliegenden Jahren hatten für uns eine Unsicherheit der Linien und Farben ergeben, die sich auch bei persönlicher Begegnung nicht klärte. Er war ein grosser, breitschultriger Mann von ausgeprägt schwäbischem Typus, leicht gebeugt, sprach wenig: ein Menschenbild erwuchs nur aus der Nachwirkung der Erinnerung, von dem dunklen Wesensgrund her, der diesen alten Mann aus schon verwehender naher Geschichte durch seine späten Tage trug.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

fortführen, bis die letzten Kräfte aus dem Volk ausgepumpt wären, und dann hätte die Monarchie den Schaden zu tragen. Ludendorffs herrisches Wesen wäre gewiss kein Hemmnis für den Sieg gewesen, wenn er mit dem Takt des Urteils nicht nur im Militärischen sondern auch im Politischen das Rechte traf.

Die militärische Krise im Sommer 16 wurde von Ludendorff leicht bewältigt. Es gelang ihm, die für den rumänischen Feldzug notwendigen Truppen bereitzustellen. Aber dieser endete doch im Stellungskrieg, weil es nicht gelang, die Rumänen vom Anschluss an die Russen abzudrängen. Vielleicht hätten sich günstigere Aussichten geboten, wenn man die Rumänen aus dem Gebirge in die ungarische Tiefebene herausliess zu einer grossen Umfassungsoperation. Ende 16 war der Raum von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer geschlossen, damit die zweite Voraussetzung geschaffen für den Ermattungskrieg der Feinde gegen Deutschland, nachdem Falkenhayn die erste im Westen herbeigeführt hatte. Der Appell Ludendorffs an den U-Boot-Krieg musste versagen, weil die Zahl der U-Boote nicht ausreichte, um die weiten Räume des Meeres zu beherrschen. Das Ziel, England niederzuwerfen, musste die Vereinigten Staaten auf den Plan rufen. Deshalb war in dem Kriegsziel weise Mässigung am Platze. Daran fehlte es bei Ludendorff. Zu Lande zeigte das Jahr 1917 die militärischen Fähigkeiten Ludendorffs im hellsten Licht. Die strategische Defensive im Westen organisierte er mit Meisterschaft. Ohne es zu erkennen, gab er sich damit auf das Gebiet der Ermattungsstrategie.

Der frontale Durchbruchangriff in Italien, Herbst 17, blieb an der Piave hängen, weil die Operation nicht bis ins Gebirge ausgedehnt wurde, um eine umfassende Wirkung zu erzielen. Die Kämpfe im Osten 1917 bieten strategisch nichts Bemerkenswertes. Das Vordringen der Engländer über Bagdad und Jerusalem war kein gutes Vorzeichen für das Jahr 18. Ein Zusammenbruch der Türkei musste eine starke politische Wirkung auslösen. Da alles ein einheitlicher Kriegsschauplatz war, konnten auch militärische Folgen nicht ausbleiben. Rücken und Flanke des Westheeres mussten für alle Wechselfälle gesichert bleiben gegen Einbrüche von Bulgarien und Ungarn her.

Die von Ludendorff am 14.9.1917 aufgestellten Kriegsziele konnten ohne vollen Sieg nicht verwirklicht werden. Der Gedanke eines Verständigungsfriedens lag Ludendorff fern, so griff er 1918 wieder zum Niederwerfungsprinzip. Inzwischen hatte ihn sein leidenschaftlicher Drang zum absoluten Herrschen mehr und mehr in die Politik hineingestossen. An die Möglichkeit einer militäri-

schen Niederlage und damit drohender Revolution dachte er nicht. Den Weg zwischen Sieg und Niederlage zu finden, widersprach seinem stolzen Willen. Er war anfänglich von dem entscheidenden Erfolg der grossen Offensive 1918 nicht völlig überzeugt. Den von ihm in Aussicht genommenen Entschluss zur Defensive, falls der Angriff misslinge, konnte er aber weder um die Wende März/April noch nach dem 18. Juli finden. Es war Ende März eine Art Bruch in seinem strategischen Denken eingetreten. Für Ratschläge, die ihn zur Defensive mahnten und zum planmässigen Rückzug spätestens Ende Juli, war er nicht mehr zugänglich. Nicht einmal der schwarze Tag vom 8. August konnte ihn von seinem Starrsinn abbringen. Er hoffte, dass auch die Feinde mit ihren Kräften am Ende wären. Von Ende Juli ab war sein Verhalten strategisch und taktisch verfehlt. Er hätte das Heer rechtzeitig vom Feinde absetzen und in den Rückzug eine kräftesparende Methode bringen sollen, um für die Friedensverhandlungen das Heer noch kampffähig zu halten.

So sehr ich im Wesentlichen mit Ludendorff in den früheren Jahren – abgesehen vom U-Boot-Krieg – einig ging, so wenig war ich mit seinen Absichten und Massnahmen 1918 einverstanden. Für mich war es bei dem Charakter des Stellungskriegs im Westen geradezu Axiom, dass ein operativer Durchbruch hier für beide Teile aussichtslos sei, solange ausreichend Reserven zur Verfügung stünden. Bei dem ausgezeichneten Bahnnetz konnten die Franzosen innerhalb einer Woche 20 Divisionen an jede Stelle ihrer Front befördern. Es fehlte uns zudem die starke Reservearmee, die nach dem taktischen Durchbruch die Umfassung bewerkstelligen konnte. Scheiterte der deutsche Angriff im Westen, so konnte man nicht erwarten, dass Bulgaren und Österreicher noch lange Widerstand leisten würden. Ein Versuch aus Ludendorffs Umgebung Mitte August, ihn zur klaren Einsicht in die Lage zu bringen, endete mit der Beurlaubung des Inculpanten wegen Nervosität.

Während Ludendorff in seiner Entschlussfähigkeit immer mehr erstarrte, trafen 1½ Millionen Amerikaner auf französischem Boden ein, um den Deutschen den Fangstoss zu geben. In dieser Lage, der das deutsche Heer nicht mehr gewachsen war, griff Ludendorff zu dem verhängnisvollen Mittel des Waffenstillstandsangebots, anstatt weiter zu kämpfen so gut oder so schlecht es ging und nur dem Reichskanzler die Betreibung von Friedensverhandlungen zu überlassen.

Meines Erachtens war die Aufgabe 1918, das strategische Gleichgewicht im Westen durch die Defensive zu sichern und durch Offensiven in Mazedonien und Italien

Aus Wilhelm Groeners Testament (1934):

Wenn ich mich auch nicht zum nationalsozialistischen Staatsglauben bekennen kann, so will ich doch des jetzigen Führers des deutschen Volkes gedenken. Möge er in staatsmännischer Weisheit darauf bedacht sein, dass der nationale Wille niemals in die gefährliche Hybris umschlägt. Die Hybris ist der grösste Feind des deutschen Volkes. Daran ist der letzte Krieg verloren gegangen...

Im evangelischen Bekenntnis erzogen und gross geworden, habe ich daran festgehalten und mich innerlich bemüht, ein rechter Christ zu sein, ohne meinen Glauben zur Schau zu tragen. So gehe ich ein in die Ewigkeit Gottes. Amen.

Dorothea Groener-Geyer, General Groener

die Bundesgenossen mit fester Hand bis zuletzt bei der Stange zu halten. Daneben musste so früh wie möglich eine Friedensaktion mit dem Ziel eines Verständigungsfriedens auf den Weg gebracht werden.

Das Genie Ludendorffs war nicht wie bei Gneisenau ein unbewusst natürliches in sich selbst ruhendes, sondern ein willensmässig mit allen Fasern seines Wesens angestrebtes. Ludendorff übernahm sich in den Zwecken der Strategie.

November 1936

Juni 1937

944. bis 956. Sitzung

Zeittafel 1936/1937

25. November Deutschland und Japan schliessen einen Vertrag zur Abwehr der kommunistischen Internationale (sog. Antikominternpakt).
14. März Die päpstliche Enzyklika – Mit brennender Sorge – verurteilt die NS-Ideologie.
- 25.-28. September Staatsbesuch Mussolinis in Deutschland.

944. Sitzung
am 4. November 1936
im Hause
des Vortragenden Popitz

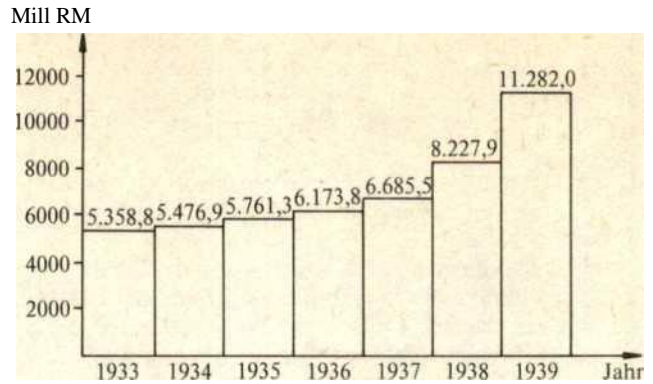
Anwesend die Herren Diels,
Drews, v. Ficker, Fischer,
Groener, Lietzmann, Oncken,
Penck, Petersen, Sauerbruch,
Schlitter, Wilcken

Der Vortragende sprach über die wirtschaftswissenschaftlichen Probleme, die mit Aufrüstung und Vierjahresplan zusammenhängen.

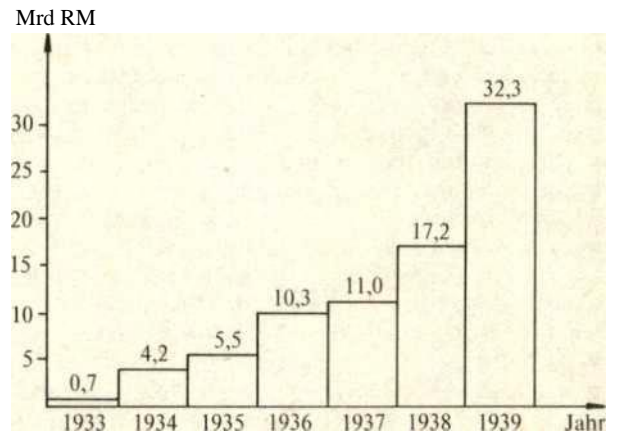
Die Durchführung der Rüstung ist von der Überwindung des – durch den allmählichen Schwund der Lagerhaltung verschärften – Rohstoffmangels und des an die Stelle der erfolgreich bekämpften Arbeitslosigkeit getretenen Mangels an (Fach-)arbeitern abhängig. Die Beschaffung der für Ernährung und Fabrikation – damit auch für die Ausfuhr – fehlenden Stoffe aus dem Ausland erfordert eine entsprechende devisenbringende Ausfuhr; diese ist gehemmt insbesondere durch das hohe Preisniveau Deutschlands im Verhältnis zu den anderen, grösstenteils durch starke Abwertung in ihrer Konkurrenzfähigkeit gestärkten Ländern, durch ungünstige Konjunkturlage in wichtigen Absatzgebieten, durch handelspolitische Diskriminierungen und auch durch – z.T. unvermeidbare – bürokratische Hemmungen, die durch die Devisenbewirtschaftung und den – Neuen Plan – veranlasst werden. Abhilfe wird durch das System der Exportprämierung und durch Kompensationen versucht. Der Vortragende legte dar, warum eine Devaluation der deutschen Währung, obgleich von ihr bei fester Staats- und Wirtschaftsführung ein wesentlicher Einfluss auf die innere Kaufkraft der Mark nicht auszugehen brauche, rebus sic stantibus keine Abhilfe bedeute. Da die Ausfuhr, auch wenn die Bemühungen um ihre Steigerung Erfolge brächten, nicht ausreicht, um die erforderliche Einfuhr sicherzustellen, und die Kolonien nicht zur Verfügung ständen, bleibt nur der Ausweg der Hebung der eigenen Rohstoffproduktion, sowohl auf dem landwirtschaftlichen Gebiet, auf dem freilich die Fettfrage noch grosse Schwierigkeiten bereitet, als auch auf dem Gebiete der industriellen Rohstoffe. Der Vortragende gab einen Überblick über das hier Erreichte und Erstrebte.

Der Vortragende ging sodann auf die Frage über, ob aus der Finanzierung der Aufrüstung eine Inflationsgefahr entstehen könne. Er erörterte den Begriff der Inflation, legte dar, dass trotz der Verknappung der Verbrauchsgüter auf der einen Seite und der Zunahme des Nationaleinkommens auf der anderen Seite, also trotz der Verschiebung des Verhältnisses des Volkseinkommens zu den zur Verfügung stehenden Verbrauchsgütern, eine

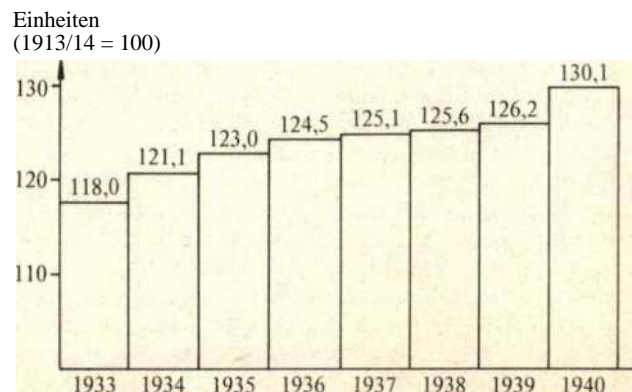
Geldumlauf (Jahresdurchschnitt)
im Deutschen Reich



Rüstungsausgaben des Deutschen
Reiches



Lebenshaltungskosten im
Deutschen Reich



Inflationsgefahr nicht drohe, solange es gelinge, den Preisstand festzuhalten. Das freilich setze – neben Beibehaltung der Kontrolle des Aussenhandels und des Geldverkehrs mit dem Ausland – eine immer weitere Abschnitte des Wirtschaftslebens umfassende Reglementierung voraus, wie sie nur einer starken in alle Lebensverhältnisse eindringenden Staatsführung möglich sei.

946. Sitzung

am 2. Dezember 1936

im Hause

des Vortragenden Wilcken

Anwesend die Herren Diels,

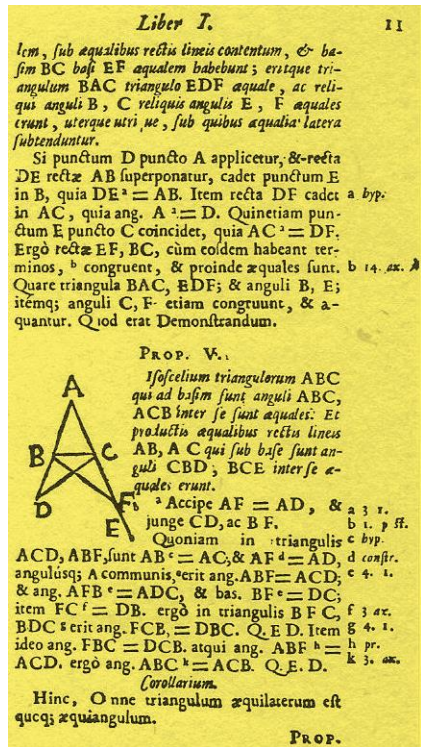
Drews, v. Ficker, Fischer,

Groener, Lietzmann, Oncken,

Penck, Pinder, Popitz, Schlitter

Der Vortragende suchte zu zeigen, dass die *Wissenschaft* in unserem Sinne, als ein Streben nach der Erkenntnis der Wahrheit um ihrer selbst willen, ausschliesslich eine Schöpfung der Griechen ist, von denen wir diesen Begriff übernommen haben, während die Völker des Alten Orients über ein empirisches, oft erstaunliches *Wissen* zur Befriedigung praktischer Bedürfnisse von sich aus nicht hinausgekommen sind. Daher die verschiedene Arbeitsweise. Die Griechen abstrahieren vom Einzelnen auf das Allgemeine, suchen Gesetzmässigkeiten, wie sie in der Mathematik Lehrsätze aufstellen und Beweise verlangen, was der Orient nicht kennt, der auch mit Annäherungswerten zufrieden ist, die für die Praxis genügen.

Um die verschiedenartige Stellung der beiden Gruppen zu demonstrieren, ging der Vortragende von dem Problem der Nilschwelle aus. Während die Ägypter sich niemals über deren Grund den Kopf zerbrochen haben, wurde dies für die Griechen, seitdem im 6. Jahrhundert in Ionien das wissenschaftliche Denken erwacht war, ein lebhaft behandeltes wissenschaftliches Problem (von Thales an), das schliesslich durch die von Alexander ad hoc entsendete Expedition in den Sudan die richtige Lösung gefunden hat. Eine *geographische* Wissenschaft hat sich im Alten Orient nicht entwickelt. Die Städte-Listen etc. aus Babylonien und Ägypten dienen den Bedürfnissen der Verwaltung. Zweifelhafte bleibt, ob das für Babylonien bezeugte Kartenzeichen Einfluss gehabt hat auf die Karte des Anaximander, die erste Erdkarte von Europa und Asien. Hekataios, der dann weite Erkundungsreisen gemacht hat – eine im Orient unvorstellbare Persönlichkeit –, hat die Karte des Anaximander verbessert und hat in seiner geographischen und ethnographischen Periegese den Grund zur weiteren Entwicklung dieser Wissenschaft gelegt. An Hekataios, der auch ein

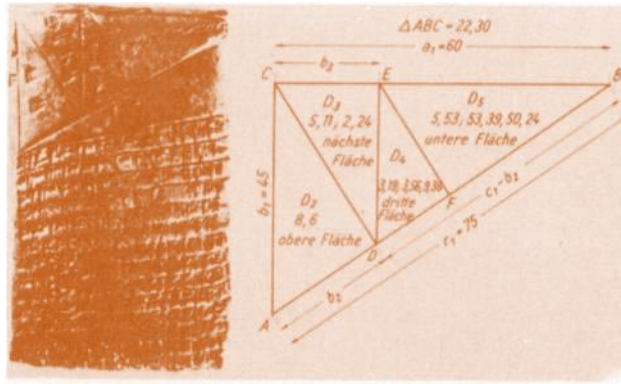


Euklidischer Beweis:
Die Basiswinkel in einem gleichschenkligen Dreieck sind einander gleich, und wenn man die beiden gleichen Seiten über die Basis hinaus verlängert, erhält man auf der anderen Seite der Basis wieder zwei gleiche Winkel.

Historiker war, schloss dann Herodot an, der zunächst auch in seinem Sinne die Welt bereiste und logographisch arbeitete, dann aber dadurch – der Vater der Geschichte – wurde, dass er die Perserkriege als letzte Phase des welt-historischen Problems des Kampfes zwischen Orient und Occident zum Hauptgegenstand seines Werkes machte. Nach ihm hat dann Thukydides die kritische Geschichtsschreibung begründet. Dagegen sind die gleichzeitigen Aufzeichnungen der Ruhmestaten der Könige der Babylonier und Assyrer wie auch der Ägypter, sowie auch ihre archivalischen Akten (Königlisten, Chroniken etc.), die den praktischen Bedürfnissen der Politik und Diplomatie dienen, keine Geschichtsschreibung.

Erst in hellenistischer Zeit haben hier Berossos und Manithes die Geschichte ihrer Länder geschrieben, aber als hellenisierte Männer haben sie griechisch geschrieben und sind der griechischen Historiographie zuzuzählen. Der Vortragende verwies auf den griechisch schreibenden Römer Fabius Pictor als Parallele. Nur *ein* orientalisches Volk ist aus Eigenem schon vor den Griechen zu einer wirklichen Geschichtsschreibung gekommen: das sind nach Eduard Meyers Nachweis die Israeliten, von deren altem Geschichtswerk (etwa 10. Jahrhundert) freilich nur Bruchstücke sich im Alten Testament erhalten haben. Der Vortragende ging zur *Mathematik* über. In Babylonien hatten die Sumerer, die Begründer der babylonischen Kultur, das Sexagesimalsystem, während die semitischen Akkader das Dezimalsystem hatten. Wegen der Überschwemmungen hat sich hier eine Feldmesskunst früh entwickelt. Aber die Lehrbücher zeigen nichtwissenschaftliche Methoden. Auch ungenaue Lösungen genügten den praktischen Bedürfnissen. Auch in Ägypten war die Landvermessung wegen der Nilschwelle früh entwickelt, doch ist die Geometrie auch hier keine Wissenschaft geworden. Beweise waren dem Ägypter fremd.

Tafel mit geometrischer Darstellung aus dem Irakischen Museum in Bagdad





Visitenkarte eines Arztes,
um 2000 v. Chr.

So ist die Mathematik erst durch die Griechen zu einer systematischen Wissenschaft mit Lehrsätzen und Beweisen geworden. Die *Astronomie* war bei den Babyloniern allezeit nur eine Dienerin der *Astrologie*, der zuliebe der gestirnte Himmel eifrig beobachtet und aufgezeichnet wurde. Gegenüber den Überschätzungen der astronomischen Leistungen der Babylonier durch die – Panbabylonisten – verwies der Vortragende auf Franz Xaver Kugler. Die Ägypter haben schon früh den gestirnten Himmel beobachtet. Schon im Jahre 4240 (bis 4237) hat die Beobachtung des Frühaufgangs des Sothissternes sie zur Konstituierung ihres Wandeljahres von 365 Tagen geführt. Von der Astrologie haben sie sich bis in die Ptolemäerzeit freigehalten. Auch die Astronomie ist erst durch die Griechen zur Wissenschaft geworden. Wenn Thales die totale Sonnenfinsternis von 585 vorher berechnet hat, so mögen ihn astronomische Aufzeichnungen der Babylonier unterstützt haben. Aber die Kugelgestalt der Erde haben zuerst die Griechen erkannt (im 5. Jahrhundert), und schliesslich hat in der hellenistischen Zeit der grosse Aristarch von Samos das heliozentrische Weltsystem des Kopernikus vorweggenommen, nur hat er es nicht beweisen können, weshalb es der Welt wieder verloren ging.

Endlich wandte sich der Vortragende zur *Medizin*. Obwohl es in Babylonien Ärzte schon in der sumerischen Zeit gab (ihr Titel *arie* ist sumerisches Lehnwort), hat der ursprüngliche Glaube an die bösen Dämonen, die durch Beschwörungen und Zauber zu bekämpfen waren, niemals aufgehört, vor allem auch nicht bei den Ärzten selbst, die oft Medikamente und Beschwörungen kombinieren. In den medizinischen Werken wird zwar zur Beschreibung der Symptome angeleitet, aber über ihre Gründe nichts gesagt. Bezüglich der Chirurgie wies der Vortragende auf das Gesetz des Hammurabi. Ein reicheres Material liegt für Ägypten vor, sieben Lehrbücher aus dem 2. Jahrtausend. Auch hier ist das Zauberwesen immer lebendig geblieben, und es hat schliesslich die ärztlichen Vorschriften ganz überwuchert. Die Anweisungen zu den Diagnosen sind z.T. sehr fein ausgearbeitet,

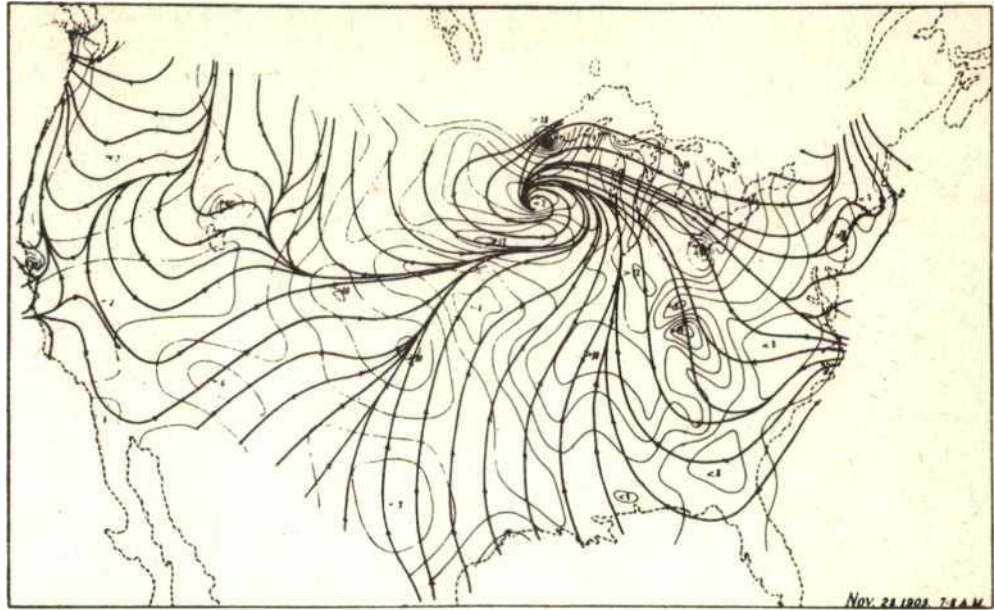
gehen aber auch im Papyros Edwin Smith über empirische Beobachtungen nicht hinaus (vgl. K. Sethe). Anerkannt werden von heutigen Fachmännern namentlich die Ausführungen über die Augenkrankheiten und die Wundverbände, sowie die Zahnbehandlung nach Ausweis der Mumien (mit Plomben). Auch bei den Griechen herrschte der Volksglaube an übernatürliche Heilung (Inkubation). Aber durch Hippokrates wurden die Wunderheilungen aus der Medizin herausgewiesen und die Medizin als Wissenschaft begründet, indem er lehrte, dass jede Krankheit ihre natürliche Ursache habe. Die Befolgung seiner Forderung, von dem Studium des menschlichen Körpers auszugehen, wurde freilich durch das bestehende Verbot der Sektion behindert. Aber Ptolemaios I. hat sie den alexandrinischen Gelehrten freigegeben, wodurch die anatomischen Forschungen des Herophilos u.a. ermöglicht wurden. Neben der Wissenschaft liefen die Wunderheilungen, wie in Epidauros, aber getrennt von ihr: in Epidauros gab es keine Ärzte, und in Kos keine Wunderheilungen. Darin springt der Gegensatz zum Orient in die Augen. Im Übrigen sind manche Rezepte der ägyptischen Medizin von den Griechen übernommen worden.

Alles in allem verdienen die gekennzeichneten Leistungen der altorientalischen Völker, zumal in Anbetracht des hohen Alters, unsere Bewunderung. Dass sie erst von den Griechen später die Wissenschaft kennengelernt haben, teilen sie mit allen Völkern der alten Welt, im Besonderen auch den Römern, denn die Begründung der Wissenschaft durch die Griechen ist ein ganz einzigartiges Phänomen.

946. (!) Sitzung
am 16. Dezember 1936
im Hause
des Vortragenden v. Ficker

Anwesend die Herren Drews,
Groener, Lietzmann, Oncken,
Penck, Petersen, Popitz,
Schlitter, Wilcken

Der Vortragende sprach über das Auftreten und die Entwicklung atmosphärischer Wirbelstürme. Zunächst wurde erörtert, dass alle atmosphärischen Stürme insofern Wirbelcharakter haben, als auch bei unseren gewöhnlichen Tiefdruckgebieten die bewegten Luftmassen durch die ablenkende Kraft der Erddrehung sich wirbelförmig anordnen, was aber erst zu erkennen ist, wenn die Luftbewegung innerhalb eines grossen Erdgebietes durch Wetterkarten dargestellt wird. Infolge der ausserordentlichen Ausdehnung der gewöhnlichen Zyklonen stellen



sich die zugehörigen Stürme dem Beobachter als gerade fortschreitend dar. Von Wirbelstürmen im engeren Sinn spricht man deshalb nur, wenn auf kleinem, übersichtlichem Gebiet ein Kreisen des Windes um eine mehr oder weniger vertikal entwickelte Achse unmittelbar beobachtet wird. Zu diesen Wirbelstürmen gehören die auch in Europa vorkommenden Tromben, also die Wasser- und Windhosen, ferner die nordamerikanischen Tornados sowie – als Übergang zu den viel ausgedehnteren Zyklonen mittlerer und höherer Bereiche – die sogenannten tropischen Zyklonen. Die Tromben und die Tornados nehmen ihren Ausgang von Cumulo-Nimbuswolken, von welchen sich schlauchartige Wirbeltrichter zur Erdoberfläche herabsenken und auf engem Gebiet sowohl durch den enormen Winddruck wie durch die starke, auf engstem Gebiet konzentrierte Druckerniedrigung zerstörende Wirkungen gewaltigsten Ausmasses hervorrufen, was an Hand von Lichtbildern demonstriert wurde. Die Energiequelle für diese – atmosphärischen Ungeheuer – muss im Wolkenniveau gesucht werden, wo es primär durch Vorgänge, die im Einzelnen noch nicht erkannt sind, zur Wirbelerzeugung kommt. Glücklicherweise treten diese Bedingungen nur selten ein und eigentlich nur in den Mississippistaaten so häufig, dass der durch sie verursachte Schaden volkswirtschaftlich ins Gewicht fällt und zu Abwehrmassregeln (Tornadoabwehr) zwingt.

Verlauf und Stärke eines Wirbelsturms (28. November 1905 über Nordamerika)

Die tropischen Zyklonen (Taifune, Zyklonen der Bay von Bengalen, Westindian hurricanes) haben ein Sturmfeld von 2-300 km Durchmesser, entstehen in der Nähe, aber nicht am Äquator, ziehen zunächst – sich langsam in höhere Breiten verlagernd – gegen Westen, biegen dann polwärts um, verschwinden zuletzt in der Westwinddrift mittlerer Breiten oder wandeln sich hier zu temperaturasymmetrischen Tiefdrucksystemen um. Während Tornados fast nur über dem festen Land vorkommen, lösen sich tropische Zyklonen rasch auf, sobald sie auf festes Land übertreten. Charakteristisch für viele tropische Zyklonen ist ein sturmfrees Gebiet im Zentrum (Auge des Sturmes), wo die Auflösung der Wolken auf absteigende Bewegung hinweist, während im Sturmgebiet selbst infolge der im Allgemeinen aufsteigenden Luftbewegung sehr starke Regengüsse niedergehen, die im gebirgigen Küstengebiet oft verheerende Überschwemmungen verursachen. Noch viel gefürchteter sind aber die vom Sturm gegen flache Küsten gestauten Sturmfluten, die oft weite Landstrecken unter Wasser setzen und Tausende von Menschenleben vernichten.



Ausschnitt aus dem Gespräch des »Völkischen Beobachters« mit Mussolini am 17. Januar 1937

947. Sitzung
am 6. Januar 1937
im Hause
des Vortragenden Oncken

Anwesend die Herren Diels,
Drews, v. Ficker, Fischer,
Groener, Lietzmann, Penck,
Petersen, Pinder, Popitz,
Schlitter, Wilcken

Der Vortragende sprach über die Gegensätze, die in der Aussenpolitik der neueren Jahrhunderte zwischen der machtpolitisch orientierten Staatsräson und den immer wieder auftauchenden Tendenzen einer Prinzipienpolitik bemerkbar sind.

Die europäische Staatengesellschaft stellt seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts ein Nebeneinander von politischen Gestaltungen dar, von denen eine jede dem gleichen Gesetz des Daseins unterworfen ist: ihre Macht zu behaupten und auszudehnen, bis sie auf eine Macht stösst, die ihr die Grenze setzt. In ihren Beziehungen herrscht die Staatsräson, sie bestimmt die Lehre von den Interessen der Staaten, die Bündnisgruppierungen. Sie gipfelt gleichsam in dem Primat der Aussenpolitik über die innere Politik. Aber diese anscheinend unveränderliche, naturgesetzliche Ordnung wird immer wieder dadurch unterbrochen, dass Lebensgewalten ganz anderen Charakters und Ursprungs aufsteigen, die im Innern der Völker wurzeln und auf ihr aussenpolitisches Handeln übergreifen.

Das ist zu drei Malen in der neueren Geschichte geschehen:

1. Im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation, der sogenannten Glaubenskriege,
2. im Zeitalter der französischen Revolution und napoleonischen Hegemonie und
3. in der Gegenwart: seit der Begründung des Sowjetstaates.

Die Alleinherrschaft der Staatsräson ist zuerst durchbrochen worden durch die von der lutherischen Reformation ausgelösten religiös-kirchlichen Kämpfe. Der Ausgang ist auf dem Boden des Reiches die Begründung des Schmalkaldischen Bundes (1531), in dem sich die Protestanten, Fürsten und Städte, Norddeutsche und Süddeutsche zusammenfinden. Bald greifen die Anschlüsse an die Glaubensverwandten in Europa weiter. In der Neugruppierung findet man auf der einen Seite die deutschen Protestanten, Dänemark, Schweden, Holland, die französischen Hugenotten, England, Schottland, auf der anderen den Kaiser, die deutschen Katholiken, das katholische Frankreich, Spanien, Polen. Um 1580 heisst es: es gibt keine Franzosen, Deutsche, Spanier, Engländer mehr, sondern nur noch Katholiken und Reformierte. Diese

Aus der Antrittsrede von Hermann Oncken vor der Preussischen Akademie der Wissenschaften:

Meine Überzeugung ist, und ich glaube sie auch in meinem Lehramt immer wieder erprobt zu haben, dass die erziehliche Wirkung der Historie dann am stärksten ist, wenn sie nicht darauf ausgeht, diese Wirkung bewusst üben zu wollen. Sie erfüllt auch ihren Dienst an der Nation, von der sie niemals abzulösen ist, am getreuesten, wenn sie ihre innere Unabhängigkeit behauptet und sich im Sinne Rankes bescheidet, den universalen und objektiven Erkenntniswillen über alles zu stellen.

Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften.
Öffentliche Sitzung am 29. Juni 1933

neuen Gegensätze sind viel unversöhnlicher als die alten, auf die Massen übergreifend. Die Kämpfe gewinnen den Charakter von Kreuzzügen. Von diesen Gewalten wird die Aussenpolitik im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts und im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts bestimmt. Nun drängt sich die Frage auf: vermag der Kirchenglaube, als etwas Überirdisch-Transzendentes, denn das alte Lebensgesetz der irdischen Staatsräson ausser Kraft zu setzen? In der Regel suchen beide sich in eins zu setzen und dadurch zu steigern (Philipp v. Spanien, Elisabeth, Cromwell, Gustav Adolf). Überall Glaubensideale mit realem Machtwillen verschmolzen – das gibt diesen Gestalten den heroischen Zug. Der Prinzipienkampf wirkt also nicht absolut, nicht abstrakt, sondern er kombiniert sich mit der Wirklichkeit der Macht. Das gelingt nicht immer, nicht in dem Frankreich der Hugenottenkriege, nicht in dem Deutschen Reich, das seit dem Augsburger Religionsfrieden geradezu aussenpolitisch gelähmt ist. Der Dreissigjährige Krieg ist der Höhepunkt dieser Entwicklung, aber zugleich der Wendepunkt: in dem Bündnis, das das katholische Frankreich im Jahre 1635 mit dem protestantischen Schweden gegen das Haus Habsburg schliesst.

Von nun an hört das Glaubensmotiv wieder auf, die Dominante in der europäischen Aussenpolitik zu spielen. Das Jahrzehnt Cromwells ist nur Nachklang und Episode. Das Zeitalter Ludwigs XIV. und dann das Zeitalter Friedrichs des Grossen stehen wieder unter dem Gesetz der Staatsräson; weder Rücksichten auf den kirchlichen Glauben noch auf die Staatsform, noch irgendeine politische Ideologie kommen dagegen auf; das absolutistische Frankreich trägt kein Bedenken, die amerikanische Rebellion zu unterstützen.

In der französischen Revolution tritt eine neue Spaltung der Staaten ein. Nicht ein religiöser Glaube, sondern eine philosophische Überzeugung, der Glaube an die Vernunft und den vernunftgemäss besten Staat wird das innere Staatsgefüge Frankreichs erfassen, um von da aus auf die äusseren Beziehungen überzugreifen: sie versucht eine neue Heilslehre in der Menschheit zur Herrschaft zu bringen. Der Kampftruf – Krieg den Palästen, Friede den Hütten –, revolutioniert die europäische Aussenpolitik. Mit dem Beginn der Revolutionskriege (1792) greifen die Gegensätze der Mächte auf das Innere der Volksgemeinschaften über, Frankreich umgibt sich mit einem Kranz von Staatsbildungen. So treten sich zwei Welten einander gegenüber, durch einen tiefen weltanschaulichen Gegensatz, wie gut und böse, voneinander getrennt. Aber die alten machtpolitischen Gegensätze sind in dem Wett-

kampf der Prinzipien nicht untergegangen, sondern kommen erneut zur Entfaltung, wie etwa in dem englisch-französischen Weltgegensatz. Der Abschluss der Periode ist die Restauration der alten Mächte und die Heilige Allianz; ein schwacher Nachklang der revolutionären Periode die Rivalität der konservativen Ostmächte und der liberalen Westmächte in den 30er und 40er Jahren. Im Ganzen darf man sagen, dass in dem Jahrhundert vom Wiener Kongress bis zum Weltkrieg die Herrschaft der alten Staatsräson wieder unbestritten ist; Bismarck ist ihr unbedingter Repräsentant. Im Weltkrieg hat man erst *nach* der russischen Revolution versucht, dem Kampf gegen das Deutsche Reich den Charakter eines Prinzipienkampfes zur Rettung der Demokratie zu geben.

Seit dem Siege des Bolschewismus in Russland schlägt das weltgeschichtliche Pendel wieder nach der anderen Seite aus. Eine Macht hat sich erhoben, die das Innere und das Äussere der Völker weit tiefer umwälzt als die Ideen von 1789 und gleichfalls ihre Staatspraxis zum Weltprinzip erheben möchte. Sie repräsentiert aber nicht allein die kommunistischen Prinzipien in abstrakter Weise, sondern zugleich die alten russischen Macht Tendenzen in Europa und Asien: sie ist zugleich Totengräber und Erbe des Zarismus. Der Nationalsozialismus hat nunmehr die prinzipielle Abwehr des Bolschewismus in den Mittelpunkt seiner Aussenpolitik gerückt: darauf ruht seine Verbindung mit Italien, die Anknüpfung an Japan. So scheint es, als ob wiederum ein unversöhnlicher Gegensatz die Welt spalten wollte. Aber wir stehen erst im ersten Akt, nur die Extreme sind auseinandergetreten; einstweilen ist nicht von Zweiteilung, sondern von Dreiteilung die Rede. Denn eine starke Staatengruppe steht in der Mitte: England, Frankreich, Amerika; sie lehnt die Spaltung Nationalsozialismus-Bolschewismus ab, möchte eher den Gegensatz Demokratie-Diktatur an die Stelle setzen; diese Gruppe versucht wirtschaftspolitisch und politisch sich enger zusammenzuschliessen. Vor allem die englische Politik lehnt es ab, die Front gegen Bolschewismus oder Faschismus grundsätzlich zu nehmen; sie hütet sich vor allem, wegen ihrer asiatischen Interessen die Offensive des Bolschewismus auf sich zu lenken. Die Demokratien stellen auch heute eine moralische Macht dar. Bemerkenswert ist, dass nach den Angriffen des Führers gegen das Prinzip der Demokratie neuerdings auch Mussolini sich grundsätzlich sehr scharf ausgesprochen hat. (Iteraricus im VB. 17./18. Januar: – Die Demokratien haben abgewirtschaftet, sie sind heute bewusst oder unbewusst nur mehr Infektionsherde, Bazillenträger und Handlanger des Bolschewismus. –)

Als Direktor des – Kaiser-Wilhelm-Institutes für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik – hatte Eugen Fischer als ein Hauptgebiet die Rassenkunde zu pflegen. Er erzählte einmal: er habe bei der Gründung seines Institutes mit Absicht den Ausdruck – Rassenkunde – vermieden, um keine Verwechslung mit den Menschen, welche in der Rassenlehre dilettierten und sie für ausserwissenschaftliche und politische Zwecke missbrauchten, zukommen zu lassen. Hatte er zurzeit der Republik ungestört seinen Studien obliegen und nach eigenem Ermessen das Institut, dem er vorstand, leiten können, so brachte ihn die Machtübernahme Hitlers in arge Verlegenheit, denn das Gebiet, das er vertrat, war einer ständigen Beobachtung durch die Staatsleiter ausgesetzt, denen es darauf ankam, ihre eigene Auffassung als ein von der Wissenschaft bestätigtes Axiom anerkannt zu sehen. Bei dem Konflikt, in den er geriet, suchte er anfangs seinen und den Standpunkt strenger Wissenschaftlichkeit zu wahren. Später hat er sich aber bereits völlig der nationalsozialistischen Ideologie angepasst...

Werner Weisbach, Geist und Gewalt

Zum Schluss streifte der Vortragende das Ringen der Mächtegruppen auf dem Schauplatz des spanischen Bürgerkrieges, zumal seit der französischen Warnung vom 20. Dezember, und die seitdem eingetretene Spannung. Sie hat inzwischen ihren Höhepunkt erreicht, vielleicht auch überschritten; aber sie wird in anderer Gestalt nach menschlichem Ermessen wiederkehren.

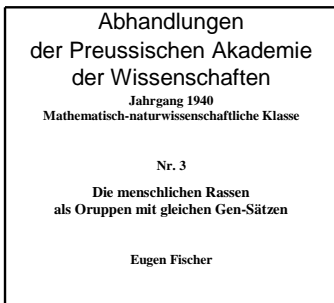
948. Sitzung
am 20. Januar 1937
im Hause
des Vortragenden Fischer

Anwesend die Herren Diels,
Drews, v. Ficker, Groener,
Lietzmann, Oncken, Penck,
Petersen, Pinder, Popitz,
Schlitter, Wilcken

Der Vortragende spricht über – Ursachen und Vorgang der Rassenbildung in der Menschheit – .

Der Rassenbegriff wurde früher rein deskriptiv gefasst, heute muss er biologisch, d.h. als Erbbegriff verstanden werden. Unter den Erbeigenschaften des Menschen sind solche, die alle Menschen haben (normale anatomische und physiologische Eigenschaften), dann krankhafte, die nur einzelne Erblinien besitzen und endlich normale, die ebenfalls nicht alle besitzen. Und zwar sind solche entweder einzelne bei *allen* menschlichen Gruppen (z.B. Rothaarigkeit) oder gruppenweise, also *nur bei* bestimmten Gruppen. Diese werden dadurch und nur dadurch zu Rassen zusammengefasst. – Diese erblichen Eigenschaften müssen durch Erbänderung, sogenannte Mutation der Gene, entstanden sein, deren Ursachen wir nicht kennen. Aber wir wissen, dass es leichtmutable und schwermutable Erbanlagen (Gene) gibt. Wir sehen bei keinen Wildtieren aus solchen Mutationen Rassen in der Art der menschlichen entstehen, wohl aber bei *allen* Haustieren. Das liegt an der Ausmerzung der meisten Mutationen in der freien Natur und ihrer Zucht in der Domestikation. – Der Redner fasst den Menschen von da an, wo er Feuer und soziale Einrichtungen hat, auf als biologisch den domestizierten Tieren gleich. So erklärt sich die völlige Gleichheit der Rasseeigenschaften des Menschen und der Haustiere (Haar- und Augenfarben, Haarformen, Körpergrößen, Fettsteiss usw.).

Daraus folgt, dass die gleiche Rasseeigenschaft *mehrfach* in der Menschheit entstanden ist, z.B. Kraushaar, Zwergwuchs, Hakennase. – Schärfste Auslesen in den Zeiten der ungeheuren Klimaschwankungen der Eis- und Nacheiszeit haben dann die durch Wanderung isolierten Mutationsgruppen gefestigt und zu Rassen werden



lassen. Insbesondere sind dabei auch die ebenfalls durch Mutation verschiedenen geistigen Eigenschaften ausgelesen worden, und damit ist verschiedene geistige Leistungsfähigkeit entstanden. – Von ihr aber – und damit letzten Endes von der Rassenbildung – hängt dann die kulturelle Leistungsfähigkeit der Völker ab und damit deren Schicksal.

952. Sitzung
 am 28. April 1937
 im Hause
 des Vortragenden Diels

Anwesend die Herren Drews,
 v. Ficker, Groener, Harms,
 Lietzmann, Oncken, Petersen,
 Pinder, Popitz, Schlitter,
 Stroux, Wilcken

Der Vortragende sprach über Grundprinzipien der Gestaltung der Blüten und erläuterte seine Ausführungen an lebenden Beispielen.

Die Blumenblätter sind, wie schon Goethe anschaulich gezeigt hat, den grünen Laubblättern homolog, zeigen sich ihnen gegenüber aber mannigfach umgebildet. Diese Umbildung ergibt auf der einen Seite eine abgestuft fortschreitende Individualisierung der Blumenblätter. Bei Helleborus sind sie alle gleich gestaltet und grün gefärbt, bei der Küchenschelle violett. In der Blüte der Tulpe sondert sich ein äusserer Kreis heller gefärbter Blattgebilde von einem inneren, der gesättigt hochrot ist. Sehr häufig, schon bei Trillium, hat der äussere Kreis grüne Blätter, der innere farbige. Sodann greift die Differenzierung weiter und erstreckt sich auf die Glieder ein und desselben Kreises. Beim Garten-Stiefmütterchen kann das obere Blatt rein weiss, die seitlichen violett gefleckt sein, während das untere ein breites violettes Band zeigt. Solche Individualisierung der Teile erreicht den Gipfel bei den Orchideen, z.B. Frauenschuh, bei denen in derselben Blüte zugleich vier verschiedene Muster der Gestalt und der Zeichnung nebeneinander liegen.

Im Gegensatz zu dieser Entwicklung scheinen in anderen Pflanzengruppen die Blüten zusammengedrängt zu einem Consortium und werden dabei ihrer Individualität entkleidet. Oft gehen die Blumenblätter ganz verloren, wie bei den Kätzchenträgern, den Gräsern oder den Araceen. Zugleich aber gewinnt nun das Consortium Rolle und Ausstattung der Einzelblüte. Bei Anthurium stützt ein hochrotes Hochblatt die Ähre. Bei vielen Compositen werden die inneren Blüten verschieden von den äusseren. Wie auf einem höheren Niveau wiederholt sich am Consortium die Gestaltung der Einzelblüte. Ja, es kommt



Tulpe (*Tulipa silvestris*)



Aronstabgewächs (Araceae)



Orchidee (Orchidaceae)

vor, dass solche Consortien sich abermals anhäufen zu einer neuen Einheit zweiten Grades; Compositen und Wolfsmilch-Arten geben Beispiele dafür.

Wie es zu diesen verschiedenen Wegen der Blütenbildung gekommen ist, bleibt wissenschaftlich noch rätselhaft. Aber es ist fesselnd, zu vergleichen, wie sie sich im Lebenskämpfe bewährt haben. Da sehen wir, dass die vollendetsten – Individualisten – im Bereich der Blüten, die Orchideen, eine der artenreichsten, mannigfaltigsten und am weitesten verbreiteten Gruppen der Blütenpflanzen darstellen. Aber die extremsten – Sozialisten –, die Compositen, kommen ihnen mindestens gleich an Kraft der Formbildung und an Expansionskraft. Und für uns, als biologische Wesen, ist es tröstlich zu sehen, dass auf den zwei entgegengesetzten Wegen des Individualismus und des Sozialismus in der Welt der Blüten gleichwertige Höhepunkte erreicht werden.



Wilhelm Pinder

1878-1947. Kunsthistoriker.
Seit 1936 Ordinarius in Berlin.
Zahlreiche Arbeiten zur Erforschung der mittelalterlichen Plastik und zur Geschichte der deutschen Kunst. (Vom Wesen und Werden deutscher Formen 1935/1941).
Mitglied der Preussischen Akademie.
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft 1936-1944.

953. Sitzung

am 12. Mai 1937
im Hause
des Vortragenden Pinder

Anwesend die Herren
Diels,
Drews, Fischer, Groener,
Harms, Oncken, Penck,
Petersen, Stroux, Wilcken

Der Vortragende behandelte die Frage nach dem Zusammenhänge zwischen – Macht und Kultur – (den zu leugnen ein Wort Dehios als – seichten Wahn – bezeichnet) für Deutschland in einer vergleichenden Betrachtung der allgemeinen und der Kunst-Geschichte. Der Sinn der Frage war zuerst zu klären. – Macht – ist nicht nur die nach aussen kraftvolle des Staates. Auch Macht nach innen bei nach aussen schwachem Staate kann künstlerische Entfaltung bestimmen (Siehe deutscher Barock!). Es ist wichtig ferner, *wer* die Macht hat – vom Fürstenturne bis zum Proletariat. – Der zeitliche Zusammenhang kann starke Verschiebungen zeigen, ohne dadurch widerlegt zu sein: Macht kann Kunsthöhe erzeugen und von ihr überdauert werden (Spanien im 17. Jahrhundert!). Aber Kulturhöhe kann selber Macht erzeugen und von dieser überdauert werden (ein vielleicht sehr deutscher Fall, bei uns jedenfalls bezeugt durch die Entwicklung Klopstock-Lessing-Goethe-Romantik-Freiheitskriege-Bismarcksches Reich). Der Zeitunterschied hebt den Zusammenhang noch nicht auf. – Doch ist streng darauf zu achten, dass – Macht – nur *eine* der grossen Möglichkeiten ist, von Nicht-Kunst auf Kunst zu wirken. *Wirtschaftliche* Kräfte sind selbstverständlich eine Macht für sich, und nicht grundsätzlich der Staatsmacht gleichzusetzen.

Die *Kirche* ist eine solche Macht, bei uns besonders mit dem Staate oft im Kampfe (besonders salische und staufische Zeit, Reformation usw.). – Die *nationalen Charaktere* verhalten sich verschieden, Abendländer anders als Chinesen, Italiener und Deutsche anders als westliche, früher geeinte Völker. Besonders in Deutschland, bei so langen Strecken äusserer Machtlosigkeit, sitzt die Kraft, *erkennbar*, an sehr anderen als den regierenden Stellen: der – Geist – rettet, wo der Staat versagt. – Vor allem aber: *Stil* hängt von Glauben ab. Gefühlsgemeinschaft, Glaubensgemeinschaft allein verbürgen gemeinsam Stil unabhängig vom Genie. Endlich: Kunstentfaltung besitzt eine unumkehrbare Richtung, nicht – Fortschritt –, aber dauernde Verlagerung der Krafftelder: vom Architektonischen zum Malerischen, zuletzt (seit 1800) unter Verlust des Architektonischen. Die behandelte Frage ist *nur eine von vielen*, der Gesamtvortrag höchst verwickelt. – Die eigentliche Geschichtsbetrachtung in äusserster Abkürzung ergab: 1. Karolingisch: Starker Staat, unter Vorherrschaft des Steinbaues aber auch starke, – diktierte – Kunst. Sie ist im Grundlegenden gänzlich neu, namentlich durch Schaffung der – Raumstrophe – . – 2. Der folgende Staatszerfall äussert sich *ursächlich* als Kunstzerfall. Der Machtanstieg Austriens ergibt die unbestrittenste Zeit künstlerischer Überlegenheit Deutschlands: Ottonische Kunst auf allen Gebieten die erste Europas. – 3. Die salische Zeit zeigt die Macht im *Kampfe*, also lebendig. Kampf befeuert die Kunst: Speyer, Hirsau. Die darstellenden Künste gewinnen grossartige Strenge und Archaik. – 4. Im Staufischen verschärft sich der Kampf. Aber immer stärkt er noch die Kunst. Friedrich I., namentlich aber Heinrich der Löwe als Kunstförderer. Die Ko/Æskraft, mächtiger als der Staat, vollbringt in der Eroberung des Ostens die grösste Gesamtleistung. Die gleiche Kraft ist erkennbar im Aufstieg der deutschen Kunst zur klassischen Höhe: grösste Plastik unserer Gesamt-Geschichte! (Der Vortragende wendet sich besonders gegen Hallers völliges Versagen gegenüber unserer Kunstgeschichte.) Die Baukunst bleibt selbständig gegenüber Frankreich. Macht in verschiedenen Formen – äussert sich *auch* als hohe Kunst. – 5. Interregnum: der Verlust an Nationalbewusstsein im Verfall der Macht ermöglicht den Einbruch der französischen Kunst: Kölner Dom und sein Gründer Konrad v. Hochstaden, der Hauptwähler Richards von Cornwall! Der Untergang der staufischen Kunst folgt nur wenige Jahrzehnte dem der staufischen Macht. Aufstieg der Städte (Münster statt Domen!) beginnt malerisches Sehen an Stelle des plastischen zu setzen. Begründung der *bürgerlichen Kunst*! – 6. Im 14. Jahrhundert: Wert-

953. Sitzung am 12. Mai 1917 im
Hause Pinder. – Anwesen die Herren Dieck,
Düben, Finken, Grosse, Harms, Ossen, Seltsam,
Ponow, Wietzen, Ströme und die Vortragende.
Der Vortr. behandelte die Frage
nach dem Zusammenhang zwischen Macht
u. Kultur (den er letzteres im weitesten Sinne
als „sicheres Wahr“ bezeichnet) für das
Deutschland in einer allgemeinen Betrachtung
der allgemeinen und der Kultur = Geschichte.
Der Kern der Frage war nicht zu klären.
„Macht“ ist nicht nur die mit einem
Kampfe der Mächte, wie Macht und ihre
bei sich mit einem anderen Mächte dem
Kulturlebens helfend beizutragen (s. Pinder
Gamm.). 4. ist nicht genug, was die Macht
Rede vom Falschen bis zum Irrthümlichen – Die
wirkliche Zusammenhangsfrage steht
darin, wie diese Mächte in sich: Macht
dem Kulturelle Mächte sind in der Welt
dieser Welt (Speyer: 17. Jhd.). Wie kulturelle
Kultur dem Mächte Mächte sind
von sich überlassen waren (es werden
nur solche Fälle, bei der gesamt-

Verlagerung!?) der deutschen Kunst nach Osten, Österreich und Ordensland, Küstenland. Prager Kunst: Hofkunst. – 7. Im 15. Jahrhundert – Macht – immer unabhängiger vom Reiche. Städte-Kunst. Graphik, Schnitzaltar, Malerei in ununterbrochenem Aufstieg bis zur Geniezeit unter Maximilian. – 8. Im Reformationszeitalter beginnt der Zusammenbruch der Macht *und* der Kunst bis zum 30jährigen Kriege. – 9. Der Aufstieg um 1600 getragen von den gegenreformatorischen Mächten. Zerstörung durch den Krieg. – 10. – Reichsstil – im Zeitalter des Prinzen Eugen, – preussischer – unter den Hohenzollern. – 11. Im 19. Jahrhundert tritt die Eigenlogik der Kunstgeschichte besonders *unabhängig* von der Macht hervor: Verlust der Architektur bei Blüte der Malerei (Bilder ohne eigenen Rahmen). – 12. Heutige Lage zwingt zu Neubeginn von der Baukunst aus (vgl. Karolingerzeit). Die Aufgabe ist: aus europäischer Spätzeit deutsche Frühzeit zu gestalten.

Die Geschichte erlaubt die Hoffnung! Die Kunst hängt in Deutschland *weniger* als anderswo von äusserer Macht ab. Bei starker Macht aber wird sie, wie manchmal auch früher, später einmal mit dieser auch wieder Zusammen treffen können.

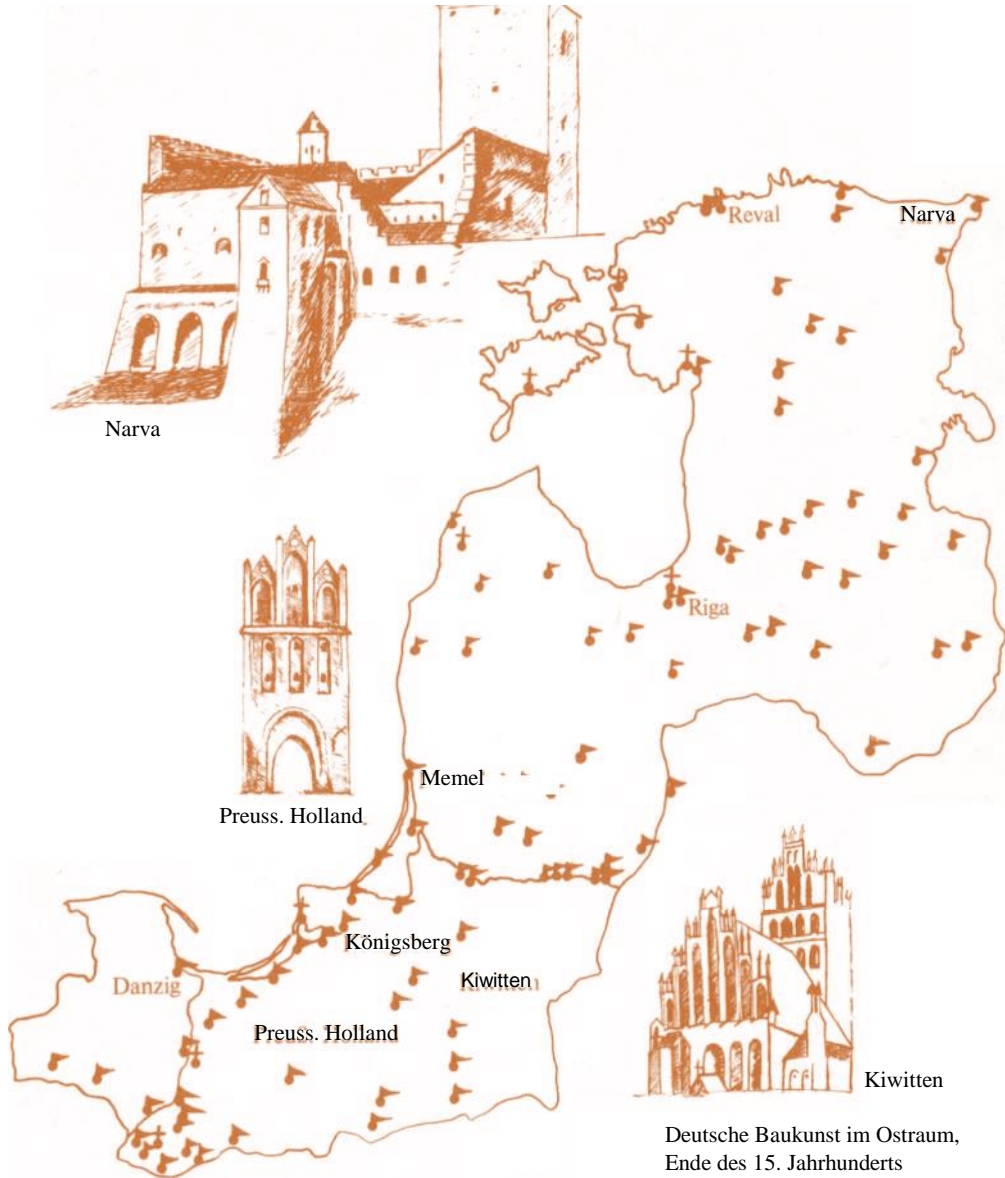
Haus Sauerbruch
in Berlin-Wannsee



956. Sitzung
am 23. Juni 1937
im Hause
des Vortragenden Sauerbruch

Anwesend die Herren Drews,
v. Ficker, Fischer, Harms,
Oncken, Penck, Pinder, Popütz,
Schlitter, Stroux

Der Vortragende sprach über den Krankheitsbegriff im Wandel der Zeiten.



Oktober 1937

Juni 1938

957. bis 972. Sitzung

Zeittafel 1937/1938

- 5. November Hitler teilt im engsten Kreise seine Absicht mit, zunächst – Österreich und die Tschechoslowakei niederzuwerfen – und sodann – die Lebensraumfrage im Osten zu lösen – (– Hossbach-Protokoll –).
- 4. Februar Fritsch, Oberbefehlshaber des Heeres, wird entlassen, mit ihm eine Reihe von Generälen. Ersetzung des Kriegsministers Blomberg durch ein Oberkommando der Wehrmacht, das Hitler unmittelbar untersteht.
- 5. Februar Aussenminister Neurath wird durch Ribbentrop ersetzt.
- 12.-13. März Einmarsch in Österreich, Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich.
- 10. April Wahl zum Grossdeutschen Reichstag (– Ostmark – 99,7%, – Altreich – 99,02%).
- 30. Mai Hitler in einer Weisung an die Wehrmacht: – Es ist mein unabänderlicher Entschluss, die Tschechoslowakei in absehbarer Zeit zu zerschlagen. – Generalstabschef Beck widersetzt sich vergeblich diesem Plan und tritt am 18. August zurück. Sein Nachfolger Halder bereitet im Kontakt mit der Oppositionsgruppe im Auswärtigen Amt einen Staatsstreich vor.
- 29.-30. September Münchner Abkommen zwischen Hitler, Mussolini, Chamberlain und Daladier (Abtretung des Sudetenlandes).

957. Sitzung
am 20. Oktober 1937
im Hause
des Vortragenden Lietzmann

Anwesend die Herren Diels,
Drews, Groener, Oncken,
Penck, Pinder, Popitz, Stroux,
Wilcken

Der Vortragende sprach über die Anfänge des Problems Staat und Kirche.

Solange der Staat der alten Kirche feindlich gegenüberstand, gab es kein Problem: die Kirche wurde als verbotene Organisation verfolgt. Als aber Konstantin beschloss, die Kirchen anzuerkennen, und ihnen Körperschaftsrechte zubilligte, erhoben sich sofort Fragen, die den Staat zur Stellungnahme zwangen. Der Donatistenstreit in Afrika hatte die dortige Kirche in zwei annähernd gleich starke Parteien zerspalten. Der Staat musste eine Entscheidung treffen, welche von beiden berechtigt sein sollte, die durch das Toleranzedikt freigegebenen Kirchengüter in Empfang zu nehmen. Konstantin hielt sich mit Sorgfalt von jeder eigenen Entscheidung zurück und leistete nur Hilfe zum Zweck einer kirchlichen Erledigung der Frage. Er veranlasste die Synoden zu Rom und zu Arles, und erst als es diesen nicht gelang, ihre Autorität bei den Donatisten zur Anerkennung zu bringen, zitierte er die streitenden Parteien auf Wunsch der Donatisten und unter Äusserungen seines höchsten Unwillens über

Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften

öffentliche Sitzung zur Feier
des Jahrestages König Friedrichs II.
am 27. Januar 1938

Heymann: Ansprache. (S. XXI) — Personal-
veränderungen. (S. XXII)
H. Hartmann: Bericht über die Kant-Ansprache.
(S. XXXI)
Lietzmann: Die Anfänge des Problems Kirche
und Staat. (S. XXXVff.)
Heymann: Schlusswort. (S. XLVII)
Jahresberichte über die akademischen Unternehmungen und Jahresberichte der Sitzungen. (S. XLVIII)



Haus Lietzmann,
Berlin-Wilmersdorf,
Berliner Strasse 65

die ihm aufgezwungene Rolle vor das Kaisergericht. Hier entschied er zu Gunsten der Katholiken, erliess dann auch Anordnungen zur gewaltsamen Durchführung seines Spruches, musste aber bald merken, dass auf diesem Wege ein gefährlicher Aufstand der afrikanischen Bevölkerung entzündet wurde. Da sistierte er die Gewaltmassnahmen und duldete den Zwiespalt.

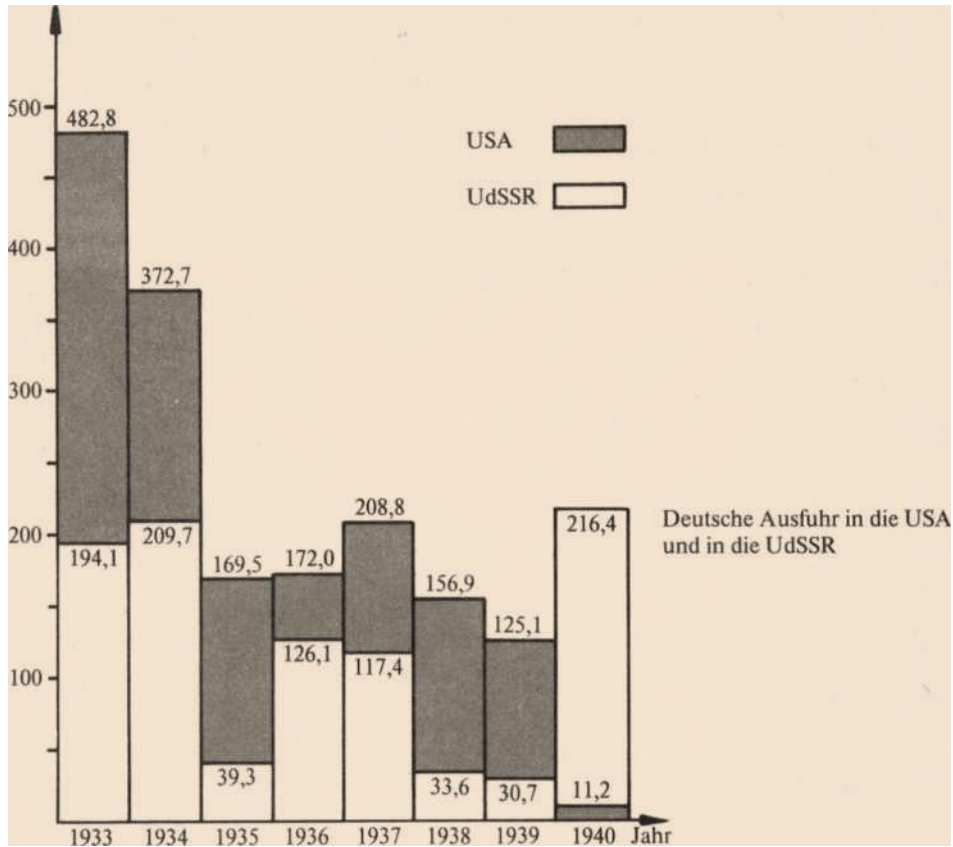
Als Konstantin die Herrschaft auch im Osten gewann, stand die dortige Kirche in einem noch weiter greifenden Streit, der durch theologische Kämpfe für und wider die Lehren des alexandrinischen Presbyters Arius ausgebrochen war und in den sich auch machtpolitisch bedingte Gegensätze zwischen hohen Kirchenhäuptern vermischten. Nachdem ein Vermittlungsversuch seines Vertrauensmannes Hosius von Cordoba nicht zum Ziele geführt hatte, berief er ein Reichskonzil nach Nizaea: dadurch schuf er der Kirche eine oberste Instanz, die sie aus eigener Kraft nicht hätte bilden können. Durch die Kunst seiner Menschenbehandlung gelang es ihm, die Synode auf eine theologische Formel zu einigen, die von allen durch Unterschrift anerkannt wurde und den – Arianismus – aus der Kirche verbannte, die aber wissenschaftlich nicht vorbereitet war und den Theologen mehr als bedenklich erscheinen musste. Konstantin wagte also hier unter Einsatz seiner persönlichen Autorität einen Eingriff in die theologische Lehrentfaltung – und er hat für den Augenblick einen Scheinfrieden erzielt, in Wirklichkeit aber neue Kämpfe für zwei Menschenalter über die Kirche heraufbeschworen. Jetzt zum ersten Mal traf der Staat auch mit weltlichen Strafen (Verbannung) die von der Kirche zensurierten Kleriker und brachte damit ein Element in den Kampf hinein, das verschärfend und verbitternd wirkte und überdies nun die kirchlichen Gegner dazu verführte, einander durch politische Intrigen niederzuringen. So hat das Verhältnis von Kirche und Staat schon unter Konstantin die entscheidenden Charakteristika angenommen, die es bis heute erhalten hat.

959. Sitzung
am 24. November 1937
im Hause
des Vortragenden Schlitter

Anwesend die Herren Diels,
Drews, Groener, Harms,
Lietzmann, Oncken, Penck,
Petersen, Pinder, Popitz,
Sauerbruch, Spranger

Vortragender sprach über – Vierjahresplan und Aussenhandel – . Er erinnerte daran, dass Ziel des Planes Steigerung der deutschen Rohstoffherzeugung ist auf allen Ge-

Mill RM



bieten, auf denen sie nur unter Einsatz unserer Arbeitskraft und der Erfindungsgabe unserer Techniker und Chemiker erreichbar ist, weil Auslandsmärkte nicht in einem Masse uns offenstehen, um durch Exportsteigerung allein die erforderlichen Nahrungsmittel und Rohstoffe käuflich zu erwerben. Kapitalanlagen im Auslande, die dies anderen Ländern gestatten, sind uns durch Versailles zum allergrössten Teil verlorengegangen. Die Absperrung der Nationalwirtschaften gegeneinander durch Überspitzung des Protektionismus und die Auswirkung der internationalen Währungszerrüttung machen *normalen* Kapitalaustausch und *normale* Kreditbeziehungen unmöglich.

Die *deutsche Ausfuhr nach USA* z.B. ging zurück von 991 Millionen in 1929 auf 172 Millionen in 1936. In diesem Ausmasse ist Amerika als unser Kunde ausgefallen,

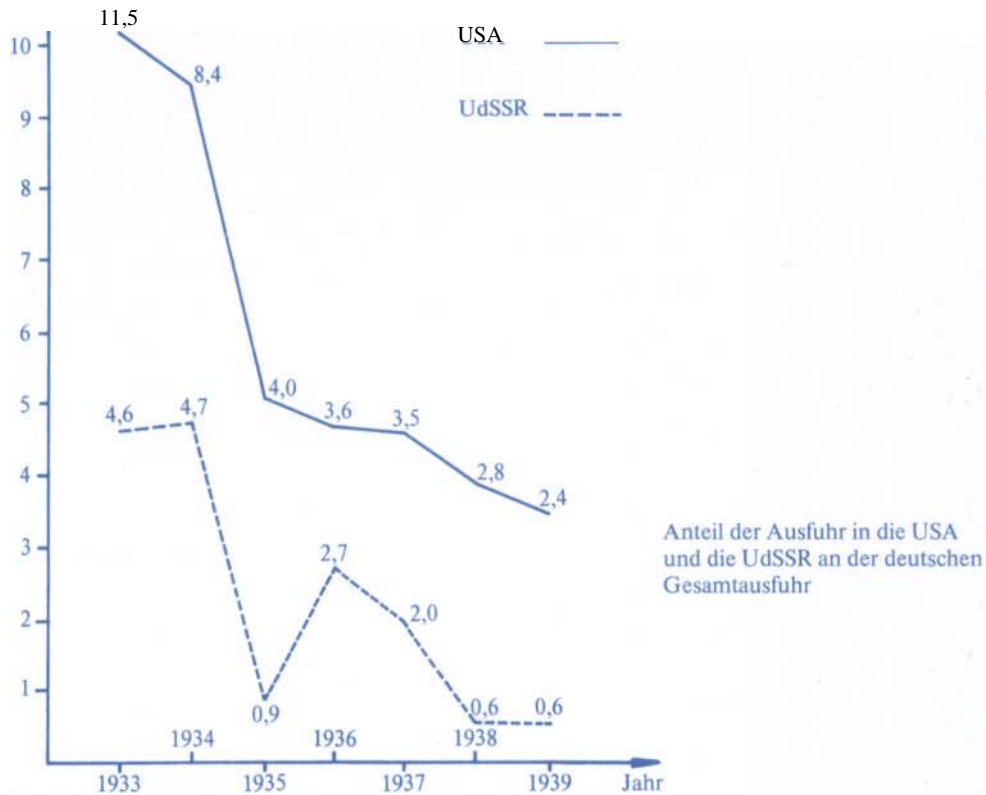
wodurch wir gezwungen wurden, Baumwolle anderswo zu kaufen und Zellwolle zu verwenden. Rückgang der Einfuhr amerikanischer Baumwolle von 340'000 t in 1929 auf 115'000 t in 1936.

Unsere Handelsbeziehungen zu USA sind ganz besonders typisch für die Problematik, vor der wir in unserem Aussenhandel stehen als rohstoffbedürftiges Land, das noch immer eine Auslandsschuld von etwa 10 Milliarden RM zu tragen hat. Auch ein Land wie Frankreich hat sich in sehr erheblichem Umfange von der Weltwirtschaft isoliert, indem es bis zur höchsten Blüte das System der Einfuhrbeschränkung durch Kontingente entwickelte. Russland nimmt eine Sonderstellung ein. In den Jahren 1926-32 exportierten wir insgesamt ca. 5 Milliarden Mark dorthin und erhielten dagegen ausser Rohstoffen, wie Manganerz, Flachs, Holz, Mineralöl etc. ca. 1 Milliarde Mark Gold. Die Ausfuhr nach Russland ging zurück von 760 Millionen Mark in 1931 auf 40 Millionen Mark in 1935, und die Goldeinfuhr aus Russland, die in 1931-34 mehr als 200 Millionen Mark pro Jahr betragen hatte, betrug 1935 nur noch ca. 16 Millionen Mark.

Auch England ist zu einer ganzen Reihe von Massnahmen übergegangen, die einer Absperrung gegen die übrige Welt gleichkommen (Ottawa-Verträge mit Empire-Präferenzen, ferner der grundsätzliche Übergang vom Freihandel zum Schutzzoll und auch die Abwertung des £). Trotzdem hat die englische Handelsbilanz sich verschlechtert; Einfuhrüberschuss in den ersten 8 Monaten des Jahres: 260 Millionen £ gegenüber 210 £ im Vorjahr. Solche Verschlechterung seiner Handelsbilanz ist für England nur tragbar durch die gewaltigen Einnahmen aus seinen ausländischen Kapitalanlagen und aus den britischen Dienstleistungen (Schiffahrt, Versicherungen etc.). Die Einnahmen aus letzteren betrugen 1929 fast 500 Millionen £ und waren im vergangenen Jahre auf 328 Millionen £ zurückgegangen. Im laufenden Jahr dürfte dieses Minus der Handelsbilanz noch grösser werden. Zurzeit zehrt England an seinem ausländischen Kapitalstock, alles Gründe, aus denen man auch in England zu der Forderung gekommen ist, dass *unbedingt* eine Exportsteigerung betrieben werden müsse.

Wir haben à conto des unbefriedigenden Ernteausfalls 1936 in diesem Jahr besonders erfahren müssen, in welchem Umfang wir unter Umständen zu gesteigerter Lebensmitteleinfuhr gezwungen werden. Die Einfuhr auf dem Gebiet der Ernährungswirtschaft hat betragen

Januar-Juli 1936	876 Mill. RM
Januar-Juli 1937	1.134 Mill. RM
	+ 258 Mill. RM



Auch unabhängig von einem besonders schlechten Ernteausfall eines einzelnen Jahres bleiben wir vorläufig noch mit einer umfangreichen Ernährungsspitze auf das Ausland angewiesen. Der heute erreichte Stand ist der, dass wir noch etwa 17% unseres gesamten Ernährungsbedarfs einführen müssen. Diese 17% müssen aber eben unter *allen* Umständen gedeckt werden, und dazu brauchen wir Export.

Wir brauchen aber den Export trotz der Fortschritte, die wir auf den neuen Rohstoffgebieten im Inlande bereits erzielt haben, ebenso unbedingt auch für die Deckung des gesamten Rohstoffbedarfs unserer Industrie.

Vortragender verbreitet sich über die Entwicklung der neuen Zellwolle- und Kunstseideproduktion sowie der Eisenwirtschaft.

In Eisen ist die Lage die, dass im vorigen Jahr etwa 6 Millionen t inländisches Eisenerz gefordert und

18,5 Millionen t Eisenerze aus dem Ausland bezogen wurden. Aus dem Inlandserz wurden 1,5 Millionen t Reineisen gewonnen, aus dem eingeführten Erz fast 10 Millionen t. Die Eisengewinnung aus Inlandserz deckte höchstens 15% des Gesamtbedarfs.

Bei Betrachtung der Gesamtentwicklung unseres Aussenhandels in diesem Jahre, also im ersten Jahre des Vierjahresplans, ist festzustellen, dass die Rohstoffeinfuhr in diesem Jahr stark angestiegen ist, und zwar ihrem Werte nach um rund 20%.

Unsere Ausfuhr und auch die Verkaufspreise unserer Industrieprodukte konnten so weit gesteigert werden, um einen Ausgleich für die höheren Preise der Rohstoffeinfuhr zu schaffen. Inzwischen ist die Weltmarktpreisentwicklung umgeschlagen, und seit einigen Wochen stehen die internationalen Rohstoffmärkte wieder in einem Zeichen der Abwärtsbewegung, deren Dauer und Umfang im Augenblick noch nicht zu erkennen ist.

Eins dürfte aus dem Ausgeführten deutlich hervorgehen, dass Deutschland auch im Zeichen des Vierjahresplans unter keinen Umständen in seinen Exportanstrengungen nachlassen darf, sondern jede sich bietende Chance für ein Ausfuhrgeschäft mit grösster Energie wahrnehmen muss. Nur durch Ausfuhrsteigerung kommen wir auch zu einer grösseren Bewegungsfreiheit in unserer Devisenlage, die wir brauchen, damit wir wieder freier in unserem Auslandsgeschäft disponieren können. Die erreichte Ausfuhrsteigerung hat sich bisher in einer Zunahme der Gold- und Devisenbestände leider noch nicht auswirken können. Wir müssen aber weiterkommen und auch erreichen, dass wir aus unserem Ausfuhrerlös unsere aufgezehrten Rohstofflager wieder auffüllen können, ebenso wie wir alle Anstrengungen machen müssen, um auf wichtigen Gebieten unserer Versorgung noch weit unabhängiger zu werden als wir es heute sind.

960. Sitzung
am 8. Dezember 1937
im Hause
des Vortragenden Popitz

Anwesend die Herren Diels,
Drews, Groener, Lietzmann,
Oncken, Penck, Petersen,
Pinder, Sauerbruch, Schlitter,

S

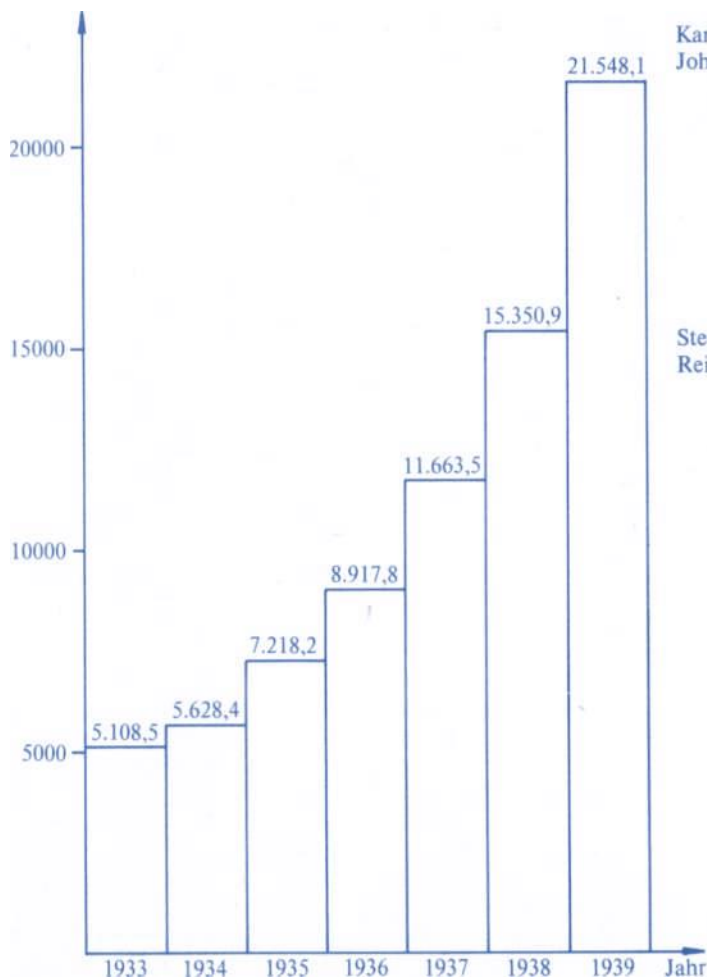
Der Vortrag von Popitz im Dezember 1937 vor der Mittwochs-Gesellschaft über die Systematik der Besteuerungsgrundsätze ist eine auch heute noch gültige Zusammenfassung.

Der Vortragende ging aus von dem Grundsatz der Wissenschaftslehre, dass eine auf Eigenständigkeit Anspruch erhebende Wissenschaft ihrer Systematisierung und ihrer Urteilsbildung Begriffe und Tatbestände zugrunde zu legen habe, die dem Objekt der Wissenschaft selbst

entnommen sind, wies auf den Streit in der Nationalökonomie über die – Wertfreiheit – hin und lehnte für die Finanzwissenschaft die Forderung der – Autonomie – ab, da diese Wissenschaft als die Lehre vom Haushalt des *Staates* und bei der Unentbehrlichkeit des Zwangsbegriffes für das Wesen der Steuer ohne Heranziehung von Begriffsmerkmalen, die nicht wirtschaftswissenschaftlicher Natur sind, blutleer und lebensfremd werden müsse. Die Richtigkeit dieser These wurde dargelegt an der Lehre von den *allgemeinen Grundsätzen der Besteuerung*, indem gleichzeitig versucht wurde, ein System dieser Grundsätze aufzustellen. Diese Grundsätze suchten die Frage nach der – Richtigkeit – eines (vorhandenen oder

menfassung historischer wie moderner Steuergrundsätze. Dabei hob er die Grundsätze der Steuertechnik, die von den Finanzwissenschaftlern neben den volkswirtschaftlichen leicht vernachlässigt werden, besonders hervor. Hier war er in der Tat ein Meister in der Kunst der Finanz- und Steuergesetzgebung. Klare Rechtsbegriffe herauszuarbeiten und den Gesetzestext übersichtlich und im Einzelnen lesbar und verständlich zu machen, war sein unermüdeliches Bemühen im Amt des Staatssekretärs wie später in seinen wissenschaftlichen Schriften.

Mill RM



Karl-Maria Hettlage,
Johannes Popitz

Steueraufkommen im Deutschen Reich

erdachten) Steuersystems zu beantworten. Die Lehre von diesen Grundsätzen nahm ihren Ausgangspunkt von vier klassischen Steuerregeln, die Adam Smith aufgestellt habe und die alle folgenden Finanzwissenschaftler fortzubilden bemüht gewesen seien, nicht ohne dabei – wie übrigens schon Smith – ethische, rechts- und staatspolitische und allgemeinpolitische Gesichtspunkte zu verwenden. Der Vortragende gab folgende Systematik der Besteuerungsgrundsätze:

I. Staatsrechtliche Grundsätze, ausgehend von der – auch im Dritten Reich erfüllten – Forderung, dass Steuern nur durch Gesetz auferlegt werden könnten, weil sie eine Rechtspflicht, hinter der Zwang steht, begründen (Grundsatz der Gesetzmässigkeit). Da an ein Gesetz auch qualitative, den Inhalt betreffende Anforderungen zu stellen seien, wäre der Grundsatz der Bestimmtheit anzufügen, dahingehend, dass im Gesetz im Voraus allgemein und ein für alle Mal die Voraussetzungen der Besteuerung so festzulegen seien, dass die Steuer für jeden Pflichten berechenbar sei. Im Rechtsstaat dürften die Steuern ferner weder positive noch negative Privilegien enthalten (Grundsatz der Unterschiedslosigkeit, fälschlich vielfach Grundsatz der Allgemeinheit genannt).

II. Steuertechnische Grundsätze. Sie entstammen der Steuerpraxis und der Gesetzestechnik als einer Kunst. Steuerpläne finden ihre Grenze an der – möglichst lückenlosen – Durchführbarkeit, ohne die eine Steuer-moral nicht zu erzielen sei. Psychologischen Erwägungen entstammt der Grundsatz von der möglichsten Bequemlichkeit der Steuer.

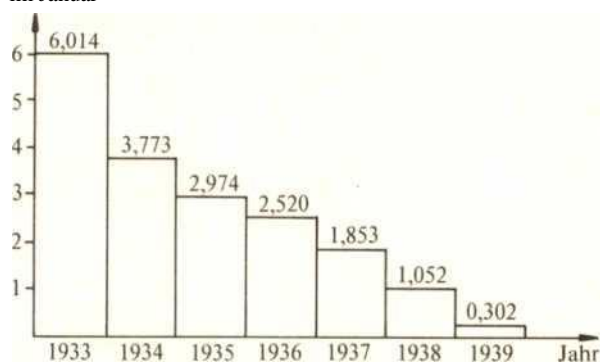
III. Finanzwissenschaftliche Grundsätze, abzuleiten aus der Aufgabe der Finanzwissenschaft als Lehre vom Haushalt des Staates. Hieraus folgten die Grundsätze von der Subsidiarität, der Zureichendheit, der Beweglichkeit und der verwaltungsmässigen Wohlfeilheit der Steuern.

IV. Wirtschaftswissenschaftliche Grundsätze. Sie seien abzustellen erstens auf die allgemeine Wirkung der Besteuerung und zweitens auf die Frage der Brauchbarkeit der Steuer als Instrument der Wirtschaftslenkung.

1. Allgemeine wirtschaftswissenschaftliche Grundsätze seien nach Auffassung des Vortragenden zu finden, ohne so verwaschene und wirtschaftswissenschaftlich inhaltlose Begriffe, wie die der Gerechtigkeit, Gleichmässigkeit, Leistungsfähigkeit usw. heranzuziehen, sie seien vielmehr abzuleiten aus der Funktion, die die Steuer im Wirtschaftsablauf einnehme, und zwar aus der Betrachtung der Steuer als ein Mittel zur Herausziehung von wirtschaftlichen Gütern aus den Einzelwirtschaften einerseits und als ein Mittel zur Zuführung von Gütern

an die Einzelwirtschaften durch ihre Verwendung für die Ausgaben des Staates andererseits. Zu einem allgemeinen wirtschaftswissenschaftlichen Grundsatz könne man freilich nur gelangen, wenn man unterstelle, dass die Steuer nur erhoben werde, um den öffentlichen Bedarf zu decken, dass also ausserwirtschaftliche Zwecke – z.B. eine Änderung der konkreten Wirtschaftsordnung – nicht angestrebt werden sollte; das sei methodisch nötig, ohne dass damit etwa die Verwendung der Besteuerung für einen ausserwirtschaftlichen Zweck als schlechthin unzu-

Mill Arbeitslose
im Januar



Arbeitslosigkeit im Deutschen Reich

lässig hingestellt werden solle, nur könne hierüber nicht die Wirtschaftswissenschaft, sondern nur die Politik (die Weltanschauung) entscheiden.

Unterstellt man also, dass die Steuern nur die Aufgabe haben sollen, Geld für die allgemeinen Staatszwecke zu beschaffen, ohne die Ordnung der Wirtschaft bewusst ändern zu wollen, so erhebt sich zunächst die Frage, ob es eine Regel gibt, nach der das Quantum zu bestimmen sei, das mit der Besteuerung von der Einzelsphäre in die Steuersphäre überführt werden kann. Vortragender setzt sich mit den Versuchen auseinander, hierfür eine Antwort aus dem Vergleich des Nutzens, den die Güter bei den Einzelnen haben, mit dem Nutzen, den sie in der öffentlichen Hand haben, zu finden und wies auf das Fehlen eines Bewertungsmaßstabes und eines das absolut richtige Einkommen Bewertens hin. Die Antwort könne nicht eine wirtschaftswissenschaftliche Werttheorie, sondern nur eine ausserhalb der Wirtschaftslehre stehende Gesamtbetrachtung, die das ganze Kulturleben umfasst, geben. Wirtschaftliche Betrachtung könne nur feststellen, dass das Höchstmass der Besteuerung dann überschritten sei, wenn die Kräfte zum Erliegen kom-

men, die für die Auslösung der den Zuwachs der Güterversorgung bedingenden dynamischen Vorgänge entscheidend sind: Arbeitskraft, Kapitalbildung, Anreiz zum Untermehrgewinn. Aus dieser Betrachtung ergibt sich auch die Antwort auf die Frage nach der Ausgestaltung der Steuer. Aus wirtschaftlicher Notwendigkeit, ohne dass es nötig wäre, ethische Erwägungen einzuschalten, ergeben sich Forderungen wie die der Schonung des Existenzminimums, der Berücksichtigung des Familienstandes, der Erhaltung des Sparsinnes und der Ablehnung einer nach irgendeiner mathematischen Methode berechneten Progression. Diese letztere kann nicht absolut, sondern nur nach Massgabe der konkreten Einkommensgliederung eines Landes gefunden werden. Wirtschaftliche Erwägungen führten auch zur Ablehnung solcher Steuern, die neben dem Entzug von Gütern für den Staat, durch Auslösung eines unabsehbaren Überwälzungsprozesses das Gefüge der Wirtschaft gefährden.

2. Vom wirtschaftswissenschaftlichen Standpunkt aus erhebt sich endlich noch die Frage, ob die Steuer ein Mittel für die Erreichung einer konkreten wirtschaftlichen Zielsetzung sein kann, ob es eine konjunkturelle Steuerpolitik gäbe. Vortragender bejahte dies und zeigte die Verwendung der Steuer als Mittel der Krisenbekämpfung an Beispielen der Steuergeschichte, warnte aber davor, die Möglichkeit der Verwendung der Steuer als Instrument der Wirtschaftslenkung zu überschätzen.

V. Politische Steuerprinzipien. Ausgangspunkt für ihre Betrachtung sei die Tatsache, dass die Steuer als Mittel im Kampf um die Macht, die für richtig erkannten weltanschaulich bedingten Ideale über das öffentliche Wohl im Staat zur Geltung zu bringen, stets verwendet worden ist. Die Frage sei, ob und wie der hierin liegenden Gefahr entgegengewirkt werden könne. Es ergäbe sich die Forderung, dass der politischen Macht auch die finanzielle Verantwortung entsprechen müsse. Absolutistische Regierungsformen werden in ihrem Fortbestand gefährdet, sobald sie von den von der politischen Macht ausgeschlossenen grossen Massen erhebliche, insbesondere direkte Steuern fordern; die Demokratie, als die Herrschaft der Massen, müsse ihre finanzpolitische Kompensation in der möglichst weit nach unten reichenden Einkommensteuer suchen. Auch in einem auf der Zustimmung des ganzen Volkes beruhenden Führerstaat könne es nicht anders sein.

962. Sitzung
am 5. Januar 1938
im Hause
des Vortragenden Fischer

*Anwesend die Herren Diels,
Drews, Groener, Harms,
Lietzmann, Oncken, Penck,
Popitz, Schlitter, Stroux,
Wilcken*

Der Vortrag handelte – Über die Bewegungen des Menschen – .

Bei der Erforschung der Erbanlagen für anatomische Gestaltung und funktionelles Geschehen zeigt sich, dass wir über etwaige Erbunterlagen der Bewegungen am und im menschlichen Körper noch sehr wenig wissen. Der Vortragende weist zunächst auf die sogenannten rein – mechanischen – Bewegungen in der leblosen Welt, auch auf solche an lebenden Wesen (Flattern der Haare, Sturz usw.) hin. Wirklich nicht mehr rein – mechanische – Bewegungen kommen bei Pflanzen vor – Reaktionen auf Reize. (Wachstum, Wendung zum Licht – fleischfressende Pflanzen etc.)

Aber nur dem Tier schreibt man – willkürliche –, d.h. zweckbewusste, absichtliche Bewegungen zu – in viel zu weitem Umfang. Von Einzelligen abgesehen finden wir für alle Bewegungen als Unterlage Nerv und Muskelzelle. Das Experiment leichter Ätzung des Rückens eines enthaupteten Frosches und die scheinbar absichtliche, zweckdienliche Bewegung zeigt, dass viele solche Bewegungen ohne eigentlichen Willen erfolgen – das ist auch beim Menschen der Fall.

Beim Menschen gibt es grundsätzlich zweierlei Bewegungen: vegetative und animale. Sie haben je verschiedene Unterlagen, verschiedenen Ablauf und verschiedenes Verhalten zur Psyche.

1. Die vegetativen Bewegungen werden kurz geschildert – glatte Muskulatur, vegetatives Nervensystem, ihr Unbewusstbleiben, ihre sinnvolle Anordnung und Aufgaben, dann ihr Bewusstwerden bei gewissen Graden der Bewegung und ihre Beeinflussbarkeit oder Auslösung durch Bewusstseinsvorgänge (Angst, Freude, Scham, Vorstellung, Suggestion und Hypnose).

Die Erblichkeit ist z.T. festgestellt (Vago- und Sympathikotoniker, Reaktion auf Alkaloide).

Eine besondere Art dieser vegetativen Bewegungen sind die Herzbewegungen. Unterlagen – Nerven, Ganglien, Muskelart.

2. Die animalen Bewegungen zerfallen in
Reflexe einfacher Art,
kompliziertere unwillkürliche Bewegungen und
Mitbewegungen,
willkürliche Bewegungen.

Die Reflexe werden auf der Unterlage des Reflexbogens erklärt und an Beispielen erörtert. Die Vererbung ist vielfach festgestellt. (Im eigenen Institut.)

Die willkürlichen Bewegungen, die als die einfacheren vor den folgenden behandelt werden, vollziehen sich nie allein, d.h. nie ohne unbewusste andere, die mitmachen und ohne die sie unmöglich sind.

Die Unterlage wird geschildert – Pyramidenbahnen, Vorderhornzellen, Nerv. – Verbindung mit den lokalisierten Zellen in der Hirnrinde. Übung führt zu scheinbar automatischen Bewegungen.

Die unwillkürlich komplizierten Bewegungen hängen vom Stammhirn, dem sogenannten Striatum ab. Seine alte Stellung gegenüber dem Grosshirn, seine Rolle als Ursprung aller Mitbewegungen wird dargelegt. Es macht Gleichgewichtsbewegungen, Schreck-, Abwehr-, Aufmerksamkeitsbewegungen, die Gelenkstellungen, Ausgangshaltungen, die niederen Automatismen wie Saugen, Trinkstellung des Mundes, Gähnen, Lachen, aber auch Kratz- und Abwischbewegungen – Mimik, Grimassen, Gesten.

Erst die gesonderten Erkrankungen (und spätere Sektionen) der beiden Gehirnzentren und Bahnen zeigten die ungeheure Bedeutung aller dieser automatischen Bewegungen. Und unsere neueren Untersuchungen an Zwillingen zeigten, dass viele individuelle Sonderheiten bestehen, die erblich sind. Die oft behauptete Familienähnlichkeit von Gang und Haltung etc. dürfte fast immer auf Erblichkeit der automatischen Unterlagen beruhen.

964. Sitzung
am 2. Februar 1938
im Hause
des Vortragenden Oncken

*Anwesend die Herren Drews,
Fischer, Groener, Harms,
Lietzmann, Penck, Petersen,
Pinder, Popitz, Schlitter,
Stroux, Wilcken*

(Es sei bemerkt, dass die 964. Sitzung eigentlich im Hause Stroux stattfinden sollte. Die Verlegung wurde nötig, weil das Haus Stroux wenige Tage zuvor sich der Geburt eines 7. Kindes, des Sohnes Franz Ulrich erfreute. Das im Kreise der Mittwochs-Gesellschaft sehr seltene Ereignis wurde allgemein mit besonders herzlichem Anteil begrüsst.)

Der Vortragende sprach über das Thema: *Deutschland und Italien.*

Er begann mit einem historischen Rückblick über die Schicksalsverbundenheit des deutschen und des italieni-



schen Volkes seit dem Mittelalter: Kaisertum und Papsttum, Ausbleiben oder Verkümmern nationalstaatlicher Entwicklung, völliges Erlöschen der politischen Selbstbestimmung im Zeitalter der französischen Revolution und des Napoleonismus; dann der Rückschlag des nationalen Erwachens, in einem Parallelismus, der dem historischen Beobachter ein höchst reizvolles Phänomen darbietet: die Vorläufer, die aktivistischen Gruppen, die gleichen Ziele und die verwandten Lösungsmöglichkeiten, der gleiche Durchbruch und das gleiche Scheitern in den Jahren 1848/49. Und dann das erneute Einsetzen der Parallelen: Cavour und Bismarck, die Schicksalsverbundenheit bis in die Stunde der Vollendung.

In dem Gleichschritt der Entwicklung fehlt es nicht an tiefen Wesensverschiedenheiten. Deutschland stieg wesentlich aus eigener Kraft empor, Italien vielmehr mit fremder Hilfe und Ausnutzung der europäischen Konjunktur. Die Stellung der beiden Staaten unter den Grossmächten ist von vornherein verschieden. Der verschiedene Weg der Entstehung wirkt auch in der innenpolitischen Struktur nach. In Italien hat die Demokratie einen eigenen und bedeutenden Anteil: Mazzini und Garibaldi; der nationalrevolutionäre Flügel des Risorgimento hat seine eigene Tradition und Fortsetzung; in diesem Zusammenhang sind Mussolinis Persönlichkeit und Aufstieg zu begreifen. Der deutsche Aufschwung ist das

Haus Fischer, Berlin-Dahlem,
Innestrasse 22-24

Werk Bismarcks und des preussischen Staates, der konservativen Gewalten. Cavour ist eine der grossen Figuren des europäischen Liberalismus, Bismarck hat den konservativen Ideen den stärksten Auftrieb im 19. Jahrhundert gegeben. Dem entspricht das staatliche Ergebnis. Italien ist unitarisch und parlamentarisch, Deutschland bundesstaatlich und monarchisch-konstitutionell, Kompromiss zwischen der historischen Lebensform und den modernen Ideen. So verläuft auch die politische Weiterentwicklung in getrennten Bahnen. Trotzdem waren die beiden Mächte von 1882 bis 1914 durch ein Bündnis miteinander verbunden.

Der Vortragende besprach sodann die Entstehung und den Charakter des Bündnisses, Friedensgarantie und keine Erwerbsgenossenschaft, die Lockerung seit 1902 infolge der realen Interessen, bis die italienische Bündnistreue gänzlich zu einer Frage der Taktik wurde. So ging Italien nach dem Ausbruch des Weltkrieges auf die andere Seite; unter diesem Zeichen setzt die selbständige politische Laufbahn Mussolinis ein, gewissermassen dem Vermächtnis Mazzinis und Garibaldi folgend.

Mit dem Ausgang des Weltkrieges treten beide Staaten in eine andere Lebensform. Deutschland konnte die alte Staatsform nicht behaupten: Unitarismus und Parlamentarismus erschien zunächst als das Gebot der Stunde, also gewissermassen eine Angleichung an den italienischen Staatstypus. Aber Italien ging fast gleichzeitig den entgegengesetzten Weg. Die Enttäuschung über den Frieden war der Anlass. Die Nachfahren Mazzini-Garibaldi sahen ihre geschichtliche Stunde gekommen, warfen die parlamentarische Ordnung über den Haufen und rissen die Macht an sich. Der Zug Mussolinis auf Rom im Oktober 1922 war gleichsam der Schlussakt der nationalen Putsch der Mazzini und Garibaldi, zugleich das Eingangstor einer neuen Zeit. Die bedeutendste Rückwirkung ergab sich auf deutschem Boden, wo der Fehlschlag des parlamentarischen Regimes zum Siege einer Bewegung führte, die in bewusster Anlehnung an das italienische Vorbild das Programm der grundsätzlichen neuen Lebensform des Dritten Reiches aufstellte.

Der Vortragende erörterte dann den Umfang und die Grenzen dieser Rezeption politischer Ideen und wies daraufhin, dass schon im Mazzinischen Nationalismus alle geistigen und sittlichen Kräfte in den Dienst der Nation gestellt werden, Dichtung und Literatur, Philosophie und Geschichte, Religion und Erziehung, auch in der Unterwerfung unter die Gattungsvernunft der Sinn des Lebens für das Individuum gesucht wird. Es ist der Weg, der zur Gleichschaltung und Totalität führt und bei



Hitler und Mussolini im September 1937 in Berlin

den Extremen bis an den Rand einer neuen Religion treibt.

Der letzte Teil des Vortrags beschäftigte sich mit den weltpolitischen Folgen der Umwälzung, die seit Abessinienkrieg und deutscher Aufrüstung die beiden, innerlich so nahe verwandten autoritären Staaten zu einer Gemeinschaft des aussenpolitischen Handels führten. Vergleicht man diese neue Verbindung mit dem früheren Bündnis, so muss man sagen, sie ist *weniger*, und sie ist *mehr*; weniger, weil kein vertraglich formuliertes Bündnisverhältnis vorliegt, mehr, weil die tatsächliche und solidarisierende Operationsgemeinschaft immer weiter greift. Völkerbund, Abessinien, Spanien, Antibolschewismus, Kolonialfrage, Japan. Auch reicht die Gemeinschaft tiefer in das Innere der Nation hinein, vermöge der Verbindung

Neuzeitliche Ollgumminium Zeitung Nr. 59-60 2. Heft

Stärkste Konzentration in der Hand der Obersten Führung

Zusammenfassung aller politischen, militärischen und wirtschaftlichen Kräfte

Führer übernimmt den Oberbefehl über die gesamte Wehrmacht — Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht — Höring Generalfeldmarschall — Generaloberst v. Franckisch Oberbefehlshaber des Heeres — Blomberg Chef d. Wehrmacht auf ihren Antrag aus gesundheitlichen Gründen zurückgetreten — Organisationsfrage und personelle Änderungen in Heer und Luftwaffe — Ribbentrop Außenminister — Neurath als Reichsminister Präsident des höchsten Geheimen Rabinettsrates — Keine Reichsminister ohne Geschäftsbereich — Die Volkshalle in Rom, Latio, Wien abbrechen — Amtübernahme Fund in reorganisiertem Wirtschaftsministeramt

Führerakt

Der Führer hat den Oberbefehl über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein. Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein. Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein.

Der Erlass über die Führung der Wehrmacht

Art. 24 Abs. 1
Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein. Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein.

Der Erlass über den Geheimen Rabinettsrat

Art. 24 Abs. 2
Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein. Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein.

Höring Generalfeldmarschall

Art. 24 Abs. 3
Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein. Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein.

General Erstel

Art. 24 Abs. 4
Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein. Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein.

Neurath Präsident des Rabinettsrates

Art. 24 Abs. 5
Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein. Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein.

Volkshalle in Rom, Latio, Wien abbrechen

Art. 24 Abs. 6
Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein. Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein.

Amtübernahme Fund in reorganisiertem Wirtschaftsministeramt

Art. 24 Abs. 7
Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein. Der Führer hat die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übernommen. Die Wehrmacht wird Oberkommando der Wehrmacht sein.

der herrschenden Parteien; sie ruht auf einer staatspolitischen Gesinnungsgemeinschaft, entsprechend etwa den religiösen Gemeinschaften des 16. Jahrhunderts.

Diese ganze Entwicklung würde nicht möglich sein, wenn nicht die tatsächliche Angleichung der realen Machtinteressen hinzutrete. Der Vortragende gab in kurzem Umriss ein Bild der veränderten Weltlage, seitdem die italienische Machtentfaltung auf die Sicherheit Ägyptens und damit Indiens drückt und die Lebensinteressen des britischen Empire beunruhigt, und er zeigte, wie zwar die Entscheidung vertagt, aber nicht aufgehoben ist, wie bis dahin alle Machtgegensätze der Erde in die wachsende Spannung hineingezogen werden. Die Achse London-Paris hat zur Folge die Achse Berlin-Rom; das russisch-französische Bündnis die deutsche Front gegen den Bolschewismus; auch die Kämpfe in Spanien haben eine prinzipielle und eine machtpolitische Seite. Die letzte Ausdehnung der Weltkrise erfolgte durch den Einbruch der Japaner in China; seitdem sucht das auf der ganzen Linie bedrohte Empire vor allem die Deckung in der Fühlung mit Amerika.

In diesen Weltzusammenhang ist auch die Achse Berlin-Rom bis zu einem gewissen Grade hineingezogen. Tatsache ist, dass Deutschland in dieser Weltkonstellation in den Kreis der Grossen Mächte zurückgekehrt ist. Die Frage bleibt, ob es nicht auch dadurch in Verpflichtungen verstrickt werden könnte, die über seine Kraft und seine Interessen gehen könnten. Der Vortragende knüpfte daran zum Schluss einige mehr persönliche Bemerkungen über den Gegensatz zwischen den imperialistischen Zielen Italiens und den nationalen Lebensaufgaben Deutschlands und über die Grenzen dessen, was im Ernstfalle die eine Seite von der anderen Seite zu erwarten haben würde. Deutschland hat kein Interesse daran, dass die Achse Berlin-Rom sich aus einem Friedensinstrument in ein Kriegsinstrument verwandle und dass die pax britannica, die doch ein Rückgrat der gegenwärtigen Weltordnung ist, durch das Chaos eines neuen Weltkriegs in die Luft gesprengt werde.

Statt ein letztes Wort über die Achse Berlin-Rom zu fällen, zitierte der Vortragende zum Schluss das Wort Bismarcks über seine eigene Schöpfung, den Dreibund:

– Er hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik, nach Massgabe ihrer Lage zurzeit des Abschlusses, aber ein für jeden Wechsel haltbares ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft ebensowenig wie viele frühere Tripel- und Quadrupelallianzen der letzten Jahrhunderte. Er dispensiert nicht von dem *toujours en vedette*. –

965. Sitzung
am 9. Februar 1938
im Hause
des Vortragenden Stroux

Anwesend die Herren Diels,
Drews, Fischer, Groener,
Harms, Lietzmann, Oncken,
Penck, Pinder, Popitz,
Schlitter, Spranger, Wilcken
und Herr Sarasin als Gast



Johannes Stroux

1886-1954. Altphilologe, Latinist.
Seit 1935 Ordinarius in Berlin.
Nach dem Kriege Nachfolger
Sprangers als Rektor der Universität.
Mitglied der Preussischen Akademie.
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft
1937-1944.

Der Vortragende sprach über die *Maiestas Populi Romani*. Dieser Begriff, nach römischer Art in lapidare Form gebracht, enthält die ethisch-politische Auffassung, die das römische Volk seinem Suprematieverhältnis zu den übrigen Völkern und seinem Anspruch auf die politische Führerrolle Roms in der Welt gegeben hat. Er begleitet sich erweiternd und vertiefend das römische Volk durch seine nationale Geschichte und ist durch dieses Wachstum zu einem der politischen Urworte geworden, das für das nationale Ideal des alten Rom und seine Selbstauffassung seiner geschichtlichen Sendung Zeugnis ablegt. Durch die Wiederbelebung der antiken Tradition im neuen faschistischen Imperium Italiens hat es neue Aktualität und Beziehung bekommen.

Nach seiner Bildung und Grundbedeutung enthält das Wort *maiestas* keine bestimmte Höhe und Grösse, sondern dem Worttypus – Mehrheit – vergleichbar bezeichnet es etwas Relatives, das seine im Ausmass ganz wechselnde Bestimmung immer aus dem Vergleiche zu etwas Untergeordnetem erhält, auf dessen Ehrerbietung es eine – majestätische – Wirkung ausübt. In diesem Sinne deckt eine persönliche – *maiestas* – sowohl die Überordnung des Mannes über die Frau, des Vaters über den Sohn, des Patronus über den Klienten wie im öffentlichen Leben die des Beamten mit höherer Amtsgewalt (*maius imperium*) über den Nachgeordneten, des Konsuls z.B. gegenüber Praetor und Quaestor. Auch auf das Verhältnis der Gottheit gegenüber den Menschen scheint es früh übertragen. Der grosse Schritt von diesem innerrömischen und auf die Einzelperson abgestellten Gebrauch zu der Prägung der die internationalen Beziehungen Roms leitenden Formel einer kollektiven *maiestas populi Romani* wird nach dem zweiten punischen Krieg getan. In den Klientelverträgen wird von da ab neben den einzelnen Bedingungen und Verpflichtungen gegenüber Rom die allgemeine Formel beigefügt: *maiestatem populi romani comités conservant*. Die Griechen fanden, wie bilingue Dokumente zeigen, für diese, eine Suprematie und Hegemonie des römischen Volkes, aber nur als Anspruch eines allgemeinen Vorranges, verkündende Formel keine rechte Übersetzung. Wort und Vorstellung sind typisch römisch, eine Übertragung der längst ausgebildeten

965. Sitzung im Hause Stroux am 9. Feb. 1938
Anwesend die Herren Drews, Fischer, Diels, Groener,
Harms, Lietzmann, Oncken, Penck, Pinder,
Popitz, Schlitter, Spranger, Wilcken, Hr. Sarasin
als Gast, und der Vortragende Stroux.
Der Vortragende sprach über die *Maiestas Populi
Romani*. Dieser Begriff, nach römischer Art in
lapidare Form gebracht, enthält die ethisch-politische
Auffassung, die das römische Volk seinem Suprematie-
verhältnis zu den übrigen Völkern und seinem An-
spruch auf die politische Führerrolle Roms in der Welt
gegeben hat. Er begleitet sich erweiternd und vertiefend
das römische Volk durch seine nationale Geschichte,
und ist durch dieses Wachstum zu einem der politischen
Urworte geworden, das für das nationale Ideal des
alten Rom und seine Selbstauffassung seiner geschichtlichen
Sendung Zeugnis ablegt. Durch die Wiederbelebung der
antiken Tradition im neuen faschistischen Imperium
Italiens hat es neue Aktualität und Beziehung bekommen.
Nach seiner Bildung und Grundbedeutung

Stroux an Lietzmann, 30. Januar 1937:

Verehrter und lieber Herr Lietzmann! Es sind nun schon eine Reihe sehr schöner und wichtiger Nachrichten und freundschaftlicher Fürsprachen und Vermittlungen, die ich Ihnen für und mit Jena zu danken habe. So möchte ich die neueste, die mir den Eintritt in die Mittwochs-Gesellschaft aufzutut, nicht ohne ein auch schriftlich fixiertes Wort des herzlichsten Dankes annehmen. Es ist ja, wenn man in dem weiträumigen Berlin eine geistige Heimat zu gewinnen sucht, sicher ein besonderes Glück, in den Kreis von Männern und Köpfen, wie ihn die Mittwochs-Gesellschaft zusammenbringt, eintreten zu dürfen. Ich tue es mit dem aufrichtigsten Dank an alle Beteiligten, mit den schönsten Hoffnungen und dem Wunsche, ein nützliches Mitglied werden zu können.

Glanz und Niedergang der deutschen Universität

innerrömischen Maiestas-Vorstellung auf die internationalen Beziehungen. Die hitzigen innerpolitischen Kämpfe im nachgracchischen Rom führen die nun vorhandene kollektive *maiestas populi Romani* in die Kampfgesetzgebung ein, mit Hilfe derer sich die politischen Gegner vor den Volksgerichten beidseitig bekämpfen nach der Formel: er hat die Majestät des römischen Volkes gemindert. Tatbestände im Einzelnen hat das Gesetz nicht festgelegt, so dass der rednerische Kampf darum ging, was eigentlich unter diese Formel falle. Als in der Kaiserzeit unter Tiberius und seinen Nachfolgern die Majestätsprozesse auflebten, beruhten sie auf dieser republikanischen Gesetzgebung de maiestate, nicht etwa auf der Verletzung kaiserlicher Majestät. – Aus den blutigen parteipolitischen Kämpfen ergab sich als weitere Entwicklungsstufe immerhin, dass die maiestas jetzt die Souveränität des Volkes und deren Unverletzlichkeit mit umfasste. Im letzten Jahrhundert der Republik half die griechische Philosophie und ihre politische Ethik dazu, die moralische Rechtfertigung der Herrschaft des römischen Volkes über die andern Völker der Welt mit der Maiestas-Vorstellung zu vereinigen. Aus einer Begründung für römisch-kriegerische Unternehmungen wird sie zum Lösungswort des Weltfriedens. Die Universalität des Reiches wird als Pflicht des römischen Volkes, als Dienst an der Welt aufgefasst, als Bürgerschaft der Kultur und Bildung. In diesem mit Hilfe der Griechen veredelten Stadium des römischen Machtwortes übt es nunmehr eine zielsetzende und erzieherische Wirkung auf die führenden Männer Roms aus, wie es in der Literatur am deutlichsten und in grossartiger Verkündigung eines neuen imperialen Ideales unter Augustus der Fall ist. Aber auch die grösste kulturelle Leistung der Kaiserzeit, die Romanisierung des ganzen Westens, steht unter diesem Motto, die politische Uniformierung des Reiches durch die Bürgerrechtsverteilung des Caracalla beruft sich darauf. Zum Schlüsse geht der Vortragende kurz auf die Umbildung dieses römisch-antiken Maiestas-Begriffes in der christlichen Antike ein, wofür er Prudentius' Erneuerungsversuch heranzieht, und weiter auf die für die Verbindung der Maiestas-Idee mit dem mittelalterlichen Kaisertum und seiner Monarchie-Vorstellung charakteristische, für den einen, monarchisch geführten, unter Roms Leitung stehenden Weltstaat begeisterte Lehre Dantes, die er in der Schrift – Monarchia – entwickelt.



Haus Pinder, Berlin-Grünwald,
Humboldtstrasse 30

schichtlich zu ordnen. Es gab: 1. eine bajuvarische Mark, seit Karl d. Grossen, kolonistisch vorgeschoben; 2. das Herzogtum seit 1156, babenbergisch bis 1240; 3. das habsburgische Herzogtum *mit* Kärnten und Steiermark seit 1283; 4. seit 1526 – Österreich-Ungarn – mit zum Reich gehörigen, aber auch nichtdeutschen Teilen, die aussen blieben – und dem nichtdeutschen *Reichsgebiete* Böhmen (Kurfürstentum). Der Staat von 1918 aber enthält auch nicht-altösterreichische Teile, Salzburg, das Innviertel (seit napoleonischer Zeit), Tirol (seit 1363), endlich das ganz alemannische Vorarlberg. Zu befragen also bleiben wesentlich: Oberösterreich, Niederösterreich, Wien, Steiermark, Kärnten und Burgenland.

Bis in die salische Zeit steht die alte Mark kunstgeschichtlich stark zurück. In der staufischen (für Österreich

babenbergischen) entsteht mit dem Herzogtume eine Kunst von bairisch-lombardischem Ausdruck (Schöngrabern, Tulln, Millstatt, Riesentor in Wien). *Wie Altbaiern* wird Österreich von der *klassischen Kunst* nicht berührt. Es versagt gegenüber dem hohen *Menschenideal*, das dem karolingischen Kernlande und seiner nächsten östlichen Nachbarschaft vorbehalten blieb. *Hierin liegt keine österreichische Sonderstellung!* –

Nach dem Interregnum verschiebt sich mit dem politischen auch das künstlerische Schwergewicht nach Südosten. Österreich holt um 1300 in Plastik und Malerei gleichsam die staufische Klassik nach. Im Kirchenbau adelt es den Typus der städtischen Bettelordenskirche. Das österreichische – *Gesicht* – wird deutlich: fein-bürgerlich, mit höfischem Einschlage.

Die grosse allgemeine Wende um 1350 (Parierzeit) entzieht offenbar Österreich manche Kräfte zu Gunsten von Prag. Mit der Prager grossen Kunst wetteifert Wien – Wetteifer macht abhängig (Rudolf IV. im Wettbewerb mit Karl IV.). Plastik an S. Stephan ist *parlerisch* bestimmt. An der Verdrängung der Basilika durch die Halle ist der deutsche Südosten hervorragend beteiligt. – Um 1400 und im frühen 15. ein Mitschwimmen, doch nicht an führender Stelle. Sehr bedeutend aber der Ausbau von S. Stephan, dessen Hütte 1458 zu einem der 3 deutschen Vororte (neben Strassburg und Köln) erklärt wird. – An der Kunst der gewaltigen Altäre um 1480 ist Österreich mit S. Wolfgang (Pacher aus Bruneck) und Kefermarkt (Passauer Meister) mitbeteiligt. Ständig stärkster Austausch mit dem übrigen Reiche (Nikolaus Gerhaert wird aus Strassburg nach Wiener-Neustadt geholt). – Kaiser Maximilian beschäftigt fast nur – reichsdeutsche – Künstler, am Innsbrucker Grabmal wie an den papierenen Schöpfungen. – Die grosse Krisis um 1530 bedeutet für Österreich zugleich Öffnung nach Ungarn (und Spanien, Niederlanden). Einzige Zeit allgemeiner Schwächung der Kunst. – Um 1600 Rudolf II. in Prag grosser Mäzen. Im weiteren Verlaufe des 17. dringen wesentlich westdeutsche Meister ein. – *Das Zeitalter der Türkenkriege* bringt 'den zweiten grossen Aufstieg. Mit dem – Reichsstil – (Fischer v. Erlach), der auch den nahen nichtdeutschen Osten erobert, vertritt Österreich wirklich das *Reich*, auch im Bewusstsein des Volkes (nationale Welle, Elsass, Türkenkriege). Der *höfisch-österreichischen* Richtung Fischer-Hildebrandt tritt die *stammt/^(^)-österreichische* in Prandtauer und Munkenast entgegen. An der gesamtdeutschen Eigenart der grossen Klosterkomplexe ist Österreich hervorragend beteiligt. – Bis in das 18. Jahrhundert bleibt ihm starke Bedeutung (Donner). – Das

Rokoko aber wird übersprungen – das ist wieder bajuvarisch –, desgleichen die frühe Romantik und der Expressionismus. Es fehlt am heroischen Klassizismus, umso feiner ist das *Biedermeier*. Noch die Ringstrasse, als vornehmste Leistung des 19. Jahrhunderts, hat den hohen Geschmack und die städtebauliche Sicherheit des – Reichsstiles – nicht ganz verloren.

Die österreichische Kunst ist an keiner Stelle von der gesamtdeutschen zu lösen, oft durch – Reichsdeutsche – vertreten (Maulpertsch!). Sie *führt* zweimal, um 1300 und um 1700. Ihre Stärke ist die Feinheit, das – Leisesprechen –. Sie hat hohe Fähigkeit zum Repräsentieren, ebenso zur Wahrung der privaten Beschlossenheit. Alles Wilde, Scheinhafte hat sie stets abgelehnt. Sie *kann sehr vorbildlich werden!*

ZUM ALEXANDRINISCHEN
ANTISEMITISMUS

ULRICH WILCKEN

DES XXVII. BAND 88
DER ABHANDLUNGEN DER PHILOGISCH-HISTORISCHEN KLASSE
DER KÖNIGL. SÄCHSISCHEN GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

LEIPZIG
BEI E. G. TEUBNER
1909

968. Sitzung
am 4. Mai 1938
im Hause
des Vortragenden Wilcken

Anwesend die Herren Diels,
Harms, Lietzmann, Oncken,
Penck, Petersen, Pinder,
Popitz, Sauerbruch, Schlitter,
Spranger

Nach Verlesung des Protokolls sprach der Vortragende über – *die Juden in der Diaspora Ägyptens im Altertum und das Problem des antiken Antisemitismus* –.

Unsere Kunde von der Immigration von Juden in Ägypten, die sich in einzelnen Spuren bis ins 7. Jahrhundert hinauf verfolgen lässt, ist durch die Auffindung der aramäischen Papyri aus Elephantine (5. Jahrhundert) sehr vertieft worden. Hiernach gab es dort eine jüdische Militärkolonie, der neben ägyptischen Truppen der Schutz der Südgrenze anvertraut war. Die Juden bildeten dort eine Kultgemeinde um einen Tempel des Jahu, deren Religion noch einzelne Züge der israelitischen Volksreligion aus der Zeit vor dem Deuteronomion zeigt. Es war der religiöse Gegensatz zwischen den Juden und Ägyptern, die sich gegenseitig als unrein betrachteten, dazu der politische Gegensatz zwischen den Juden als den loyalen Untertanen, den Persern und den Ägyptern als den nationalen Hassern der Fremdherrschaft, der unter den Ägyptern eine antisemitische Gesinnung entstehen liess, die im Jahre 410 zur Zerstörung des Jahu-tempels, auf Betreiben der ägyptischen Priester, führte. Andererseits bezeugen die aramäischen Papyri, dass schon damals, wie später noch in viel höherem Masse, die Juden mit Erfolg Proselyten zu gewinnen suchten.

Nach Beseitigung der Perserherrschaft durch Alexan-

der wurden die Juden die loyalsten Untertanen der neuen Regierung der Ptolemäer und wurden dafür durch Schutz ihrer Religion und durch grosse Privilegien belohnt. Ihre Synagogen und Bethäuser begegnen in Alexandria wie durch das ganze Land. Im 2. Jahrhundert hat ihnen Philometor sogar erlaubt, in Leontopolis einen Tempel als Konkurrenztempel gegen den von Antiochos IV. entweihten jerusalemischen Tempel zu errichten. Die Diaspora wuchs in der Ptolemäerzeit so stark an, dass für den Beginn der Kaiserzeit 1 Million Juden für Ägypten bezeugt werden (ca. 12½% der Gesamtbevölkerung des Landes). Während sie zu Beginn nur in *einem* der 5 Quartiere in Alexandrien beisammen wohnten (nicht Ghetto, sondern Privileg), waren im Beginn der Kaiserzeit ihre Bethäuser in allen Quartieren zu finden. Das Bürgerrecht besaßen sie dort nicht, da dessen kulturelle Pflichten mit ihrer Religion unvereinbar waren, sondern sie bildeten dort eine stark privilegierte Sondergemeinde aus Nichtbürgern (noÀireupa) mit einem Ethnarchen an der Spitze.

Wie sie früher ihre hebräische Muttersprache zu Gunsten der aramäischen, die die Reichssprache im westlichen Perserreich geworden war, aufgegeben hatten, so haben sie jetzt die griechische Sprache, die Reichssprache des Ptolemäerreiches, angenommen, und bald entstand eine griechisch geschriebene jüdische Literatur, wie überhaupt die intellektuellen Kreise der Juden in Alexandrien, dem Mittelpunkt des Hellenismus, den Anschluss an diesen suchten. Wenn sich im Lande die Juden auch in den verschiedensten Berufen finden, als Grundbesitzer, Pächter, Handwerker, auch Steuerpächter, so werden sie sich in Alexandrien, damals dem Zentrum des Welt Handels, sicherlich auch am Handel beteiligt haben. Doch die frühere Annahme, dass die Juden überhaupt das Haupthandelsvolk der alten Welt gewesen seien, ist durch den Nachweis, dass es bis an das Mittelalter heran vielmehr die Syrer gewesen sind, widerlegt. An den Geldgeschäften in Alexandrien haben sich die Juden namentlich als Geldleiher beteiligt.

Die Frage, ob sich in der Ptolemäerzeit ein Antisemitismus entwickelt hat, ist dahin zu beantworten, dass eine antisemitische Gesinnung durch literarische Angriffe, denen eine jüdische Apologetik entgegentrat, erwiesen ist, dass es dagegen zu Pogromen damals noch nicht gekommen ist. Die Tatsache, dass die Griechen mit allen anderen Völkern der Erde in grösster religiöser Toleranz auskommen konnten, nur nicht mit den Juden, nötigt zu dem Schluss, dass der Hauptgrund der Abneigung in etwas gelegen haben muss, das nur den Juden eigentüm-



Aramäischer Papyrus
aus Elephantine

liCh war, und das kann nur die Religion gewesen sein, diese nur ihnen eigene hochstehende monotheistische Religion, die sie von einem Gemeinschaftsleben mit den Griechen ausschloss. Mehr noch als die Religion an sich, wird ihre Rückwirkung auf das Verhalten der Juden zu den Andersgläubigen trennend gewirkt haben, da die Juden im Stolz auf ihren Monotheismus mit Verachtung auf die Polytheisten herabblickten und sich gegenüber den Andersgläubigen sehr exklusiv zeigten. So hat schon Apollonios sie als Atheisten und mit falscher Deutung der Exklusivität als Menschenhasser bezeichnet. Gottlose (dvoioioi) nannte man sie in der Kaiserzeit sogar in offiziellen Akten. Aber neben der Religion hat gewiss auch das wirtschaftliche Leben zu Gegensätzen und Reibungen geführt, und die grossen Reichtümer, die zu Beginn der Kaiserzeit in Alexandrien in einzelnen jüdischen Händen aufgehäuft waren, werden den Konkurrenzneid der Alexandriner erweckt haben, ebenso wie die ausserordentlichen Privilegien, die sie dort in ihrer Kommune genossen. Dass die Rassenfrage keine Rolle gespielt hat, dafür spricht u.a. die Tatsache, dass, sobald ein Jude seinen Glauben aufgab, ihm alle Ehren und Ämter offenstanden. Beispiel: Titus Julius Alexander, ein geborener Jude, aber Renegat, ist Vizekönig von Ägypten geworden.

Als dann Octavian Ägypten erobert hatte, sind die Juden wiederum die loyalsten Untertanen der neuen Regierung geworden, wofür sie Augustus durch den Schutz ihrer Religion und Bestätigung aller Privilegien belohnt hat. Dadurch verstärkte sich ihr Gegensatz zu den Alexandrinern, da diese wegen der Herabdrückung Alexandriens durch Rom an die zweite Stelle in dauernder Opposition gegen die römische Kaiserherrschaft lebten.

Unter Gaius kam es dann a. 28 zum ersten Mal zu einer blutigen und grausamen Judenhetze in Alexandrien. Der Vortragende berichtet hierüber wie über die von den Juden und den Alexandrinern an Gaius geschickten Gesandtschaften nach den Berichten des Philon. Auf die Kunde von der Ermordung des Gaius a. 41 kam es zu neuen Unruhen in der Stadt, diesmal aber waren es die Juden, die sich bewaffnet erhoben, um Rache zu nehmen. Wiederum ging eine jüdische und eine alexandrinische Gesandtschaft nach Rom zu dem neuen Kaiser Claudius. Der Vortragende interpretierte den die Judenfrage behandelnden Abschnitt des kürzlich gefundenen Briefes des Claudius an die Stadt Alexandrien (a. 41), in dem der Kaiser die Alexandriner ermahnte, den Gottesdienst der Juden nicht zu stören und ihre Gebräuche ihnen zu belassen, wie er auch schon in seinem Toleranzedikt für die jüdische Religion eingetre-

ten war; aber die weitergehenden Wünsche, die vielleicht von einer Sondergesandtschaft einer liberaleren, hellenistischen Gruppe der Judenschaft vorgetragen waren, wurden abgelehnt.

Der Vortragende orientierte dann über eine erst neuerdings bekanntgewordene eigenartige Literatur der Alexandriner, die sogenannten – heidnischen – oder – alexandrinischen Märtyrerakten –, Flugschriften, in denen z.T. in Form von Verhörprotokollen über Kapitalprozesse, die in Rom von Kaisern geführt wurden, berichtet wird, mit der Tendenz, den Mannesmut ihrer Gesandten vor dem Kaiserthron, namentlich derer, die dort als Vertreter der alexandrinischen Opposition den Märtyrertod gestorben waren, zu verherrlichen. Da es sich in den meisten Fällen – von Claudius, Trajan und Hadrian – um Streitigkeiten mit den Juden handelt, enthalten sie manche interessante neue Tatsachen, von denen der Vortragende einzelne mitteilte.

Die Zerstörung Jerusalems und des Tempels durch Titus a. 70 hatte dann die Wirkung, dass die ägyptischen Juden aus den loyalsten Untertanen glühende Hasser Roms wurden und ebenso wie die gesamte östliche Diaspora nur den Wunsch hatten, Rache zu nehmen für Jerusalem. So brach im Jahr 115, als Trajan in Babylonien stand, der Verzweiflungskampf der ganzen Judenschaft von der Kyrenaika bis nach Nordmesopotamien aus, in der tollkühnen Hoffnung, womöglich die römische Herrschaft abzuschütteln. Durch die siegreiche Beendigung dieses auf beiden Seiten mit furchtbarer Grausamkeit geführten Krieges durch Marcianus (117) war die frühere Machtstellung der ägyptischen Juden, die ungeheure Verluste erlitten hatten, gebrochen. In diesem Jahrhundert hören wir nichts mehr von Streitigkeiten der Juden und Alexandriner, abgesehen von einer unmittelbar nach dem Kriege von Hadrian in Rom geführten Verhandlung. Dass aber der Judenhass auch noch im Anfang des 3. Jahrhunderts lebendig war, zeigt der Umstand, dass die uns erhaltenen Handschriften jener Märtyrerakten zum guten Teil aus dieser Zeit stammen.

969. Sitzung
am 18. Mai 1938
im Hause
des Vortragenden Petersen

Anwesend die Herren Diels,
Fischer, Groener, Harms,
Lietzmann, Oncken, Penck,
Popitz, Schlitter, Spranger,
Stroux, Wilcken

Der Vortragende sprach über *Literaturgeschichte und Genealogie*. Man könnte auch Genialogie sagen, denn dem Literaturhistoriker muss an der Vererbungslehre die Frage nach den Ursprüngen der Dichtergabe und des Genies am wichtigsten sein. Hatte schon W. Scherer die Genesis des Dichters aus der Dreiheit von Ererbtem, Erlebtem, Erlerntem erklären wollen, so ist die Bewertung des Erbgutes für die Poetik lange Zeit hinter dem Erlebnis zurückgetreten. Heute aber steht die Frage dank aufblühender Erbforschung wieder an erster Stelle; nur bestehen Schwierigkeiten für die Zusammenarbeit der beiden jungen Wissenschaften. Sie liegen auf Seiten der Rassenkunde in einer noch nicht einheitlich geklärten Begriffsbildung, auf Seiten der Literaturwissenschaft in einem durchaus lückenhaften Material. Auch ist die Zielsetzung eine verschiedene. Wenn die auf das Gruppenmässige und Typische zielende Anthropologie mit Vorliebe grosse Männer, deren geistige Leistung bekannt ist, heranzieht, will sie die allgemeinen Zusammenhänge zwischen körperlicher und geistiger Ausdrucksform feststellen, während die Literaturwissenschaft gerade das, was anthropologisch erst ermesst werden soll, als gegeben voraussetzen müsste, um es für das verstehende Eindringen in die individuelle Wesensart eines Dichters zu verwerten. Dabei stellen die Fälle, die die Literaturgeschichte an die Anthropologie vermitteln kann, in bezug auf die geistige Leistung Ausnahmen dar, auf die nicht ohne Weiteres Gesetze zu gründen sind.

In Bezug auf *rassische* Diagnose werden die sich widersprechenden Ergebnisse für Schiller und Heinrich v. Kleist charakterisiert, die literaturwissenschaftlich ergebnislose Untersuchung der Elbinsel Finkenwerder, der Heimat Gorch Focks, und die von dem neuesten Raabe-Biographen Fehse unternommene Herleitung aus nordischer und fälischer Rassenmischung. Dies führt zu dem Problem, ob die Kreuzung verschiedener Rassen ebenso wie die Vereinigung wesensverschiedener genotyper Anlagen für die Entwicklung des Genies günstig ist. Auch Goethe ist, obwohl er das Blut Karls des Grossen und seines Gegners Widukind, der staufischen Kaiser, der Landgrafen von Thüringen, des Kanzlers Brück und des Malers Lukas Cranach in sich trug und obwohl sein Vatername auf gotische Abstammung hinweist, kein rein

nordischer Mensch gewesen, sondern scheint durch die grossmütterliche Familie Lindheimer, auf die gerade die dichterische Anlage zurückzuführen ist, vorderasiatisches und mediterranes Blut mitbekommen zu haben. Dass sogar ein Tropfen Türkenblut in seinen Adem gefunden wurde, sollte der merkwürdigen Hypothese eines Sprachforschers, der Gleichheiten zwischen Goethes Alterssprache und der türkischen Syntax entdeckte, eine Stütze bieten.

Die Frage des *Stammeserbes* führt zur Auseinandersetzung mit Josef Nadlers Theorien, denen ein sicherer methodischer Unterbau fehlt. Bei ihm sind die Stämme selbst die Spieler auf der Bühne der Literaturgeschichte; es kommt nicht so sehr auf die Dichtung an, als auf den Menschen, der sich in ihr ausspricht, und im Menschen wird nicht der Dichter gesucht, sondern die Stammesseele, deren Sprachrohr er ist. Bei der Auffassung der einzelnen Dichter entscheidet die Gelegenheit, auf welches Feld des Schachbrettes die Figur geschoben wird; dabei haben die Figuren verschiedene Bewegungsmöglichkeit: die eine kann als Bauer nur zu den unmittelbaren Vorfahren rücken; die andere durchquert als Läufer das ganze Feld, um an einen fernen Urahn Anschluss zu finden; die dritte biegt als Springer um die Ecke und findet neben der geradlinigen Abstammung eine Bestimmung in der landschaftlichen Umgebung. So kann der Darsteller Nadler nur um den Preis mancher gefährlichen Figurenopfer die Partie gewinnen. Beim Stammeserbe bleibt das Problem, wie weit sich die geographischen Einwirkungen, die zur Formung des Stammes beitragen, unter veränderten Lebensbedingungen erhalten und von einzelnen vererbbar sind.

Der engste Bezirk, in dem die Vererbung nicht nur Möglichkeit, sondern unentrinnbare Notwendigkeit wird, ist die *Familie*; Familienkunde ist daher das eigentliche Feld literarhistorischer Erforschungen. Im Gegensatz zu den Erfinderfamilien (Siemens), den Mathematikerfamilien (Bernoulli), den Musikerfamilien (Bach), den Malerfamilien (Holbein, Tischbein, Kaulbach) gibt es kaum ein Beispiel für Dichterfamilien, bei denen sich die Gabe über mehr als zwei Generationen vererbt hätte. Wo sie zu finden sind, hat man auf Übertragung von der Mutter her zu schliessen, wie die schwäbische Geistesmutter Regina Bardili, die Goethische Ahnfrau Esther Ley, durch die er mit Hegel, Uhland, Hauff blutsverwandt war, und die weibliche Deszendenz, die von der Karschin bis zum Urenkel Wilhelm v. Chezy, von Sophie v. Laroche bis zu den Urenkelinnen Elisabeth v. Heyking und Irene Forbes-Mosse reicht. Unter den Kindern der von Goethe

einstmals geliebten Maxi Laroche hat aber der einzige, der als wirkliches Genie anzusprechen ist, Clemens Brentano, sich nicht fortgepflanzt. Das Wort Goethes, wonach eine ganze Familie eines Tages alle bisher vereinzelt und angedeuteten Anlagen in einem ihrer Glieder ausspreche, lässt als Kehrseite der Zusammenfassung die Erschöpfung erscheinen, die in Goethes eigener Familie tragische Bestätigung fand. Das Genie beruht zwar auf Erbanlagen, die übertragbar sind, aber es ist in ihrem einmaligen günstigen Zusammentreffen nicht vererbbar. Dabei kann dieses Zusammentreffen im menschlichen Sinn nicht immer glücklich genannt werden; denn das geborene Genie bedarf zu seiner Entwicklung eines Lebens, das so mit Leid, Selbstopferung und Entsaugung gefüllt ist, dass Christian Morgenstern sagen konnte, ein Dichter müsse 77-mal als Mensch gestorben sein, ehe er als Dichter etwas taue. Auch die Erbanlagen, die ihm als Disposition zu Krankheit und körperlichem wie seelischem Leid in die Wiege gelegt werden, haben ihren schicksalhaften Anteil an dem Gebot des – Stirb und Werde –, in dessen Zeichen sich die Entwicklung des dichterischen Genies vollzieht.

970. Sitzung
am 1. Juni 1938
im Hause
des Vortragenden Diels

Anwesend die Herren Fischer,
Groener, Harms, Penck,
Petersen, Pinder, Spranger,
Stroux, Wilcken

Der Vortragende sprach über die *Vegetation Griechenlands und ihre ursprüngliche Beschaffenheit*. Es sind darüber vielfach widerstreitende Ansichten geäußert worden, so lange eine tiefere Kenntnis der heutigen Pflanzen-

Efeu (*Hedera hélix*)



decke des Landes fehlte. Eine solche ist erst spät gewonnen worden: vorbereitet durch Sibthorps Flora graeca, hat erst das 19. Jahrhundert die Grundlagen einer naturgemässen Betrachtung der Vegetation Griechenlands geschaffen.

Will man diese Vegetation und die Nachrichten darüber richtig auffassen, so ist zu beachten, dass vom heutigen Griechenland nur der mittlere und der südliche Teil den antiken Autoren genauer bekannt war, dass zwischen Niederung und Gebirge im Pflanzenkleid erhebliche Unterschiede bestehen und dass die Flora in der feuchten Jahreszeit ein ganz anderes Bild bietet als im Sommer. – In der Ebene und im Hügelland gibt es Wald nur in geringem Umfang: vorzugsweise findet er sich im Bereiche des rinnenden Wassers, in den Bachschluchten und den Flussauen, also als Auenwald mit Weiden, Pappeln und Platanen, reich an Schlinggewächsen wie Rebe und Epheu, dicht und schattig. Wo der Boden trocken ist, wird der Ölbaum häufig, oder es treten Bestände der Aleppokeifer auf, die sich jedoch in Meeresnähe halten, wo die Luft feuchter ist. Die immergrünen Gesträuche der Macchien mit *Κόπαρος* Myrte und Erica sind räumlich beschränkt; in allen trockenen Strichen weichen sie den Phrygana. Mit locker zerstreutem, niedrigem Gebüsch decken diese weithin das Land. Alle diese Wälder, Macchien und Phrygana der niederen Lagen und des Hügellandes sind als solche den hellenischen Schriftstellern wenig bekannt; wohl aber wissen sie vieles von den einzelnen Arten der Bäume und Sträucher, besonders allen denjenigen, die irgendwie dem Menschen nutzbar waren.

Viel ferner lag ihnen die Vegetation des Gebirgslandes oberhalb von etwa 900 m. Nur umrissweise wussten sie etwas davon, dass es dort mancherlei Eichen-Arten gäbe; und auch der Tannenwald, dessen dunkler Kranz die hohen Berge umgürtet, mit seinem harten, dornigen Unterholz wird selten geschildert, wenn auch die Tanne als solche ebenso wie die harzreiche Schwarzkiefer der Berge oft genannt werden.

Im Ganzen bekunden die Zeugnisse des Altertums, dass nur der Auenwald der unteren Stufe einen Anklang von Waldesstimmung in unserem Sinne bei den antiken Menschen auslöste: er spendet Schatten und lädt ein zur Rast am kühlenden Wasser. Die Ölbaum-Wälder sind Schauplatz landwirtschaftlicher Arbeit, und alle übrigen Baumbestände werden nur beachtet, soweit sie dem Unterhalt des Lebens und dem Tagewerk dienstbar sind. Der natürliche Nachwuchs der Bäume genügt dabei dem Bedarf, geregelten Forstbetrieb gibt es nicht. Über den Umfang



Ölbaum (*Olea europaea*)



Schwarzkiefer (*Pinus nigra*)



Eiche (Quercus)

der Wälder erfahren wir nichts; es fehlt aber in den antiken Berichten jeder Hinweis, nach dem Hellas im Altertum viel stärker bewaldet zu denken wäre als heutzutage.

In der Tat ist nicht anzunehmen, dass solches der Fall war. Das lehrt uns das Beispiel der Länder, die klimatisch mit Griechenland vergleichbar sind und von denen uns sicher überliefert ist, welcherlei Vegetation sie im Urzustände besaßen. Sehr deutlich zeigen Kalifornien und Westaustralien, dass in subtropischen Gebieten mit Trockenzeit im Sommer der bodenständige Wald aufhört, wenn der Niederschlag geringer ist als etwa $\frac{1}{2}$ m im Jahr. Wo in Südkalifornien nur $\frac{1}{3}$ m fallen (San Diego), da gibt es im Tiefland nur Auenwald, an den Berghängen wachsen Macchien und starres Eichengestrüpp, gegen 1'000 m beginnen Tannen- und Kiefernwälder: also alles wie in Hellas!

So erscheint die heutige Vegetation von Hellas gegen die des antiken Landes nur wenig verändert und zeigt sich in klarem Einklang mit der Umwelt; auch heute leuchtet die Sonne Homers über die hellenischen Fluren und Berge. Doch was sich von Grund auf geändert hat,

das ist die Menschheit. Gegenüber dem Aufstieg, den inzwischen die Völker des Nordens erreicht haben, wird wohl keine Besserung der Umwelt und keine Wiederherstellung zerstörter Natur imstande sein, die einst überragende Kulturhöhe nach Hellas zurückzuführen.

Beilage-Beilage
Deutsche Allgemeine Zeitung
München, 1. Oktober 1938 (Samstag) * 77. Jahrgang * Nr. 457-458
Preis 1.20 RM
Verlag: Deutscher Verlag für Kunst und Wissenschaft, München
Redaktion: Deutscher Verlag für Kunst und Wissenschaft, München
Telefon: 22 11 11
Postfach: 10 10 10
Druck: Deutscher Verlag für Kunst und Wissenschaft, München

Deutschland und England wollen niemals wieder gegeneinander Krieg führen

Gemeinsame Erklärung Hitlers und Chamberlains

Münchener Abkommen und deutsch-englisches Flottenabkommen symbolisch für den Friedenswunsch beider großer Nationen

Liefster Eindruck des Friedenswerks von München Mut und Klugheit Prag hat angenommen

Das Welt Echo

Paris vertritt über den künftigen Frieden

Bilderbericht aus München

THE FOUR STATESMEN IN MUNICH

LONG MEETINGS YESTERDAY

MR. CHAMBERLAIN'S ENTHUSIASTIC WELCOME

STEADY PROGRESS TOWARDS A SETTLEMENT

Ausschnitt aus der - Times - vom 30. September 1938

November 1938

Juni 1939

973. bis 986. Sitzung

Zeittafel 1938/1939

- 9.-10. November – Reichskristallnacht – mit schweren Ausschreitungen gegen die Juden.
- Herbst und Winter Bildung der Widerstandsgruppe Beck – Hassell – Popitz.
30. Januar Hitler prophezeit vor dem Reichstag für den Fall eines Weltkriegs die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.
15. März Die deutschen Truppen marschieren kampflös in die Tschechei und in die Slowakei ein.
16. März Hitler verkündet in Prag die Errichtung des – Protektorats Böhmen und Mähren – .
11. April Weisung Hitlers an die Führung der Wehrmacht, den Angriff auf Polen für den 1. September vorzubereiten.
28. April Hitler kündigt das deutsch-britische Flottenabkommen und den deutsch-polnischen Verständigungspakt.
22. Mai Militärbündnis zwischen Hitler und Mussolini (sog. Stahl-pakt).
19. August Deutschland und die Sowjetunion schliessen ein Wirtschaftsabkommen.
23. August Nichtangriffspakt mit der Sowjetunion. Geheimabkommen über die Aufteilung Polens und die Interessensphären im Osten.
1. September 4.45 Uhr: Deutsche Truppen marschieren in Polen ein. Hinter der Truppe liquidieren – Einsatzgruppen – (gebildet aus SD und Sicherheitspolizei) Angehörige der polnischen Führungsschicht.
3. September Grossbritannien und Frankreich erklären dem Deutschen Reich den Krieg.
6. Oktober Letzter polnischer Widerstand gebrochen.
25. Oktober Schaffung des – Generalgouvernements – und Wiedergliederung der 1918 an Polen verlorenen Gebiete. Beginn der Konzentration der polnischen Juden in Gettos.

973. Sitzung
am 9. November 1938
im Hause
des Vortragenden Lietzmann

Anwesend die Herren Diels,
Fischer, Groener, Harms,
Penck, Petersen, Pinder,
Popitz, Schlitter, Spranger,
Stroux, Wilcken

Nach Verlesung des vorigen Protokolls sprach der Vortragende über die Hilfsmittel zur Gewinnung eines zuverlässigen Textes des Neuen Testaments. Er besprach die ältesten Zeugen, die Chester-Beatty-Papyri und die grossen Unzialbibeln, von denen er Photos vorlegte. Aber auch aus den Zitaten der Kirchenväter kann man Schlüsse auf den Text der von ihnen benutzten Handschriften machen – wobei freilich eine sorgfältige Prüfung der Überlieferung unabweisliche Bedingung bleibt. Sodann sind die alten Übersetzungen von grösstem Wert, und unter ihnen steht die altlateinische, die sogenannte Itala, an erster Stelle. Sie hat aber eine sehr verzweigte Überlieferung, und es ist bis jetzt immer noch nicht klargestellt, ob wir eine oder mehrere lateinische Übersetzungen vor uns haben. Für die Evangelien ist der Stoff jetzt erstmalig in übersichtlicher Weise durch A. Jülicher gesammelt und ediert worden. Auch hier spielen die Zitate eine grosse Rolle. Sie sind um 1750 von P. Sabatier in grossen Folianten gesammelt worden. Eine Erneuerung dieses Riesenwerkes durch einen Beuroner Benediktiner liegt im Manuskript vor, scheint aber nicht gedruckt werden zu können. An zweiter Stelle steht für die Evangelien eine altsyrische Übersetzung, die in manchen Dingen auffällige Berührungen mit den Altlateinern zeigt. Für den ägyptischen Kirchentext sind die koptischen, für den byzantinischen die gotische und die spätere syrische Übersetzung wichtig.

Die moderne kritische Arbeit am Text des Neuen Testaments setzt bei Lachmann ein, der methodisch einen Weg wies, den die Nachfolger zum Schaden der Sache nicht gegangen sind. Tischendorfs Finderglück blendete die Augen, und seine unzweifelhafte Sorgfalt im Vergleichen der Handschriften liess die meisten über die Mängel seiner kritischen Begabung hinwegsehen. Die Engländer Westcott und Hort brachten erst wieder methodische Grundsätze von Bedeutung auf den Plan. In Deutschland arbeitete Hermann v. Soden über 20 Jahre lang an einer die Masse der jüngeren Handschriften einbeziehenden Ausgabe, die sich aber trotz aller darauf verwendeten Arbeit als ein Fehlschlag erwies, da die methodischen Grundlagen unhaltbar waren und die Angaben des Apparates sich als überaus unzuverlässig erwiesen. Eine praktische Handausgabe des Neuen Testaments



Chester Beatty Papyri
(Markus 8,34-9,8)

schuf E. Nestle für die Württembergische Bibelgesellschaft: sie wurde von der britischen Bibelgesellschaft übernommen. Die Aufgabe künftiger kritischer Arbeit ist nicht sowohl Suche nach weiterer Vermehrung des Materials, sondern Sichtung und methodische Ausnutzung des Vorhandenen.

974. Sitzung
am 23. November 1938
im Hause
des Vortragenden Popitz

Anwesend die Herren Diels,
Fischer, Groener, Harns,
Lietzmann, Oncken, Penck,
Pinder, Sauerbruch, Wilcken

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

29.9.38
Frühstück mit Heinrici, Popitz, Tischbein und Sybel (Landbund) im Continental. Sehr gedrückte Stimmung. Popitz sehr bitter, meinte, es ginge mit wachsender Wut gegen die obere – Schichte – (wie Hitler das nennt). Jeden anständigen Menschen packt der physische Ekel, wie sich der aktive Finanzminister Popitz ausdrückte, wenn er Reden hört wie die letzte pöbelhafte Rede von Hitler im Sportpalast.

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

[19.10.39]
Um 11 Uhr bei Popitz. Eingehende und sehr sachliche Aussprache. Er sieht ganz klar. Trotzdem die Hauptsache noch fehlt, nämlich der handelnde General, meint er, man müsse sich jetzt schon im kleinsten Kreise unterhalten, wie man eintretendenfalls handeln wolle. Goerdeler und Planck geeignete Teilnehmer. Ersterer sei aber immer etwas phantastisch sowohl in seinen Angaben wie in seinen Plänen. Popitz gefiel mir sehr gut in seiner Sachlichkeit und tiefsten Sorge. Zum Schluss kamen wir auf die Monarchie, die er zunächst noch zurückstellen möchte (anders Goerdeler).

Der Vortragende sprach über die *Hemmungen, die der Durchführung der Reichsreform entgegenstehen*. Indem er Schwierigkeiten in persönlicher Beziehung beiseite liess, sah er die sachlichen Hemmungen in den noch immer vorhandenen Residuen der früheren bundesstaatlichen Gliederung des Reichs und den dadurch bedingten Verschiedenheiten in den rechtlichen Ordnungen. Es seien also noch immer die gleichen Tatbestände, die in der Vergangenheit der Entstehung eines einheitlichen, homogen gegliederten deutschen Staates entgegengestanden hätten. Die starke, z.T. auf ausländische Verflechtungen gestützte Stellung der Stände im alten Reich sei zwar schon im Bismarckschen Reich im Wesentlichen der im Dienst der Reichsidee stehenden Übermacht Preussens gewichen, im Weimarer Reich sei die grosse Hemmung, die in dem Vorhandensein der Fürsten bestand, gefallen, aber die verfassungsmässigen Bindungen hätten sich bei der Kompliziertheit der doktrinären Bestimmungen der Weimarer Verfassung eher noch verstärkt; auch diese seien im Dritten Reich gefallen, die Frage einer Neugliederung sei zu einer reinen Willensfrage geworden, ja dem Wortlaut der Gesetze nach sei bereits ein Einheitsreich vorhanden, tatsächlich bestehe aber nach wie vor eine starke Rechtsungleichheit unter den Ländern.

Es seien nun zwar zur Beseitigung dieser Rechtsungleichheit wesentliche Fortschritte gemacht worden: so die (zwar noch nicht abgeschlossene) Vereinheitlichung des Besoldungsrechts, des Beamtenrechts, des Gemeindeverfassungsrechts, des Rechnungswesens und vor allem des Landessteuerrechts (Realsteuerreform). Geblieben sei aber als eine bedeutsame Hemmung der Vollendung der Reichseinheit die Ungleichheit in der Stellung der Länder gegenüber ihrem Unterbau, den Gemeinden und den Gemeindeverbänden. Dabei sei es nicht so wichtig, dass die Verschiedenheit der Grösse der

Länder – ein Land (Preussen) von Grossstaatsausmass, ein Land (Bayern) die Provinzialstufe überragend, 4 Länder (Sachsen, Württemberg, Baden, Thüringen) etwa auf der Provinzialstufe, andere Länder auf der Landkreisstufe oder etwas darüber, die Hansestädte auf der Gemeinde-stufe – die zweckmässige Verteilung der Zuständigkeiten hindere. Entscheidend sei vielmehr das verschiedene Volumen der Länderfinanzmasse. Dadurch, dass die Län-der in ihren Etats und in der Abgrenzung ihrer finanziel-len Reichweite nicht gleichmässig ausgerichtet seien, viele Länder vielmehr die finanzielle Betreuung von Aufgaben hätten, die in anderen, insbesondere in Preussen, nicht dem Staat, sondern den Gemeinden und Gemeindever-bänden zuständen, sei es unmöglich, durch Übernahme der Länderfinanzmasse auf das Reich alle staatlichen Kompetenzen ohne Weiteres bei diesem zu vereinigen. Es müssten vielmehr zunächst diese Verschiedenheiten aus-geglichen werden und zwar so, dass in allen Ländern die finanzielle Betreuung von Aufgaben, die nicht staatlicher Natur seien, auf die Gemeinden und Gemeindeverbände, abgegeben würden.

Der Vortragende gab zunächst einen Überblick über die nach wie vor in den Etats der Länder betreuten Auf-gaben, die unzweifelhaft als staatliche anzusehen seien und somit in einem Einheitsstaat dem Reich zuzustehen hätten: der Gesamtaufbau der allgemeinen und inneren Verwaltung mit ihrem weitverzweigten Behördenaufbau, die Unterrichtsverwaltung, die Betreuung der Gemein-den und Gemeindeverbände durch Zuschüsse und der Lastenausgleich unter ihnen durch Finanzzuweisungen. Auf allen diesen Gebieten – etwa vom reinen Behörden-aufbau abgesehen – zeigten sich aber tiefgehende Ver-schiedenheiten. So seien die Verwaltung der Strassen und die anstaltsmässige Fürsorge in Preussen auf die Provinzen zur finanziellen Betreuung übertragen. In den meisten anderen Ländern dagegen ständen die Ausgaben hierfür im Staatsetat. Besonders schwierig sei die Verteilung der Kosten für die Volksschulen. Die persönlichen Kosten der Volksschulen machten im Altreich fast 1 Milliarde RM aus. Diese Summe verteile sich nun in sehr verschie-dener Weise in den einzelnen Ländern zwischen dem Staate und den Gemeinden. Eine Gleichmässigkeit in die-ser Verteilung der persönlichen Schulunterhaltungs-kosten herbeizuführen, sei aber ausserordentlich er-schwert dadurch, dass neben der Frage der sachlichen Zweckmässigkeit ein – weltanschaulicher – Streit unausge-tragen sei, der darin bestünde, dass die Lehrer die aus-schliessliche Bezahlung durch den Staat allein für ihrer Bedeutung gemäss hielten, während die Gemeinden

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

20.12.38

Die Tage in Berlin – bei eisiger Kälte – stehen unter der von allen anständigen und nachdenkenden Menschen schwer empfundenen Last der beschämenden Vorgänge (Pogrom) im November. Man spricht überhaupt von kaum etwas Anderem...

Popitz hat übrigens nach dem Pogrom Göring um seinen Abschied gebeten, der versprochen habe, dies Gesuch an Hitler weiterzugeben. Er, Popitz, habe wenigstens das Bedürfnis gefühlt, so zu handeln, nachdem die Verantwortlichen: Gärtner, Schwerin-Krosigk und Neurath als – Reichsminister – wieder schmä-hlich versagt hätten...

Popitz erzählte, er habe die Sache mit Göring in offener Weise besprochen und deutlich auf Görings zukünftige Stellung und auf die Unmöglichkeit so etwas mitzu-machen, hingewiesen. Göring sei tief erregt und offenbar ganz über-zeugt gewesen. Aber zum letzten reicht es eben nicht, weil er von Hit-ler völlig abhängt und Furcht vor Himmler und Heydrich hat.

Aus dem Gesetz über die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse im Staats- und Rechtsleben:

Art. 2

1. *Im Reichsgebiet gibt es nur eine Staatsgewalt, die des Reiches.*
2. *Die Ungleichheit der bisherigen Länder nach Umfang, Wirtschafts- und Finanzkraft, sowie die Unvereinbarkeit des verwaltungsmässigen Aufbaus in den verschiedenen Reichsgebieten macht eine Neugliederung des Reiches unerlässlich. Preussen vollendet seine reichsbil-dende Mission, indem es auf den staatlichen Zusammenhang seiner Provinzen verzichtet.*

3. Das Reich gliedert sich in Länder, die sowohl Verwaltungsbezirke des Reiches wie Gebietskörperschaften mit Selbstverwaltung sind. Die Gliederung erfolgt nach Massgabe der Anlage.

4. Den Ländern werden zur Erledigung in Selbstverwaltung und Selbstverantwortung unter Aufsicht des Reiches Aufgaben übertragen, die sie zur tätigen Mitwirkung an der Pflege der Wirtschaft und Kultur in den ihnen anvertrauten Reichsteilen berufen. Sie sollen dabei Wahrer der wertvollen Tradition der deutschen Stämme und der früheren deutschen Territorien sein. Ein Finanz- und Lastenausgleich für das gesamte Reichsgebiet wird sicherstellen, dass sich in allen Teilen des Reiches eine für die Erfüllung der übertragenen Aufgaben befähigte Selbstverwaltung entwickeln kann...

(Das Gesetz wurde in der hier vorliegenden letzten Fassung im Herbst 1943 nach der Verhaftung des Rechtsanwaltes Langbehn von meinem Vater, dem preussischen Finanzminister Professor Dr. Popitz, in seiner Bibliothek im Hause Brentanostr. 50, Berlin-Steglitz, versteckt. Die Aufstellung der in diesem Gesetz von meinem Vater niedergelegten Bestimmungen liegt sehr viel weiter zurück und beruht auf vielen Besprechungen, wie sie seit 1938 laufend vor allem zwischen meinem Vater, Professor Jens Jessen, Botschafter Ulrich von Hassell, Staatssekretär Erwin Planck und Generaloberst Beck stattgefunden haben. – Cornelia Popitz)

Ulrich v. Hassell, Vom andern Deutschland

gerade umgekehrt die möglichst weitgehende Übertragung der Volksschulangelegenheiten auf die Gemeinden wünschten. Es sei klar, dass je nach der Regelung dieser Frage die finanzielle Abgrenzung zwischen Staat und Gemeinden äusserst verschieden ausfallen müsse. Weiter sei auch von der Regelung dieser Frage und einiger verwandter weniger bedeutsamer Fragen abhängig, welche Summe dem Staat zur Verfügung stünde, um die wichtige Aufgabe eines Ausgleichs zwischen leistungsstarken und leistungsschwachen Gemeinden zu erfüllen. Ohne einen einheitlichen Finanz- und Lastenausgleich sei aber ein Einheitsstaat schlechterdings undenkbar.

Diese Schwierigkeiten hätten sich nun noch wesentlich verschärft, seitdem Österreich und Sudetenland zum Reich gekommen seien. Denn es sei geplant, diese Gebiete so zu organisieren, dass dort Länder mit eigener finanzieller Zuständigkeit überhaupt wegfallen sollten, alle Staatsaufgaben unmittelbar vom Reich wahrgenommen würden, neben dem nur Gaue mit der Kompetenz etwa preussischer Provinzen bestehen sollten. Damit entstünde aber ein Reich, das für einen Teil seines Gebietes – für das Altreich – wichtige Staatsaufgaben auf die Länder finanziell dezentralisiert habe, für einen anderen Teil aber diese Aufgabe unmittelbar aus seinem Etat finanziere und dies alles, ohne dass die Abgrenzung der Staatsaufgaben und damit der Staatsfinanzmasse zu den Gemeindeaufgaben und damit zur Gemeindefinanzmasse irgendwie grundsätzlich entschieden sei. Dieser Zustand sei deshalb auch besonders unhaltbar, weil die neuen, vollständig vom Reich alimentierten Gebiete steuerlich wenig kräftig seien, das Reich also die Mittel, die es dort aufwenden müsse, nicht durch das Steueraufkommen aus diesen Gebieten decken könne, ohne jedoch in der Lage zu sein, die grössere Finanzkraft der Altreichsgebiete hinreichend hierzu direkt auf dem Wege eines das ganze Reich durchziehenden Finanz- und Lastenausgleichs heranzuziehen.

Der Vortragende berührte zum Schluss noch die – unentschiedene – Frage, ob die künftigen Reichsgaue gross oder klein sein sollten, ob die Mittelinanz des Reiches nur in den Behörden der Reichsstatthalter oder daneben auch in Regierungspräsidenten bestehen sollte, und wies auf die Bedeutung dieser Frage für die politische Entwicklung hin.

Alles dränge also dazu, eine Entscheidung über die Gliederung des Reiches, seinen Verwaltungsaufbau und das Ausmass finanzieller Dezentralisation zu treffen, um aus einem aliquod monstrum einen wirklichen deutschen Einheitsstaat zu machen.

975. Sitzung
am 7. Dezember 1938
im Hause

Anwesend die Herren Diels,
Groener, Lietzmann, Oncken,
Penck, Petersen, Pinder,
Spranger, Stroux, Wilcken

Vortragender sprach über «*Die vollbeschäftigte Wirtschaft*». Dieses Thema deutet ja selbst schon auf die Tatsache hin, dass vor allem die verfügbaren menschlichen Arbeitskräfte bei uns in Deutschland voll eingesetzt sind, während England ein neues Wiederansteigen der Erwerbslosigkeit auf über 2 Millionen anzeigt und die USA mehr als 10 Millionen Arbeitsloser habe. Deutlicher noch tritt das Bild der deutschen Verhältnisse bei Betrachtung der Zahlen der *Beschäftigten* zutage, die viel stärker gewachsen sind, als es dem Rückgang der Arbeitslosigkeit entsprechen würde. Grund: 1. Einerseits natürliche Folge des Bevölkerungszuwachses, mit dem in den nächsten Jahren allerdings nicht mehr zu rechnen ist. Die Zahl der 14jährigen Jungen 1936 noch 613'000. Diese wird bis 1947 auf 446'000, das ist um 27%, abnehmen, was für die Wirtschaftspolitik von grösster Bedeutung ist. 2. Andererseits infolge dringender Arbeiten für Rüstung, Festungsbau, Vierjahresplanbedarf Zahl der Beschäftigten gestiegen wie nie zuvor, von 1932-1938 von 12½ Millionen auf 20 Millionen, das ist mehr als 60%. In deutscher Wirtschaftsgeschichte noch nie dagewesene Entwicklung. Dabei Anfang des Jahres noch ein ungedeckter Bedarf von 500'000 Arbeitskräften, der sich inzwischen weiter vergrössert hat. Man rechnet bis Ende des Vierjahresplanes, Herbst 1940, mit rund 22 Millionen beschäftigten Arbeitern und Angestellten.

Gesamtbestand und *Gesamtbedarf* völlig auszugleichen nicht möglich, solange mehrere staatspolitisch dringliche Aufgabenkreise gleichzeitig und beschleunigt zu lösen. Besondere Probleme in der Landwirtschaft, wo der Leutemangel sich als schwierigstes Hindernis zu erfolgreicher Durchführung der Erzeugungsschlacht erweist. Ausländische Arbeiter (etwa 150'000) mussten herangezogen werden trotz gewisser Belastung unserer Devisenbilanz (350 Mark pro Kopf). Rohstoffversorgung war im laufenden Jahr erleichtert einerseits durch Steigerung der Einfuhr bei um 30-40% niedrigeren Weltmarktpreisen, andererseits Steigerung der *inländischen* Rohstoffproduktion, insbesondere inländischer Textilrohstoffe. Zellwolle wird schätzungsweise 1938 = 150'000 t betragen, 1939 = 200'000 t. Gesamte deutsche Versorgung mit Textilrohstoffen erforderte 1937 = 970'000 t, wovon bereits 29% inländischer Anteil, während 1934 bei 790'000 t Gesamtversorgung dieser Anteil erst 14% war. Zellwolle 1934 nur

1%, 1937 bereits 100%. Ähnlich imponierende Ziffern zeigt die Benzinsynthese. Braunkohlenbenzin war 1937 = 320'000 t und wird 1938 = 425'000 t erreichen. Auch Steinkohlenbenzin-Produktion wird immer umfangreicher. Gesamtverbrauch an Mineralölen von 3 Millionen t in 1933 auf 5½ Millionen t in 1937 gestiegen, wobei Inlanderzeugung bereits 43%. In der Eisenindustrie spielt der immer weiter steigende Verbrauch von eisenarmen deutschen Erzen eine steigende Rolle, da es gelungen, den Einsatz solcher Erze wirtschaftlich und technisch fortschrittlicher zu gestalten. Es ist nicht möglich, hier alle Vierjahresplangebiete im Einzelnen durchzugehen. Zu bemerken ist jedoch, dass sich neben den programmässigen Aufgaben noch die aussenpolitische Notwendigkeit herausstellte, aus der deutschen Wirtschaft 450'000 Arbeiter zum Bau der Westbefestigungen herauszuziehen und gewaltige Mengen von Eisen und Baumaterial für den gleichen Zweck zur Verfügung zu stellen. Vortragender ging hiernach über zur Frage der Finanzierung der – *vollbeschäftigten* Wirtschaft –. Die Ausgaben müssen – soweit Steuereingänge nicht reichen – mit Krediten kurzfristig oder langfristig finanziert werden, wenn es sich darum handelt, einmalige grosse Aufgaben auf die Schultern mehrerer Generationen zu verteilen. Wird die gleiche Finanzierungsweise aber dauernd beibehalten, während die Ertragsfähigkeit der Wirtschaft auf der anderen Seite nicht in gleichem Umfange zunimmt, so muss schliesslich ein Punkt erreicht werden, wo die Verzinsung und Amortisation für den Staat eine unerträgliche Belastung darstellen. Nun sind aber mit der aufblühenden Wirtschaft die laufenden Steuererträge in einem Umfang gestiegen, von dem sich bei dem Start der sogenannten Staatskonjunktur auch der kühnste Optimist keine ausreichende Vorstellung gemacht hatte. Allerdings mussten zu diesem Effekt die hohen Steuersätze aus der Krisenzeit beibehalten und in einzelnen Fällen noch gesteigert werden. Für 1937/38 betrug das gesamte Steuererträgnis rund 17 Milliarden Mark nach knapp 7 Milliarden Mark in 1933. Für 1938 wird eine Steigerung auf 19 Milliarden Mark angenommen. Die Schätzung des Staatssekretärs Reinhardt für 1940 lautet auf 20-21 Milliarden Mark. Bei derartigen Zunahme der laufenden Einnahmen wird die Steigerung der Verschuldung sich verlangsamen. Bis zum Frühjahr d.J. war die technische Form der Finanzierung in erster Linie der Sonderwechsel, worüber im Vorjahre berichtet wurde. Nachdem der Zustand der Vollbeschäftigung in diesem Frühjahr erstmalig als auf der ganzen Linie erreicht anzusehen war, hatten sich auch die Voraussetzungen für die deut-

schen Staatsfinanzen wesentlich geändert. Aus verschiedenen Zusammenhängen heraus ergab sich die Notwendigkeit zur Finanzierungsumstellung, die im Frühjahr 1938 vorgenommen wurde. Sie lautet dahin, dass keine beliebige Kreditexpansion mehr erfolgen solle, sondern die benötigten Mittel aus dem regulären Etat aufzubringen sind, darüber hinaus durch Ausgabe von Reichsanleihen und Reichsschatzanweisungen unmittelbar aus den Kreditmärkten und aus dem Bankenapparat heraus, mit anderen Worten aus dem *vorhandenen* Kreditvolumen, nicht aber durch *zusätzliche* Beanspruchung der Notenbank. Der Kernpunkt des neuen Finanzierungsprogramms lautet also, dass die Verschuldung nunmehr prinzipiell auf den Betrag begrenzt werden soll, der jeweils aus dem Kapitalmarkt sich konsolidieren lässt. Für eine Übergangszeit wurde ein neues Instrument in Gestalt der sogenannten Lieferschätze geschaffen, die aber im Gegensatz zu den früheren Sonderwechseln im Reichsschuldennachweis aufgeführt werden und die nicht rediskontfähig, sondern nur lombardfähig sind. Vom März-September wurden 2½ Milliarden RM Lieferschätze gegeben, die von der Industrie zum grössten Teil sofort zu barem Geld gemacht wurden. Bis Ende September hatten die Banken fast 2 Milliarden davon übernommen. Sie waren bei ihrer grossen Flüssigkeit in der Lage, sie zunächst im eigenen Portefeuille zu behalten, mussten im Krisenmonat September allerdings stark auf die Reichsbank zurückgreifen. Die Rückbildung im Oktober war aber sehr stark. Es zeigte sich, welche Elastizität der deutschen Finanz- und Kreditwirtschaft auch in Zeiten völlig anormaler Anspannungen innewohnt. Eine wichtige Feststellung war die, dass die beschlossene Umstellung auf Lieferschätze, die sich allein auf den Geld- und Kapitalmarkt und die Finanzkraft des Reiches stützen sollte, trotz der unvorhergesehenen Anspannung nicht wieder umgeworfen zu werden brauchte. Die im März erstmalig ausgegebenen Lieferschätze sind bereits im Umfange von etwa 400 Millionen Mark eingelöst worden. In den nächsten Monaten wird der Neuausgabe eine kräftige Tilgung gegenüberstehen. Allerdings besteht der vorhandene Milliardenblock von Sonderwechseln, die sich heute zum überwiegenden Teil im Portefeuille der Reichsbank befinden. Neben der kurzfristigen Staatsverschuldung steht dann die langfristige in Gestalt der Konsolidierungsemissionen, die 1938 den ausserordentlichen Erfolg zu verzeichnen hatten, dass 3 Anleihen ein Gesamtergebnis von ca. 6 Milliarden RM gebracht haben gegen 3,7 Milliarden RM in 1937. Eine 4. Emission in diesem Jahre ist z.Zt. im Gange. Sie verspricht ebenfalls Erfolg. Bei dem

Umfang der Konsolidierungsbedürfnisse des Reiches werden neue Hypothekendarlehen von Sparkassen und Versicherungen z.Zt. so gut wie gar nicht gegeben. Das hat zur Folge, dass die Finanzierung vieler privater Bauvorhaben unmöglich wird. Die wirtschaftliche Einfügung des Sudetenlandes wird auf finanziellem Gebiet relativ grössere Aufgaben stellen als es beim Anschluss Österreichs der Fall war. Die Auswirkungen der Eingliederung von Ostmark und Sudetenland müssen auch bei der Entwicklung des Reichsbankstatus stets im Auge behalten werden. Durch Österreich ist der Notenumlauf um etwa 800 Millionen RM und durch Sudetenland um etwa 350-400 Millionen RM vergrössert worden. Was die Finanzierung der privaten Wirtschaft im Aufschwung anbetrifft, so hat die kurzfristige Kreditversorgung in keinem Stadium irgendwelche Schwierigkeiten gemacht. Der fortgesetzte Einsatz des Staatskredits hatte eine so weitgehende Verflüssigung der Unternehmen zur Folge, dass die Nachfrage nach Bankkredit aus der Privatwirtschaft nicht grösser, sondern ständig kleiner wurde. Die Fähigkeit zur Selbstfinanzierung ist, wie gerade die jüngsten Abschlüsse der Montankonzerne wieder bewiesen haben, nach wie vor erstaunlich gross. Was im Auslande immer wieder als das deutsche – Finanzwunder – bezeichnet wird, ist in Wirklichkeit nichts anderes als das Ergebnis einer straffen Kredit- und Kapitalmarktpolitik, die alle Kräfte auf die vordringlichen Aufgaben konzentriert. Im Zeichen dieser Konzentration der Kräfte wird auch die weitere Entwicklung stehen.

976. Sitzung
am 21. Dezember 1938
im Hause
des Vortragenden Fischer

Anwesend die Herren Diels,
Fechter, Harms, Lietzmann,
Oncken, Penck, Petersen,
Pinder, Popitz, Schlitter,
Spranger, Stroux

Am 21. Dezember 1938 nahm ich zum ersten Mal an einer Sitzung der Mittwochs-Gesellschaft teil. Es war im Hause Eugen Fischers; er sprach über Schicksal des Erbes und Erbe als Schicksal, entwickelte das Zusammenwirken von Anlage und Umwelt auf die Geschichte eines Volkes an dem Stamm, zu dem er gehörte, an den Alemannen. So fern mir das Gegenständliche des Vortrags lag, so nahe kam mir die

Schicksal des Erbes – Erbe als Schicksal nennt sich der Vortrag, der zeigen soll, wie der geschichtliche Weg eines Volkes einerseits von dessen erblichen Anlagen, also seiner Rassenzusammensetzung, und andererseits von seinem schicksalmässigen Erleben, dem Land in das es kommt, den Nachbarn, Freunden und Feinden abhängt. Dies wird an den Alemannen gezeigt.

Ein günstiges Geschick bewahrte eines der Kemvölker der Germanen, die Semnonen, vor Wanderungen, wie sie die Westgermanen und andere ausführten, in Südländer, wo sie untergingen, und vor dem Geschick der Franken,

die durch die völlige Romanisierung ihres unterworfenen Siedlungsgebietes Gallien selbst verwelchten. Südwärts gewandert ins heutige Schwaben und an den Oberrhein, nannte sich der Stamm Sweben, ein westlicher Teil hiess später Alemannen. Nur diese letzteren sollen betrachtet werden. Nach wechselnden Verhältnissen kamen sie erst 774 nach Karls Sieg über die Langobarden zum Reich. Dadurch hatten sie seit ihrer Landnahme fast 300 Jahre Zeit gehabt, sich als feste Bauemsiedler einzurichten. Aber sie waren auch erbmässig härter, charakterfester als die Franken – so leisteten sie jeder Romanisierung Widerstand.

In dem im Einzelnen geschilderten charakteristischen Land vom Vogesenkamm bis zur Ostabdachung des Schwarzwaldes – bis zu den Firnen der Schweizeralpen und zum Arlberg erfolgt die Entwicklung – aus einigem wenigen keltischen, aus einigen Spritzern römischen Blutes und aus der breiten gleichmässigen Masse des svebischen Germanentums wurde der Alemanne, dessen oberrheinisches Land seine ihn modelnde Heimat war. – Hundert Jahre nach der Aufnahme ins Karolinger Reich beginnt die alemannische Geistesblüte – Reichenau und St. Gallen –, die sich dann an Malern, Musikern, an Minnesängern und Mystikern, an Humanisten und Dichtern, an Bildhauern und Baukünstlern durch alle Jahrhunderte verfolgen lässt. – Immer zeigt sich dabei für die Verfolgung des Erbgutes die Bedeutung von Stammesstum, das die Erblinien vor völliger Zersplitterung bewahrt – innerhalb gewisser Grenzen züchtend wird. In diesem Erbe aber liegt eben die gewaltige Begabung des Alemannentums. Und schicksalhaft ist andererseits die Abspaltung von Teilen durch politisches Geschehen – die Schweiz – das Elsass. – Die letzte Schicksalsfrage an diesen Stamm, wie an das ganze deutsche Volk ist die, ob es gelingt, den grössten Feind völkischen Lebens und völkischer Leistung zu bannen, den kulturbedingten Geburtenrückgang, insbesondere dessen qualitative Seite. – Der nationalsozialistischen Bewegung ist es gelungen, in den letzten zwei Jahren eine, wenn auch erst kleine, Wendung der sinkenden Geburtenkurve zu erreichen – das deutsche, das einzige Volk in Europa, dem dies gelang! Es ist noch kein endgültiger Sieg, aber eine erste gewonnene Schlacht, zu verdanken der geänderten Wirtschaftslage, aber unendlich viel mehr dem geänderten geistig-seelischen Zustand. – Das Alemannentum in seinem Selbstbewusstsein und als Hüter der oberrheinischen Grenzmark zu stärken, dazu dienen die alemannischen Kulturtage in Freiburg i. Brsg., auf deren letztem dieser Vortrag gehalten wurde.*

*(Jahrbuch der Stadt Freiburg, Bd. 2)

Atmosphäre des Kreises, die sich noch in dieser Dienstwohnungsumgebung eines Dahlemer Kaiser-Wilhelm-Instituts frei und stark entfaltete. Die Zahl der Erschienenen war ziemlich gross; nicht weniger als 12 der Mitglieder waren anwesend... Es ergab sich ein guter Anfang: die badischen Weine Eugen Fischers und die süddeutsche Behaglichkeit schon aus dem Dialekt lockerten von Anbeginn die Distanz, die sich aus der Koexistenz von lauter Geheimräten, Professoren, Ministern, Bankdirektoren nur zu leicht ergeben konnte.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten



Von denen, die von Anbeginn zu den Führenden gehörten, ist Albrecht Pencks mächtige Erscheinung mit scharfen Umrissen im Gedächtnis geblieben. Er hatte, als ich ihm dort begegnete, die Achtzig bereits hinter sich; er war souverän und witzig wie nur je und wurde selbst mit den unvermeidlichen Altershemmungen des Körperlichen überlegen fertig. Er war ein grosser, breiter, wuchtig wirkender Mann; das runde, bartlose, von der Natur heiter geformte Gesicht, halb das eines Schauspielers, halb das eines klugen Schulmannes, funkelte zuweilen, wenn er ironisch die dünnen Brauen über den vergnügten Augen hochzog, vor Freude über die Möglichkeit der sächsisch hellen Formulierung irgendeiner versteckten und doch unentrinnbaren kleinen Bosheit.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

978. Sitzung
am 18. Januar 1939
im Hause
des Vortragenden Penck

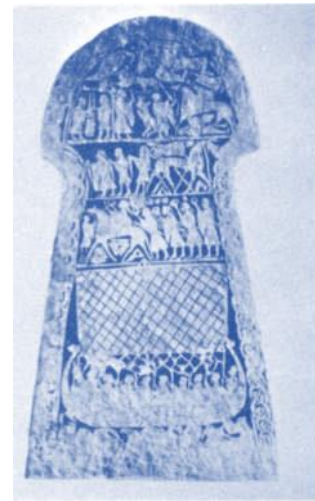
*Anwesend die Herren Diels,
Fechter, Groener, Harms,
Oncken, Petersen, Pinder,
Popitz, Schlitter, Spranger,
Wilcken*

Dieser sprach über die Eruption der Nordleute. Bei Beginn des 9. Jahrhunderts erscheinen plötzlich normannische Seeräuber an den deutschen, nordfranzösischen, englischen, irischen Küsten, wenig später an den mittelmeeerischen; Wikinger setzen sich an den Südküsten der Ostsee fest und gelangen am Dnjepr bis ans Schwarze Meer. Überall kommen sie in Kielbooten, die sie in sehr vollkommener Form beim Einwandern in ihre seenreiche nordische Heimat entwickelt hatten und mit denen sie auf die offene See gingen, als sie die Landnahme vollendet hatten. Sie begründeten Reiche von sehr kurzem Bestände in der Normandie und in Sizilien, begründeten das russische Reich in Kiew, allenthalben gingen sie rasch in der einheimischen Bevölkerung auf. Sie besiedelten lediglich Island und zeitweilig das südliche Grönland. Sie kamen bis Nordamerika, setzten sich aber hier nicht fest, da sie die kriegerischen Eingeborenen fürchteten.

Kaum 300 Jahre bestand ihre Seegelung, dann wurden sie Schritt für Schritt aus den nordischen Meeren durch die Hansen verdrängt, deren gut segelnde Koggen mit Kiel und Hecksteuer ihren Ruderbooten überlegen waren, und der europäische Norden kam unter deutschen Kultureinfluss.

In Island allein erhielt sich das in Worte gefasste Kulturgut der Nordleute durch Aufzeichnung von deren Sagas. In Grönland ging ihre Niederlassung elend zugrunde. Sie bestand in 280 Höfen, von denen in neuester Zeit die Spuren von 210 nachgewiesen worden sind. Die Zahl der Bewohner dürfte sich zwischen 3'000 und 6'000 bewegt haben. Es gab zwei Siedlungsgebiete, Eystribygd in der Nähe der späteren Julianehaab und Vestribygd, 4-5° weiter nördlich in der Gegend von Soohaab. Anfänglich bestand eine Selbstregierung freier Bauern; 1201 unterstellen diese sich dem König von Norwegen, der das Handelsmonopol mit Grönland für sich beanspruchte, aber nicht für die Aufrechterhaltung des Schiffsverkehrs dahin sorgte. Das Christentum fand zugleich mit der Landnahme Eingang, es gab 16 Kirchen im Lande und zwei Klöster. Gardar in der Nähe der Tingstätte und des von Erich dem Roten besiedelten Gebietes (in der Nähe von Julianehaab) war seit 1'152 Sitz von 11 Bischöfen, von denen allerdings nur 9 das Land erreichten. Der drittletzte und letzte blieben in Norwegen.

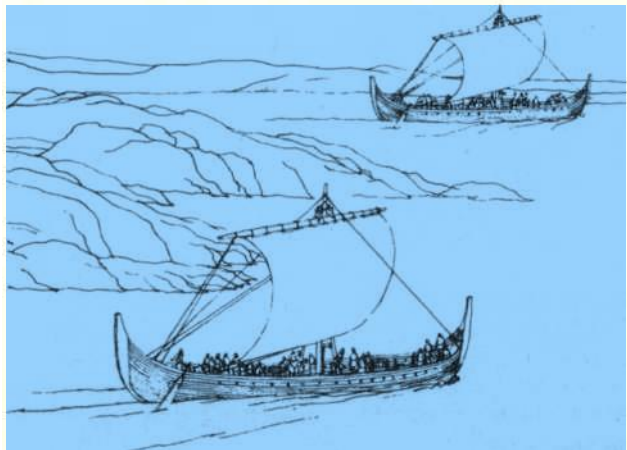
Die Lebensbedingungen für die Siedler waren sehr kärgliche. Sie lebten von Viehzucht und Fischfang. In bezug auf Holz, Getreide und Eisen waren sie auf Einfuhr angewiesen. Das Aussetzen des Verkehrs vom Mutterlande her bedeutete daher den Untergang, denn selbst helfen konnten sich die Siedler wegen Mangel des zum Schiffbau nötigen Holzes nicht. Seit 1410 ist kein isländisches Schiff mehr in Grönland gewesen. Damals wurde noch in Herjölfinäs (nahe Kap Farvel) eine Hochzeit gefeiert, dann fehlt jede Kunde von den Siedlungen und ihren Bewohnern. Man hat deren offenbaren Untergang auf Kämpfe mit den Eskimos zurückgeführt, die, wie es scheint, um 1370 Vestribygd eroberten, aber in Eystribygd Anfang des 15. Jahrhunderts noch nicht nachweisbar sind. Neuere Forschungen, namentlich die 1921 in Heijölfinäs vorgenommenen Ausgrabungen machen zweifellos, dass die Bevölkerung an Erschöpfung zugrunde gegangen ist. Von 25 Gräbern enthielten nur 5 die Reste von Gesunden, alle anderen solche, die an Rachitis oder Skoliose gelitten hatten. Die Körpergrösse war gering, bei Männern höchstens 160 cm, bei Frauen 140 cm. Durch Nahrungsmangel, wohl auch durch Inzucht war das stolze Geschlecht von Erich dem Roten und seinen Begleitern in knapp einem halben Jahrtausend degeneriert. Es hat ihm an Zufuhr von Blut und pflanzlicher Nahrung gefehlt. Das Mutterland hat sich um seine Söhne nicht gekümmert. Die wohlerhaltenen Trachten der im gefrorenen Boden Bestatteten waren die um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert üblichen.



Bildstein von Lärbro auf Gotland

Man kann annehmen, dass ein verbotener Verkehr mit dem europäischen Festlande bis ins 15. Jahrhundert wahrscheinlich durch Hanseaten bestanden hat und dass es nicht ungünstige Eisverhältnisse gewesen sind, die Südgrönland unerreichbar gemacht haben, sondern dass die Nachkommen der alten Wikinger nach Verlust ihrer Seegelung das Land nicht mehr zu erreichen vermochten.

Das Schicksal der Nordleute in Grönland ist ein lehrreiches Beispiel dafür, wie rasch eine tüchtige Rasse degenerieren kann. Dafür, dass die nordische Rasse auch auf deutschem Boden sich nicht in ihrer körperlichen Beschaffenheit erhalten hat, liefert Schwaben ein überzeugendes Beispiel. Die heutige Bevölkerung weicht im Skelett ganz erheblich ab von den eingewanderten Sweben, die in den Reihengräbern bestattet worden sind. Das kann nicht, wie Gradmann gezeigt hat, durch Mischung mit fremdem, keltischem Blut erklärt werden. Die Rasse hat sich auf neuem Boden weiterentwickelt, gewiss zu ihrem Vorteile. Denn so ideal, wie vielfach geschildert, waren die Nordleute, die so gerne als die echten nordischen Menschen genommen worden sind, nicht. Das lehrt ihre Geschichte; namentlich ihr Schicksal in Grönland beweist, wie wenig hilfsbereit sie gewesen sind. Es ist ein grosser Fortschritt, dass man seit einem Jahre den nordischen Menschen nicht mehr als eigentlichen Träger des deutschen Volkstums feiert; man spricht nicht mehr von ihm.



980. Sitzung
am 15. Februar 1939
im Hause
des Vortragenden Oncken

Anwesend die Herren Diels,
Fechter, Groener, Lietzmann,
Petersen, Popitz, Schlitter,
Stroux, Wilcken

Der Vortragende setzte sich zur Aufgabe, einen Beitrag zu den *deutsch-englischen Beziehungen der Gegenwart* zu geben. Er entwickelte einleitend das Wesen der englischen Politik im 19. Jahrhundert, die einen durch die Macht erworbenen Besitz in der Welt nunmehr in Frieden und Sicherheit geniessen möchte: Freihandel, Weltwirtschaft, Weltfrieden. Die konsultativen Methoden des Parlamentarismus werden gewissermassen auf die Aussenpolitik übertragen, sie geben vor allem der englischen Kontinentalpolitik einen ausgesprochenen Charakter.

Es ist sehr lehrreich zu verfolgen, wie sich diese englische Staatspraxis zu der deutschen Nationalbewegung und der Reichsgründung Bismarcks in den Jahren 1862 bis 1871 verhalten hat. Sie brachte der deutschen Bewegung an sich gewisse Sympathien entgegen, vorausgesetzt, dass der künftige deutsche Nationalstaat sich in das englische Weltsystem einfügen werde, vgl. das Programm, das Lord Clarendon im Jahre 1861 dem König Wilhelm I. entwickelte. Auf der anderen Seite lehnten die Engländer die Methoden der Machtpolitik Bismarcks, der Blut- und Eisenpolitik, die ihren eigenen Idealen eher entgegengesetzt war, auf das schärfste ab. Dieser prinzipiellen Einstellung entsprach es, dass die englische Politik die drei kriegerischen Aktionen, aus denen die Gründung des Reiches aufstieg, 1864, 1866, 1870/71, jedesmal mit dem ganzen Aufgebot ihres diplomatischen Gewichts zu verhindern oder zu durchkreuzen suchte. In der Schleswig-Holsteinischen Krisis von 1864 ging dieser Versuch nahe an dem Eintritt in den Krieg vorbei. 1866 führte die englische Politik zu einem Versuch der Vermittlung zwischen Preussen und Österreich im Frühjahr 1866, mit scharfer Absage an Bismarck, dem entsprach in den Jahren 1869/70 der wiederholte Anlauf, zwischen Frankreich und Preussen auf der Basis paralleler Abrüstung zu vermitteln. Die englische Geschichtsschreibung sieht hier auf der einen Seite den Genius des Völkerrechts und der freien Regierungsform (Gladstone), auf der anderen Seite den Genius der Blut- und Eisenpolitik, der Gewalt und der Staatsräson (Bismarck). In Wirklichkeit sind *Recht* und *Macht* nicht so einfach zwischen den beiden Völkern zerteilt. Den insularen Lebensbedingungen Englands stehen die kontinentalen Lebensbedingungen des deutschen Volkes gegenüber: Deutschland vertritt sogar den kontinentalen Staatstypus in der ausgesprochensten

Etwas von der Nähe des Lebens war auch über Gestalt und Wirkung von Hermann Oncken. Er hatte nahe Familienbeziehungen zur Wirtenschaft: August Weber, der eine Zeitlang dem Konsortium angehörte, das für die Preussenregierung die – Deutsche AI/gemeine Zeitung – vertrat, war sein Schwager; das ergab ganz von selbst ein Durchbrechen der temperierten Universitätsatmosphäre und ein Ausweiten der Erfahrung in die Unmittelbarkeiten des Diesseits. In seinem Hause an der Gelfertstrasse in Dahlem war trotz seines Alters eine moderne, leichte Luft; ob er über die deutsch-englischen Beziehungen von 1870 bis 1914 oder über Macht und Idee im Zusammenleben der Staaten, über Empire und Dominions oder über Bismarcks Reichsgründung sprach: immer war etwas von der Weite in seiner Betrachtung, die sich aus der Betrachtung der eigenen wie der fremden Welt von draussen ergibt. Oncken sah die Einzelgeschichte aus dem Zusammenhang der Weltgeschichte, temperierte das Reale an der Idee und das Ideelle am Realen; so hörte man dem etwas schwerhörigen alten Herrn jedesmal mit Vergnügen zu.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

Weise. Dazu kommt die Verschiedenheit der staatlichen Entwicklungsstufen, auf denen die beiden Völker standen: der Gegensatz zwischen fertigen Völkern, die im gesicherten Besitz stehen, und den Völkern, die noch im Werden sind und die bestehende Ordnung noch nicht als eine endgültige hinnehmen. Für die Engländer ist Bismarck der gewalttätige Sohn Machiavells, der böse Mann, seine schöpferische Leistung ein Durchbrechen der geltenden Rechtsordnung, geboren aus einem Geiste, der der englischen Denkweise entgegengesetzt war. Die Ergebnisse dieser Politik wurden daher nur widerstrebend hingenommen.

Die Parallele zur Gegenwart liegt auf der Hand. Wie das unfertige Deutschland der 60er Jahre allein auf dem Wege der Machtpolitik, durch Diplomatie und Krieg, zum Nationalstaat vorstossen konnte, so konnte auch das entrechtete und entmachtete Deutschland von 1919 nur emporkommen vermöge rücksichtsloser Machtkonzentration und verschlagener Konjunktur-Nutzung. Die englische Einstellung zu beiden Vorgängen war die gleiche: sie sah die Dinge, die für uns deutsches Schicksal schlechthin waren, im Lichte des englischen Weltzusammenhangs.

Das britische Empire, das – grösste politische Experiment aller Zeiten –, sollte bald nach dem Weltkriege die ihm innewohnende gefährliche Problematik offenbaren. Ein grosser Teil der Erschütterungen, in die es verflochten wurde, sind auf die Rückwirkungen des Krieges zurückzuführen; sie erstrecken sich von Irland über das Mittelmeer und Vorderasien bis nach Indien und dem fernen Osten. In dieser Lage ist das Programm des Empire Erhaltung, Sicherheit, Friede. Man will dem ungeheuren Risiko, das ein neuer Krieg dem Empire auferlegen würde, entgehen. Diese Situation verschärfte sich von dem Augenblick an, wo das Deutsche Reich seine Rückkehr in die Macht vollzog.

So entschlossen sich die englischen Staatsmänner, in den Abbau der unhaltbaren Positionen von Versailles zu willigen und die Stufen des deutschen Vorgehens, die Wiederaufrüstung, den Anschluss Österreichs, die Ablösung des Sudetenlandes, als die berechtigten Forderungen einer unaufhaltsamen nationalen Entwicklung anzuerkennen. Chamberlain führte die Politik von München durch, obgleich er sich sagen musste, dass die Machtordnung von Versailles in ihrem Kern umgestossen und die strategische Offensivkraft der Franzosen in Europa wesentlich vermindert werden würde. Wie man auch über die deutschen Aktionen von 1938 urteilen mag, die Tatsache ist nicht zu bestreiten, dass die Erbschaft von

München nicht allein in der Welle pazifistischer Gesinnung besteht, die damals über die Welt lief, sondern mehr noch in der Saat geharnischter Männer, die überall in der Welt aus dem Boden schiessen. Die Engländer werden den unheimlichen Eindruck nicht los, dass die deutsche Machtumwälzung und die von ihr ausgehende politische Dynamik entscheidend dazu beiträgt, ihnen die Behauptung ihres Weltreiches schwieriger, kostspieliger, wenn nicht gar problematischer zu machen. So ist die neue Weltspannung entstanden, in deren innerstem Mittelpunkt das deutsch-englische Problem steht.

In dem letzten Teile seines Vortrages wendete der Vortragende sich zu den geistigen Kämpfen, die den grossen Machtkampf begleiten; zu dem Prozess der inneren revolutionären Umbildung, der einen Teil der Staatenwelt ergriffen hat. Gegenüber der herrschenden demokratisch-parlamentarischen Lebensform der Völker erhebt sich das entgegengesetzte Staatsideal, die bis zur Totalität gesteigerte Konzentration des staatlichen Machtwillens, ein neuer Absolutismus, gegründet auf die Idee der Nation. Die geistige Front dieser totalitären Staaten war in dem ersten Stadium gegen den Bolschewismus gerichtet; jetzt wendet sie sich vor allem gegen die Demokratie und ihre Ideologie, gegen Frankreich, England, Amerika. Das Ideologische ist dabei nicht das Primäre, sondern das Begleitende, aber es ist dazu angetan, in das Zentrum des Geschehens einzudringen und die Seelen der beteiligten Völker zu ergreifen. Es geht in diesem Prinzipienkampf nicht nur um die *Staatsverfassung* als solche, sondern um die *Gesamtheit der politischen Lebensformen* eines Volkes. Der Vortragende führte aus, was in diesem Sinne – Demokratie – für die Franzosen, für die Engländer, für die Amerikaner bedeutet, und zeigte dann, wie der *staatliche* Weg der Deutschen seit Jahrhunderten sie in wesentlich anderen Bahnen geführt hat. Die Meilensteine der nationalen und politischen Entwicklung des deutschen Volkes sind mehr Denkmale der Autorität als der Freiheit. So wogt im Hintergrunde des Machtkampfes, in dem sich eine neue Weltordnung kristallisiert, ein weltanschauliches Ringen: zwei Staatengruppen, aufgebaut auf den entgegengesetzten Prinzipien der Freiwilligkeit hier und des Zwanges dort. Auf der gegnerischen Seite werden die Kundgebungen immer mehr auf einen einheitlichen Ton gestimmt (Baldwin; Lebrun; Chamberlain und der Papst; die Reden Roosevelts). Der Geisteskampf, der im Weltkrieg das Ringen auf dem Schlachtfeld begleitete, hat heute schon im Frieden eingesetzt. Gerade weil man auf der Gegenseite das Gefühl hat, nach den letzten Erfahrungen, staatspolitisch den vielleicht schwerfälligeren und

langsameren Apparat zu besitzen, hat man das Bedürfnis, sich auf die idealen Werte zu berufen, die den Endsieg angeblich verbürgen. Der Vortragende gab zum Schluss einige Beispiele aus diesen Diskussionen in der Publizistik und betonte, dass man auch die geistige Rüstung der Gegenseite scharf im Auge behalten müsse. Man kann aus ihr entnehmen, wie diese politische Propaganda im Falle kriegerischer Ereignisse versuchen werde, sich der Seelen der kämpfenden Völker zu bemächtigen.

Die Prinzipien der Volksgeister sind um ihrer Besonderheit willen, in der sie als existierende Individuen, ihre objektive Wirklichkeit und ihr Selbstbewusstseyn haben, überhaupt beschränkte, und ihre Schicksale und Thaten in ihrem Verhältnisse zu einander sind die erscheinende Dialektik der Endlichkeit dieser Geister, aus welcher der allgemeine Geist, der Geist der Welt, als unbeschränkt ebenso sich hervorbringt, als er es ist, der sein Recht, – und sein Recht ist das Allerhöchste, – an ihnen in der Weltgeschichte, als dem Weltgerichte, ausübt.

Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 340

981. Sitzung
am 1. März 1939
im Hause
des Vortragenden Spranger

Anwesend die Herren Diels,
Fechter, Groener, Lietzmann,
Oncken, Penck, Schlitter,
Stroux, Wilcken

Der Vortragende sprach über das Thema: *Die Weltgeschichte ist das Weltgerichte.*

Der Satz wird am Schluss von Hegels Rechtsphilosophie eingehend begründet, findet sich auch in Schillers Gedicht – Resignation –, ist aber wohl ein altes Sprichwort. Einer Generation wie der unsrigen, die in ungewöhnlichem Umfange Weltgeschichte miterlebt hat, liegen Betrachtungen nahe, wie es um das höhere Recht der verschiedenen Bewegungen, vor allem auch der eigenen Sache, gestanden habe. Max Lenz hat schön geschildert, wie Hegel durch ähnliche Schicksale hindurchgegangen ist. Auch Hegel hat den Sinn dieser Wandlungen gesucht und seinen Richterspruch in die berühmten Worte gefasst: – Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig. –

I. Hegels grandioses Gebäude der Geschichtsphilosophie ist eine erste Theorie zu dem aufgeworfenen Thema. Sie gipfelt in folgenden Grundgedanken: In den Auseinandersetzungen zwischen den grossen Staatsvölkern ist kein Prätor mehr da, der richten könnte. Wo also das geregelte Recht aufhört, tritt ein anderes Recht ein: das Recht der Weltgeschichte. Das Volk, das weltgeschichtlich Epoche macht, hat jeweils Recht. Dies scheint zu bedeuten: wo der Erfolg liegt, liegt das historische Recht. Im Sinne Hegels ist dies nicht als blosse äussere Machtentscheidung zu verstehen. Denn nach ihm ist es ein Inneres, der göttliche Geist selbst, der sich in der Geschichte auslegt und betätigt. Aber bloss moralische Massstäbe im üblichen Sinne fallen doch ausserhalb der Weltgeschichte, und selbst die Völker sind für die Zwecke des Weltgeistes nur bewusstlose Werkzeuge, wie sich die – List der Vernunft – der grossen Individuen für etwas bedient, das über ihre partikuläre Existenz hinausliegt.

So kann nur jemand Stellung nehmen, der a priori um den Sinn der Weltgeschichte weiss. In der Tat betrachtet Hegel das Geschehen vom absoluten Standort aus. Der Sinn der Weltgeschichte muss sein, die absolute Religion, das Christentum, in den germanischen Völkern so zu realisieren, dass höhere politische Freiheit und die christliche Freiheit, die sich mit dem göttlichen Wesen eins weiss, zusammenfallen. Das ist das Eschaton der Hegel-schen Deutung. Der Philosoph rechtfertigt Gott. Er schreibt eine Theodizee der Geschichte, in der auch jede einzelne Durchgangsphase des Verlaufes als sinnvoll gerechtfertigt wird.

Offenbar liegt dahinter die alte christliche Überzeugung vom Plan Gottes mit der Menschheit, der im Jüngsten Gericht seine Vollendung findet. Das wird spekulativ umgedeutet in eine Bewegung in Gott selbst, die mit der Selbsterlösung und Selbstversöhnung Gottes schliesst. Lässt man diesen frommen Rahmen des Hegelschen Gerichtes über die Weltgeschichte fallen, so bleibt eine nackte Fortschrittstheorie und eine nackte Erfolgstheorie: Was zur Macht kommt, hat das Recht für sich; es fragt sich für Hegels Optimismus nicht, ob wir den Satz auch umkehren dürfen: Was Recht hat, setzt sich unfehlbar durch.

Gegen diese, allerdings veräusserlichte Fassung der Hegelschen Theorie erhebt sich die kritische Frage: Innerhalb welcher Zeitspanne ist es entschieden, dass eine historische Bewegung Erfolg gehabt hat? Unbedingt bleibenden Erfolg hat im Irdischen nichts. Und entspricht dieser Massstab dem, was wir als innerlich gerecht empfinden? Kann nicht auch eine gute und grosse Sache im äusseren Ringen um die Macht, den Erfolg unterliegen?

II. Wenn wir so Stellung nehmen, kommen wir auf eine 2. Theorie, *die tragische Geschichtsauffassung*, über die man das Motto setzen könnte: – Auch Patroklos musste sterben und war mehr als du. – Der Held geht unter; die grosse Persönlichkeit – wird wieder ruiniert – (Goethe). Die antike Tragödie weiss hier keine Lösung; nur der Chor (wir!) nimmt mit tiefer Erschütterung und Mitleiden an dem unverstandenen Schicksal teil. Eine höhere Deutung des Tragischen jedoch drängt wieder auf Lösung und Versöhnung. Sie unterscheidet das äussere Gericht vom inneren. Im äusseren Unterliegen kann etwas Inneres triumphieren. Mythisch wird dies ausgedrückt durch das Bild von einer höheren Genseitigen Welt, in der allein die echten Richtersprüche gefällt werden. Es gibt auch eine Zweiweltentheorie der Geschichte. Man erinnert sich, wie Kunst allein us dem

Anspruch des sittlichen Bewusstseins eine andere, endgültige Weltordnung postuliert hat. (An dieser Stelle gliedert sich das Schillersche Gedicht – Resignation – ein, dessen seltsame Deutung des Satzes – die Weltgeschichte ist das Weltgerichte – wohl nur einer aufwallenden Stimmung entsprungen ist.)

Die 1. Theorie (der immanenten Gerechtigkeit) und die 2. Theorie (der transzendenten Gerechtigkeit) haben gemeinsam, dass sie beide von einem überlegenen Standort zu der Geschichte Stellung nehmen, deren Sinn sie – aus ursprünglich frommer Haltung heraus – als fertig und vorbestimmt ansehen. Wir Menschen haben jedoch nur den Standpunkt des Mitkämpfers und des an bestimmter, begrenzter Stelle in die Geschichte Eingespannten. Dies führt auf eine dritte Anschauung:

III. *Die existentielle Geschichtsphilosophie.* Der grossartigen Geschichtsdeutung Hegels fehlt das Schwellenerlebnis, d.h. das grundlegende Gefühl, auf der Schwelle der Gegenwart vor einer dunklen, noch ungeformten Zukunft zu stehen, die vom aktuell Lebenden Entscheidung fordert. Diese bestimmte und begrenzte Situation ist verbunden mit der Unsicherheit, welche Stellungnahme der Geschichte erst einen echten und gerechten Sinn verleihen werde.

Die erste Möglichkeit ist das Stehenbleiben in dieser Ungeborgenheit. Manche sehen darin das eigentliche Wesensschicksal des Menschen und die einzige nicht von Deutungen verschleierte – Wirklichkeit –. In der Tat: was gewährleistet uns, dass es eine in sich zusammenhängende – Weltgeschichte gibt? Wir kennen viele, aber immer begrenzte, oft unverbundene Linien des Geschehens. Es ist ein grosses Wagnis, diesem Gewirr überhaupt einen einheitlichen Sinn zuzuschreiben. Ein Physiker hat daraus die Folgerung gezogen, die – Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen – zu bezeichnen.

Wenn man die zweite Möglichkeit ergreift, das Geschehen von der begrenzten Schwelle der eigenen Existenz aus zu deuten, so bildet eben diese gegenwärtige Existenz den Deutungsmittelpunkt. Eine einzelne Linie der Vergangenheit wird an die Gegenwart herangeführt, aber schon ihre Bewertung ist von dem Bilde mitbestimmt, was man als Gestalt der Zukunft *erwartet* oder *will* oder auch hervorbringen zu *sollen* überzeugt ist. In einer solchen Geschichtsauffassung sind also Deutung der Vergangenheit und Entwurf der Zukunft miteinander verknüpft durch die gelebte Gegenwart. Es entsteht unvermeidlich eine Mannigfaltigkeit sich widerstreitender Deutungen. Jeder Standpunkt versucht, sich die Basis einer Geschichtsphilosophie zu geben (z.B. politische

Parteien). Es sind in der Regel moralische Grundanschauungen, die so in Auseinandersetzung und in Kampf geraten.

Die Grundlage, auf der solche – Existenz erhellen – ruhen, ist allerdings wieder eine Glaubensgewissheit. Aber sie ist, da die Welt nunmehr nicht als fertig angesehen wird, mit dem – Wagnis des Glaubens – verbunden. Auch dies ist religiös fundiert. Es kommt darauf an, der eigenen, erkämpften und gewissenmässig erprobten Überzeugung die Treue zu halten, nicht aber jeder Wendung der Geschichte – gefällig zu sein –. Andernfalls verfälscht man selbst die Gerechtigkeit der Geschichte, nach der man sucht. Für ein religiöses Bewusstsein verbindet sich in dieser Kampfsituation der Glaube an die *assistentia Dei* mit der tapferen *cooperatio hominis*. – Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen. –

Das Faustzitat ist keine zufällige Schlusswendung. Denn in der Fausttragödie verbinden sich alle hier berührten Deutungsweisen der Geschichte und ihres – Rechtes –: der Rahmen der Handlung im Himmel, die Hoffnung auf irdischen Erfolg, das tragische Scheitern jeder menschlichen Lebensform, das Schwellenbewusstsein (– Im Vorgefühl von solchem höchsten Glück –), die Mithilfe transzendenter Mächte und – der nihilistische Gegenspieler Mephistopheles. Zugleich aber lehrt der – Faust –, mit einer unverkennbaren Wendung zum Christlichen, dass die ganze Frage nach der Rechtfertigung der Geschichte und der Rechtfertigung der Person *in* der Geschichte gar kein bloss juristisches Thema ist, sondern in ein sehr viel höheres Licht gerückt werden muss, nämlich in das Licht letzter Glaubensgeheimnisse.

982. Sitzung
am 19. April 1939
im Hause
des Vortragenden Pinder

*Anwesend die Herren Diels,
Fechter, Fischer, Lietzmann,
Oncken, Spranger, Stroux*

Dieser sprach über die *Krisis der Baukunst um 1800*. Jene Kunst, die uns heute scheinbar wieder nahegerückt ist, als Krisis, sie also *kritisch* zu sehen, zwingt gerade die Gefahr der Verwechslung mit dem, was heute ansetzt: Die geschichtliche Richtung ist offenbar nicht die gleiche; wir dürfen hoffen, heute an einem Anfang zu stehen. Jedenfalls fehlen der heutigen, gewiss erst noch werdenden Baukunst jene – tödlichen – [?] Züge, die um 1800 nachzuweisen sind. Emil Kaufmann wollte vor 10 Jahren solche überhaupt nicht mehr sehen; ihm schien das

Aus einem Brief Eduard Sprengrers vom 9. Juni 1938:

Die Gesinnung, die beständige, allein ist es, auf die es vor Gott ankommt. Wir müssen es hinnehmen, von den Menschen gerade dies innerhalb verklagt zu werden. Diejenigen, die das durchgehalten haben, leuchten allein über die Zeiten hinweg. An diesen Sternen sollen wir uns mit unserem Letzten orientieren. Die einzelne Epoche ist kein inappellabler Richterstuhl.

Wilhelm Pinder war der unruhigste und nervöseste Mann der Mittwochs-Gesellschaft, dessen glattrasierter kahler Schädel mit gutem Grund immer wieder Erinnerungen beschwor an die Köpfe der Santa conversazione an den Chorschranken des Bamberger Domes. Pinders Gesicht war niemals in Ruhe: ein nicht vom Willen zu beherrschendes Leben flatterte, zuckte um den Mund, um die suchenden, tastenden hellen Augen, die nur selten einmal, wenn ein Problem, eine Diskussion seinen unruhigen Geist für Augenblicke wirklich bannte, Festigkeit und klare Richtung bekamen... Er war trotz allen Wissens eigentlich ein künstlerischer Mensch, nicht nur um seiner starken musikalischen Veranlagung willen, sondern weil er sich nicht mit dem objektiv Fassbaren begnügen konnte, weil er hinter allem die letzte Unmittelbarkeit suchen ging.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

Entwurf von Hans Christian Genelli, 1786. Federzeichnung

Wichtigste die Vorbereitung der neuen – Sachlichkeit – . Gewiss lässt sich auch diese nicht völlig wegleugnen. Aber das Doppelgesicht der Lage um 1800 zeigt mit bedeutenderem Ausdruck den des Endes, d.h. der Vorbereitung nicht so sehr des 20. als des 19. Jahrhunderts. Alles, was dieses merkwürdige Jahrhundert kennzeichnet, der Untergang der architektonischen Ganzheitlichkeit der Verlust der Ursächlichkeit zwischen Gesamt- und Einzel-form, die – Wählbarkeit – der Stile, der Verlust an Wirklichkeit, die Hybris des Auges, hinter allem aber die Schwäche des Glaubens und des Gemeindegefühls – alles dies ist schon um 1800 nachweisbar. – Unverkennbar liegt um 1800 bei der bildenden Kunst überhaupt nicht mehr die Führung. – Wien und Weimar – vielmehr, die grosse Musik und die grosse Dichtung sind nicht nur weit schöpferischer überhaupt: sie werden auch dem Ausdruck der Zeit am besten gerecht. Der Eroica Beethovens, als Ausdruck der sehr farbigen, gewaltig erregten Zeit, kann die bildende Kunst im Ganzen nichts, in der Baukunst nur Träume zur Seite stellen: die Projekte Gillys. So wie erst der Reichsdeputationshauptschluss die völlige Zerschlagung der alten bildend-künstlerischen Zusammenhänge, dafür aber die Betrachtbarkeit der disjecta membra, das moderne Museum mit sich brachte, so zeigt sich auch in den Denkmalsentwürfen der Vorrang des – Denkens – über das – Mal – . Die Geschichte der Entwürfe für das Denkmal Friedrichs des Grossen von 1786-1840 (daneben auch die des – Weltfriedensdenkmals – von 1813 bis 1913) liefert gültige Beweise. Das Missverhältnis zwischen Projekten und Ergebnis ruht weniger auf ungünstigen äusseren Umständen, als auf dem inneren Bruch. Die letzte grosse Baukunst ist mit dem Barock dahingegangen, die Symphonie an Stelle der Kathedrale

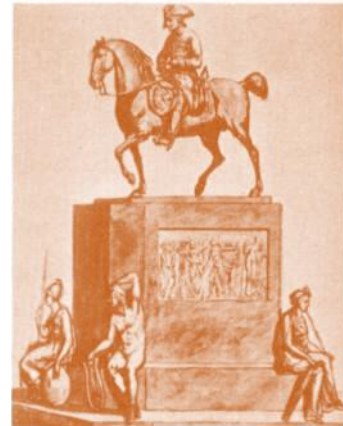




Entwurf von Carl Gotthard Langhans, 1797. Aquarellierte Zeichnung

getreten. Der Ersatz der echt religiösen Glaubensgemeinschaft durch – Ideen – führt abstrakte Inhalte herauf, deren Erkennbarkeit nur noch dem *Titel*, nicht der Form anvertraut werden kann. – Unsterblichkeit –, – Vernunft –, die – Gesamtheit der Tugenden –, selbst – Raum und Zeit – werden dargestellt. Die französischen Revolutionsarchitekten gelangen schon zu absurden Vorschlägen, etwa: die *Kugel* als Sinnbild der Unsterblichkeit bei Sobre, ein rein abstraktes Symbol, unabhängig vom Boden und der Ausdehnung, zudem – noch schlimmer – in der Wirklichkeit unausführbar; die untere Kugelhälfte soll das Spiegelbild im See erbringen! Erbe des Malerischen aus dem Barock, ohne dessen Sinn für gesteigerte Wirklichkeit!

Schon 1786 sandte Genelli einen Denkmalentwurf für Friedrich in Form eines dorischen Tempels. Immer stärker schob sich die Architektur – wenn auch nicht ohne Widerstand von der Plastik her – in die Wettbewerbe um das Denkmal ein; nicht, weil sie in gesunder Blüte stand, sondern weil ihre Gegenstandsferne der Abstraktheit des (namentlich deutschen) Denkens entsprach. Auch Friedrich sollte zuletzt nicht als – Gestalt – erscheinen oder – wenn doch – als symbolische Zutat, antikisch als nackter Heros – freilich einmal auch aus einem Berge gehauen wie (dem Projekt nach) Alexander aus dem Athos und früher Semiramis. Nur Schadow vertrat in 7 Entwürfen das eigentliche Denkmal. – Einer ersten Konkurrenz um 1791 folgte die wichtigste 1796/97. Langhans verlangte, dass *nur* Baukünstler hinzugezogen würden. Er selbst lieferte eine Art Gartenpavillon mit innerer Statue, angeblich nach dem Portikus Philipps von Makedonien auf Delos; Gentz eine Riesenanlage, deren 4 Eckbauten unter anderem Speisehaus und Ca/e-Conditorei (!) enthielten. Friedrich Gilly liess dem – Engelsburg – – Entwurf von 1788 den berühmteren von 1797 für den Leipziger Platz folgen. Seine eigenen Äusserungen beweisen, dass selbst ihm Architektur zum Teil schon Bild oder Ausgangspunkt für Bilder war. 1833 veröffentlichte Schinkel 6 Entwürfe, zum Teil ohne jede Verantwortung gegenüber dem Grösseren und Älteren, so gegenüber Schlüters Schlossbau. Auch er verrät gefährlichste Locke-



Zwei Entwürfe von Gottfried Schadow, 1796. Aquarellierte Zeichnung



Entwurf von Friedrich Gilly, 1797.
Aquarell

rungen. Er hat sogar einmal vorgeschlagen, den Mailänder Dom auf die Höhen von Triest zu setzen, weil er da besser – aussähe –!

Im Ganzen, auf Grund des Verlustes formschöpferischer Glaubensgemeinschaft, lauter Verluste an Ursächlichkeit: Verlust der Bodenständigkeit, der Greifbarkeit, der Sinn-Entsprechung, der *Ganzheitlichkeit* und sogar der/re/-mitschafTenden Ornamentik (Barock!). – Stile werden wählbar und also auch kombinierbar. Die – Stilhetze – des 19. Jahrhunderts beginnt auch bei Schinkel (Kreuzbergentwurf!). Die Baukunst des 19. Jahrhunderts bringt es zum unfreiwilligen Selbstbildnis des Kampfes aller gegen alle unter staatlichem Schutze. Dagegen kommt es uns Heutigen gerade auf die Ganzheit an. Eine im Einzelnen noch rohe, aber an sich doch gesicherte Ganzheit kann Zukunft versprechen – ein Chaos aus Feinheiten wäre Krankheit. Die Erfüllung kennen wir noch nicht, aber das *Versprechen* ist schon da. Von einer ganzheitlichen Baukunst her kann ein Neuaufbau aller Kunst am sichersten erfolgen.

985. Sitzung

am 7. Juni 1939

im Hause

des Vortragenden Sauerbruch

Der Vortragende sprach über das *Alter* im medizinischen Sinne.

986. Sitzung

am 21. Juni 1939

im Harnackhaus mit den Damen

Der Vortragende Pinder sprach über Rembrandts Selbstporträts.

VÖLKISCHER BEOBACHTER

Rechtzeitig bei volkshilffähigen Bezugsstellen

Die Welt unter dem Eindruck der deutsch-russischen Entschlüsse

Die Neuordnung des bisherigen politischen Raumes — Die endgültigen Interessen-Grenzen beider Reiche

Verantwortung für Krieg und Frieden

Am 22. Juni 1941... Die Verantwortung für den Ausbruch des Krieges liegt bei der Sowjetunion, die durch ihre Aggressionen gegen die baltischen Staaten und die Invasion in Polen die Welt in den Krieg stürzte.

Berlin und Moskau regeln die Ostfragen allein

Die Verhandlungen über die Ostfragen werden ausschließlich zwischen Berlin und Moskau geführt. Die Interessen der anderen Völker sind dabei nicht zu berücksichtigen.

Der Grenz- und Freundschaftsvertrag mit der Sowjetunion

Der Vertrag über den Grenz- und Freundschaftsvertrag zwischen Deutschland und der Sowjetunion ist ein Meilenstein in der Geschichte der Welt. Er sichert die Sicherheit und den Frieden in Europa.

Einmal wieder Sowjetland

Die Sowjetunion ist ein Land, das die Interessen der Völker der Welt vertritt. Sie ist ein Bollwerk gegen die Aggressionen der imperialistischen Mächte.

Ribbentrop über die Bedeutung des Moskauer Abkommens

Das Moskauer Abkommen ist ein historisches Dokument, das die Freundschaft zwischen Deutschland und der Sowjetunion festlegt. Es ist ein Beweis für die Zusammenarbeit der Völker.

Erklärung der Deutschen Reichsregierung und der Regierung der UdSSR vom 25. September 1939

Die Erklärung der Deutschen Reichsregierung und der Regierung der UdSSR vom 25. September 1939 ist ein Dokument, das die Freundschaft zwischen Deutschland und der Sowjetunion bestätigt.

Adolf Hitler verleiht dem Führer-Regiment eine Standarte

Adolf Hitler verleiht dem Führer-Regiment eine Standarte, die die Treue zum Führer und zum Reich symbolisiert. Dies ist ein Zeichen der Anerkennung der Leistungen des Regiments.

Die Bedeutung des Moskauer Abkommens

Die Bedeutung des Moskauer Abkommens liegt in der Festlegung der Freundschaft zwischen Deutschland und der Sowjetunion. Es ist ein Dokument, das die Interessen der Völker der Welt vertritt.

Die Bedeutung des Moskauer Abkommens

Die Bedeutung des Moskauer Abkommens liegt in der Festlegung der Freundschaft zwischen Deutschland und der Sowjetunion. Es ist ein Dokument, das die Interessen der Völker der Welt vertritt.



Die Bedeutung des Moskauer Abkommens liegt in der Festlegung der Freundschaft zwischen Deutschland und der Sowjetunion. Es ist ein Dokument, das die Interessen der Völker der Welt vertritt.

Die Bedeutung des Moskauer Abkommens liegt in der Festlegung der Freundschaft zwischen Deutschland und der Sowjetunion. Es ist ein Dokument, das die Interessen der Völker der Welt vertritt.

November 1939

Juni 1940

987. bis 1'000. Sitzung

Zeittafel 1939/1940

- November Putschvorbereitungen mehrerer Generäle für den Fall des Befehls zur Westoffensive.
9. April Deutsche Truppen besetzen Dänemark und landen in Norwegen.
10. Mai Die deutsche Westoffensive beginnt. Luftlandungen in Holland und Belgien.
13. Mai Die Maginot-Linie wird bei Sedan durchstossen (– Sichel-schnitt –). Entscheidender Erfolg der Hitlerschen Strategie.
14. Juni Einzug deutscher Truppen in Paris.
22. Juni Deutsch-französischer Waffenstillstand.
- Sommer Um den Grafen Helmut James von Moltke bildet sich der – Kreisauer Kreis – . Fast alle Mitglieder des Kreises werden nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet.

989. Sitzung
am 29. November 1939
im Hause
des Vortragenden Petersen

Anwesend die Herren Beck,
Diels, Fechter, Jessen,
Lietzmann, Oncken, Popitz

Der Vortragende sprach über den *Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Bernhard v. Lepel*, dessen Herausgabe bevorsteht. Es war an einen früheren Vortrag (940. vom 6. Mai 1936) anzuknüpfen, wo die Dichtergesellschaft der – Tunnel über der Spree – als ein Stück – Berliner Biedermeier – charakterisiert war. In diesem Kreis trafen Fontane und Lepel als Lafontaine und Schenkendorff zusammen, während sie gleichzeitig (1844) als Einjähriger und Leutnant im Kaiser-Franz-Garde-Regiment standen. Der Briefwechsel erstreckt sich über einen Zeitraum von 40 Jahren und bedeutet als Fortsetzung der autobiographischen Erinnerungswerke – *Meine Kindjahre* – und – *Von Zwanzig bis Dreissig* – die aufschlussreichste Quelle für Fontanes innere Lebensgeschichte in intimen Bekenntnissen an den vertrauten Freund, vor dem Fontane keine Geheimnisse hatte. Fontane erklärte später, er habe von Lepel erst die Kunst des Briefschreibens gelernt, und bewunderte die Stimmungsbilder in dessen italienischen Reiseberichten. Anfangs ist Lepel der Überlegene; das zeigt sich namentlich 1848, als Fontane von dem Freunde, der natürlich im anderen Lager stand, eine Flinte verlangt, um auf die Barrikade zu stürmen. Zehn Jahre später hat Fontane das Übergewicht, als er 1858 von London aus einen brieflichen Kondolenzbesuch nach dem Durchfall von Lepels Tragödie – *Herodes* – macht. Den Inhalt des dazwischenliegenden Dezenniums kann man als eine Erzählung – Theodor Fontane auf der Suche nach dem Glück – zusammenfassen, deren Leitmotiv – *Vierhundert Taler!* – heisst, als das notwendigste Existenzminimum zur Begründung des Ehestandes. Lepel erweist sich als treuer, stets hilfsbereiter Freund und begleitet alle Versuche, in den Besitz einer Apotheke oder einer auskömmlichen Stellung oder einer königlichen Pension zu kommen, mit Rat und Tat; nur den Auswanderungsplänen leistet er im Vertrauen auf Fontanes schriftstellerische Zukunft Widerstand. Nach der Auflösung des – *Literarischen Cabinetts* – und nach den inneren Demütigungen der Verwendung in der – *Preussischen Adler-Zeitung* – ist schliesslich die Reise nach England, zu deren Unterstützung Lepel den – *Tunnel* – mobil machen wollte, der letzte Ausweg, der dem Zurückgekehrten zu Ansehen und Stellung in der Heimat verhilft. Gleich nach der Rückkehr trat Fontane im *Tunnel* für die Beteiligung an der – *Deutschen Schillerstiftung* – ein, um Leidensgenossen die Not, die er hatte erfahren müssen, zu ersparen.

Fontane an Lepel, 21. September 1848:

Vielleicht wird alles anders, als es den Anschein hat, und auch mein Fieber geht wieder vorüber. Dann sollst Du nach langer Zeit mal wieder von dem Poeten hören; aber der Augenblick erheischt Thaten, oder doch Wort und That. Schande jedem, der zwei Fäuste hat mit Hand ans Werk zu legen, und sie pomadig in die Hosentasche steckt. Hätt ich Zeit und namentlich Geld, ich wäre ein Wühler Comme il faut, denn alles ist faul und muss unterwühlt werden, um im ersten Augenblick die Mine springen lassen zu können. Ich bedaure zu so winziger Thätigkeit verdammt zu sein, aber was ich leisten kann, das will ich doch auch leisten...

Lepel an Fontane, 22. September 1848:

Ich huldige der Constitution, Du der Republik; ich habe mich vom Kampfplatz zurückgezogen, Du bist ein Mann der That... Zwei so verschiedene Leute – dies würde der Argwohn aus Deinem Brief lesen – können im Jahre 1848 keine Freunde sein, also auseinander mit ihren Herzen, die nur der Gesang zusammengeführt hatte, der jetzt kein Recht mehr hat zu leben. Dies alles würde der Argwohn sagen; aber das Vertrauen, das selbst da weiss sieht, wo die Farbe vielleicht blutroth ist, weil es weiss sehen will, das Vertrauen betrachtet Deinen Brief anders und rechnet ihn zu den Dir eigenthümlichen sanguinischen Ergüssen, die so voll Eifers sind, dass Du vor lauter Eifer nicht siehst, also rechenschaftslos über Deine Worte bist.

Julius Petersen, Theodor Fontane und Bernhard v. Lepel, Erster Band

Die Lücke, die der Tod Schlitlers riss, schloss sich erst, als bei Neuwahlen bewusst Jüngere herangeholt wurden, als Schadewaldt, Jessen, Schaefer, Heisenbeig kamen und auch die Welt der Älteren mehr und mehr in die Bereiche der Aktivität glitt. Im Grunde entstand jetzt erst die Mittwochs-Gesellschaft als das, was sie eigentlich war, bekam sie die Beziehung zum Lebendigen, aus der sie in der Geschichte nicht nur des heutigen Berlin ihren bleibenden Platz behalten wird.

Der Jährende Mann in dieser Entwicklung, überhaupt die eigentlich Jährende Gestalt der Mittwochs-Gesellschaft war Johannes Popitz.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

24.1.40

Gegen Abend bei Beck: sehr klug und ruhig, sieht aber zurzeit auch keinen Weg. Goerdeler kam zufällig nachher auch. Wir assen im – Krug – in Dahlem und gingen dann zu Popitz. Bis 1 Uhr Unterhaltung über die bei einem Umschwünge zu treffenden ersten Massnahmen. Wir waren uns über den akademischen Charakter leider ganz klar, trotzdem ist es nötig. Popitz und ich fast immer einig, Goerdeler wollte abwegigerweise sofort eine Volksabstimmung machen, über deren Ausgang er viel zu sanguinisch dachte. Popitz hatte Karten über die Neueinteilung des Reiches anfertigen lassen (in Länder) zum Teil etwas zu stark vom praktischen Verwaltungsmann gedacht, statt vom politischen Empfinden her.

991. Sitzung
am 17. Januar 1940
im Hause
des Vortragenden Stroux

Anwesend die Herren Beck,
Diels, Fischer, Jessen,
Lietzmann, Oncken, Pinder,
Popitz, Sauerbruch

Nach Verlesung eines Dankschreibens von Frau Schlitter sprach der Vortragende über: Heilige Schilde in der vorgeschichtlichen Kultur des Mittelmeeres. Er skizzierte einleitend die von Schliemanns Grabungen in Troia, Mykene und Tiryns ausgehende schichtenweise Erhellung einer etwa von 3000-1200 v. Chr. reichenden Frühperiode mittelmeerischer Geschichte, deren Kultur erst die mykenische, nach den Grabungen auf Kreta die minoische oder kretisch-mykenische und nach Ausdehnung des Bereiches auf die Inseln und Ränder des östlichen Mittelmeeres die ägäische genannt wurde. Die Namen sind alle in Gebrauch geblieben. Neue und neueste Funde ergänzen das Bild andauernd. Die Bevölkerung der beiden Hauptstätten, der Peloponnes und Kretas, ist rassisch verschieden, die auf Kreta vorgriechisch-mittelmeerisch, während in der Peloponnes, mindestens seit ca. 2000, die erste nordische Wanderschicht der späteren Griechen, die sogenannten Achäer, die früheren Bewohner unterwarfen. Da die Kultur ein überraschend einheitliches Bild zeigt, haben die nordischen Zuwanderer diese übernommen, in noch weitgehendem Masse, als etwa die Römer die griechische. Erst die – dorische – Wanderung, etwa 1200 v. Chr., geht zerstörend darüber hinweg. Aus diesem Hintergrund tritt der Schild und der Kult heiliger Schilde hervor und macht gewisse kulturelle Zusammenhänge erkennbar. Der Form nach ist der kretisch-mykenische Schild entweder der aus einer weitgespannten, vorgewölbten Tierhaut bestehende Turmschild oder der schon entwickeltere und wohl jüngere Acherschild. Gerade dieser tritt auf einer Anzahl von Denkmälern sicher als kultisches Symbol auf, das eine schützende Gottheit repräsentiert, ohne dass diese durch anthropomorphe Zutat weiter verdeutlicht wäre. Dies entspricht der Repräsentation der kretischen Hauptgotttheit durch die Doppelaxt. Eine Übergangsstufe stellt die farbige mykenische Tontafel vor, eine Weihgabe, auf der zwei Frauen einen die Mitte einnehmenden grossen Acherschild adorierend verehren. Aber über den Schildrand schaut ein Kopf heraus, Arme und Füsse. Man nennt die nun schon anthropomorph mit dem Schilde repräsentierte Gottheit Athene, deren Name, wie die Sprachwissenschaft zeigte, vorgriechisch ist. Nach einem Ausblick auf die neue von Nilsson und Wilamowitz daraus gefolgerte Geschichte des vorgriechischen Athenakultes wen-

det sich der Vortragende der Frage zu, ob ausserhalb des engeren mykenisch-kretischen Kreises früher Schildkult am Mittelmeer anzutreffen sei. Das ist im westlichen Becken der Fall. Die bei Pomponius Mela überlieferte Gründungsgeschichte von Tingis (Tanger) bezeugt den Kult eines altertümlichen Riesenschildes aus Elefantenhaut, in dem, aber ohne anthropomorphe Zutat, die Bewohner den Heros Antaios verehren. Analog war die Gründungssage der von den Römern Clupea, den Griechen Aspis genannten Küstenstadt östlich von Karthago. Dieser Schildkult diente aber zugleich als Hoheitszeichen und Landmarke, wie Altäre oder heilige Säulen als solche markierende Denkmale verwendet wurden. Dazu kommt im Westen der heilige Schild des Mars, das ancile, das in Rom später zu den pignora imperii, den heiligen Unterpfändern römischer Herrschaft, gerechnet wurde. Ob durch etruskische Vermittlung oder eine andere, jedenfalls geht dies der Sage nach aus dem Himmel vor die Füße des Priesterkönigs Numa gefallene Schildsymbol auf den vorgriechischen Schildkult zurück. Aber auch das aus Troia nach Rom gebrachte, in derselben Kapelle verwahrte Palladion entspricht der gleichen Vorstellung. Das Palladion Troias, das den Fortbestand der Stadt auch gegen die griechischen Angriffe verbürgte und geraubt werden musste, um die Eroberung zu ermöglichen, ist nicht erst vom griechischen Mythos dorthin versetzt. Es hat auf den Vesten der am Mittelmeer gelegenen Stadtgründungen Palladien gegeben, die der vorgriechischen Kultur und Religion angehören. Eine auch durch die antiken Zeugnisse und Vasenbilder bezeugte uralte Form des heiligen Schildes lebt schliesslich in der Aegis fort, deren Name freilich kaum mit griechisch (αἴς) Ziege zusammenhängt. Sie war ein zur Abwehr über den linken Arm gehängtes oder vorgehaltenes, sonst um die Schultern gelegtes Tierfell. Strabo bezeugt noch für die Zeit des Augustus bei den Mauren Nordafrikas den gleichen Gebrauch. Dieser Schild, älter als der Turmschild Kretas, ist nur in seiner kultischen Vorstellung, als heiliger Götterschild, in der Überlieferung bewahrt und wird ursprünglich auch ohne die anthropomorphe Vorstellung der zugehörigen Gottheit als heiliges Symbol verehrt worden sein. Eine im griechischen Mythos offenbar schon in neue Zusammenhänge gerückte Vorstellung, die des goldenen Vlieses, das Jason unter Lebensgefahr entführen musste, dürfte mit Wahrscheinlichkeit als altes Tierfell-Schildzeichen aufzufassen sein, Hoheitszeichen des östlichen Königs, dessen Verlust diesem den Untergang seiner Herrschaft bedeutet.



Krieger mit achtformigem Schild, Eberzahnkette und Speer (?). Mykenische Elfenbeinreliefplatte aus dem Artemision von Delos

Programm

verfasst von Ulrich von Hassell,
nach Beratung mit Beck, Goerdeler
und Popitz, Januar – Februar 1940:

1. Die deutsche Regierung ist entschlossen, den Krieg, in den Europa unglücklicherweise gestürzt worden ist, mit aller Kraft weiterzuführen, bis ein Friede gesichert ist, der den Bestand, die Unabhängigkeit, die Lebensbetätigung und die Sicherheit des Deutschen Reichs und Volks gewährleistet und gegenüber Polen im Wesentlichen die alte Reichsgrenze wiederherstellt.

2. Die Deutsche Regierung, die überzeugt ist, dass hinter dieser Forderung die ganze deutsche wehrhafte Nation steht, erstrebt auf dieser Grundlage einen baldigen Frieden. Ihre Mitglieder haben sich deshalb einem Vorgehen der früheren deutschen Regierung widersetzt, das durch ein Verletzen der Neutralität benachbarter Staaten diese Friedensaussichten zerstört hätte.

3. Die deutsche Regierung überlässt der Geschichte das Urteil über die Grundsätze und Leistungen des Nationalsozialismus. Sie erkennt die gesunden und vorwärtsführenden Gedanken an, die in ihm enthalten waren. Leider hat die bisherige deutsche Regierung im klaren Widerspruch zu ihnen seit längerer Zeit begonnen, eine Politik zu treiben, welche die Seele des deutschen Volkes zu töten und seinen wirtschaftlichen Wohlstand zu untergraben geeignet war.

4. Eine unerträgliche Parteiherrschaft in Gestalt eines den eigenen Nutzen suchenden Bonzentums wurde aufgerichtet und legte sich wie ein eisernes Netz über das ganze Volk.

Jede freie Meinungsäußerung auch auf unpolitischen Gebieten wurde zum Verbrechen gestempelt, alles freie Sichregen der Geister unterbunden. Ein unerhörtes Mass der Bespitzelung und Verleumdung wurde zur Regel. Die Rechtsprechung

992. Sitzung
am 31. Januar 1940
im Hause
des Vortragenden Spranger

Anwesend die Herren Beck,
Diels, Fischer, Jessen,
Lietzmann, Oncken, Pinder,
Popitz, Sauerbruch, Stroux,
Wilcken

Der Vortragende sprach über – *Volksmoral und ihre Sicherung* –. Das Thema Volksmoral spielt in der Philosophie eine geringe Rolle. Sie hat vorwiegend die Ethik (als Lehre vom Ethos) entwickelt. Sie hat gefragt, wie sich der Einzelne in sittlich bedeutsamen Situationen zu entscheiden habe, aber oft vergessen, dass dies nur ein Sonderfall ist, der sich auf dem Hintergrunde einer historisch entfalteten Volksmoral abspielt. Mit ihr hätte sich die Volkskunde beschäftigen sollen. Sie ist leider kaum über die – Sitten und Gebräuche – hinausgekommen, die nur Begleiterscheinungen oder abgestorbene Reste der moralischen Volksordnung sind. Das Thema besitzt eine grosse Bedeutung für die Gegenwart. Bis zu diesen aktuellen Fragen möchte der Vortragende vorstossen. Dazu aber ist erforderlich 1) ein Blick auf das Wesen der Volksmoral, 2) eine Erörterung darüber, wie sie überhaupt gesichert werden kann, und 3) darüber, wie sie *heute* gesichert werden könnte.

I. Jede Volksmoral ist ein überindividuelles Lebensgewebe, vergleichbar der Sprache; eine Ordnung des Zusammenlebens mit normativem Charakter. Vom Recht unterscheidet sie das Fehlen eines Apparates, einer Organisation; von der Sitte der erste Appell an Gesinnung und Verantwortung. Sie erscheint in bereits gefestigten Lebensgemeinschaften (wie Ehe, Familie, Nachbarschaft), in generellen Werturteilen und Normen über Gesinnung und Verhalten der Zugehörigen, in konkreten Reaktionen von der Gruppe her gegenüber Verfehlungen und Widerstreben der Einzelperson. Die Normen ergehen im Namen des ungreifbaren Kollektivsubjektes, das die deutsche Sprache mit dem Worte – man – umschreibt. Die Durchsetzung erfolgt ebenso ungreifbar und unorganisiert durch Ehrung und Ehrentziehung. Die Kulturfunktion der Moral liegt nicht nur in der Erhaltung der Gemeinschaft, sondern auch in der Sicherung eines Wertniveaus des Zusammenlebens. Sachlich regelt die Moral alle Gebiete des Lebens von der Hygiene über die Sexualverhältnisse und das Arbeitsleben bis zu den höchsten Kulturangelegenheiten. Soziologisch differenziert sie sich nach Kasten, Berufsständen usw. Daher der Kampf der Moralen (und Ehrbegriffe) schon im Binnenleben des Volkes, erst recht zwischen Völkern von verschiedener moralischer Struktur. Selten und stets unvollkommen fin-

det die Moral einen literarischen Niederschlag. (Konfuzius im Osten.) Die grösste Moralschilderung in unserer deutschen Kultur ist Pestalozzis – Lienhard und Gertrud – II. Die Sicherung (Sanktionierung) der moralischen Normen erfolgt durch religiöse Heiligung oder durch das – moderne – Prinzip des Gewissens. Der vordringliche Ernst moralischer Bindungen zeigt sich in der Rückbeziehung auf metaphysische (ausseralltägliche) Mächte, die Furcht und Ehrfurcht (αιῶος) fordern. Ehrwürdigkeit der *Tradition* und Moral/Εοζριρο//e der Älteren (als Zensoren) borgen nur von dort ihre Autorität. Das Gewissen ist ein unsicheres Kriterium, weil das moralisch bedeutsame – Wissen – des Individuums begrenzt ist und weil das Gewissen selbst immer im Kampf steht, es sei denn, dass man auch das Gewissen wieder aufs Religiöse, die Stimme Gottes, zurückführt. Philosophisches Raisonement über den Inhalt des Gewissens ist schwach und vermag die ursprüngliche Glaubenssicherheit nicht zu ersetzen. Man kommt auf diesem Wege zu Gedanken über die soziale Zweckmässigkeit der Moral, über angebliche Vererbung von moralischer Gattungserfahrung, über biologische Rechtfertigung der Sexualhygiene und Eugenik, jedoch nie zu der Festigung der Gesinnung und der ethischen Kraft, die durch rationale Begründung eben nicht zu sichern sind.

III. Die gegenwärtige Lage der Volksmoral in Deutschland wäre nur dann voll zu verstehen, wenn man ihre historische Schichtung ganz durchdrungen hätte. Von Urzeiten an kämpft hier eine naive (heldische oder geschäftliche) Erfolgsmoral mit dem christlichen Ethos, das auf Läuterung und Erlösung gerichtet ist. Das Christentum als solches lässt sehr verschiedene zeitgebundene Moralgestaltungen zu. Seine ethische (zeitüberlegene) Urintention geht nur auf den Urquell des Sittlichen, das im reinen Herzen und der reinen Gesinnung wurzelt. Kant hat bewusst ebenfalls auf inhaltliche Moralforderungen verzichtet und nur das ewige Apriori des guten Willens betont.

Die Sicherung der Volksmoral heute ist gefährdet durch die partiell höchst produktiven Errungenschaften des 19. Jahrhunderts, das jedoch in der Gestaltung einer sittlichen Volksordnung völlig unproduktiv war.

Falls die Volksmoral auch heute noch religiös gesichert werden sollte, käme es im abendländischen Kulturkreis auf die Kräfte des christlichen Glaubens an; ein anderer lässt sich im gegenwärtigen Stadium der Entwicklung nicht mehr schaffen. Aber mit dem allgemeinen Verlust des metaphysischen Bewusstseins und des Innenlebens seit der Aufklärung ist weiten Kreisen jeder Zugang zu

vor allem in Strafsachen wurde immer mehr Parteigesichtspunkten untergeordnet. Das Verfahren der Gestapo verletzte die elementarsten Grundsätze der Sittlichkeit und vernichtete die menschliche Persönlichkeit. Schwere Verletzungen von Recht und Gesetz, Angriffe auf Leib und Leben oder die Freiheit untadeliger Menschen blieben straflos, ja wurden von oben ermuntert. Gerade neuerdings geschahen im Zusammenhang mit dem Kriege, von der höchsten Stelle im Staat geduldet, Dinge, die in der deutschen Geschichte unerhört sind. In das gleiche Kapitel gehören die von Parteiwegen gegen die Juden straflos begangenen fürchterlichen Greuel...

8. Die höchste Gewalt im Deutschen Reich liegt, bis es möglich sein wird, ein normales Verfassungsleben wieder aufzubauen, in den Händen einer Regentschaft, die aus dem Reichsverweser und zwei Mitgliedern besteht. Diese Regentschaft ernannt die Minister...

10. Die Regentschaft weiss, dass ihre Aufgabe unendlich schwer und wenig geeignet ist, ihr schnell Volkstümlichkeit zu erwerben. Sie muss ein System liquidieren, das dem deutschen Volk im Voraus auf lange hinaus schwere Lasten auferlegt hat. Ihr Bemühen wird sein, diese Liquidation ohne jedes Rachegefühl so durchzuführen und die Lasten ganz allmählich so abzubürden, dass die denkbar geringsten materiellen Opfer gefordert werden. Trotzdem werden diese gross genug sein. Das deutsche Volk, davon ist die Regentschaft überzeugt, wird diese Opfer entschlossen bringen und einen Ausgleich darin finden, dass Gesetz und Recht ebenso wieder zu Ehren kommen wie Anständigkeit, sittliches Empfinden und wirkliche Freiheit.

Ulrich v. Hassell, Vom andern Deutschland

den Tiefen des Christentums verlorengegangen. Der zeitüberlegene Gehalt, der in ihm liegt, ist nicht umzubiegen. Aber die Zugänge zu den Seelen müssten durch neue Ausdrucksformen erschlossen werden.

Solange solche höheren Kräfte fehlen, stehen wir vor der Gefahr des Nihilismus, den Nietzsche gefürchtet und durch sein völliges Unverständnis für Volksmoral gefördert hat. Rücksichtslose Erfolgsgier, Brutalität gegenüber dem Leben, Verlogenheit als planvolle Methode, Verlust des Rechtssinnes (– Recht ist, was dem Volke nützt –), Entlastung der Person von Verantwortungen, die ihr kein Mensch abnehmen kann, sind die konkreten Folgeerscheinungen. Erziehung wird Disziplin statt Charakterfestigung. Das Prinzip des Gewissens, an sich problematisch, kommt unter die Räder einer im falschen Sinne militanten Moral.

Besserung ist allenfalls zu erhoffen von moralischer – Zellenbildung – . Der Ausdruck stammt aus dem Sektenleben. In der Tat kann nur von kleinen Kreisen aus neu aufgebaut werden. Dort müssen verantwortliche Personen vorleben, was dem Volke in tieferem Sinne – nützt –, d.h. es rein und ethisch kräftig erhält. Dazu gehört, dass man zu geistiger Selbständigkeit geborene Menschen wieder in ihre Problematik hinabführt, sie an metaphysische Grenzen stellt und die unbestechlichen Tiefen ihres Wesens aufgräbt, wie es Sokrates in ähnlicher Volkslage getan hat.

Kein äusserer Sieg kann entschädigen für den Verlust moralischer Kraft und Sicherheit des Volkes. Worin aber inhaltlich die heute bindende Volksmoral bestehen würde, ist nicht durch philosophische Begriffsentwicklungen

Haus Diels, Berlin-Dahlem,
Altensteinstrasse 2



gen festzustellen, sondern nur im lebendigen Teilhaben an echten und unechten, fertigen und unfertigen Moralien. Man muss ganz im Volke drinstehen, um ihm zur moralischen Festigkeit zu helfen.

995. Sitzung
am 13. März 1940
im Hause
des Vortragenden Diels

Anwesend die Herren Beck,
Fechter, Fischer, Jessen,
Lietzmann, Oncken, Popitz,
Spranger, Stroux

Vortragender sprach über das Wesen und Wirken des Blütenstaubes. Der – Pollen – ist allen Blütenpflanzen zu eigen und dem blossen Auge noch gerade als feines Pulver sichtbar, wurde aber erst mit der Entwicklung des Mikroskopes einer wissenschaftlichen Erforschung zugänglich. Anfangs waren die Beobachter gefesselt von der Mannigfaltigkeit der äusseren Form der Pollenkörner, in der sich die Verschiedenheit der Arten eindrucksvoll spiegelt. Dann vertiefte sich die Einsicht durch die Untersuchungen Fritzsches (ca. 1840), der mit chemischen Mitteln nachwies, welche wichtige Rolle die äusserst widerstandsfähige Aussenhaut der Körner spielt. Etwa gleichzeitig wurde entdeckt, dass das reife Pollenkom auskeimt zu einem dünnen Schlauch. Als man dann etwa 50 Jahre später in diesem Schlauche die befruchtenden Kerne nachwies, löste sich endgültig das alte Rätsel, was die – Bestäubung – der Pflanzenblüte eigentlich bedeutet. Gewisse Ahnungen davon hatte schon das Altertum besessen, klarere Vorstellungen waren im 17. Jahrhundert aufgekommen, im 18. hatte Gleditsch in Berlin die befruchtende Rolle des Blütenstaubes experimentell bewiesen. Damit war zugleich erkannt, wieviel für die ausgiebige Fruchtbildung bei der Pflanze darauf ankommt, dass der Pollen wirklich zu den weiblichen Zellen gelangen kann. Bei den Windblütlern wird das Ziel erreicht durch die Massen-Erzeugung des Pollens. Tatsächlich wird der Blütenstaub vieler unserer Bäume oder der Gräser zurzeit ihres Blühens zu einem beträchtlichen Bestandteil der Luft. Und darauf beruht seine Bedeutung in hygienischer Hinsicht, seine Wirkung auf allergisch empfindliche Menschen. Er übt diese Wirkung nicht mechanisch aus, sondern stofflich, durch Inhaltsbestandteile seines Plasmas, die schon in ganz geringen Mengen die menschliche Haut angreifen können, allerdings bei stark individualisierter Reichweite. Diese Begrenztheit der Reaktionen nicht minder als die Geringfügigkeit der wirksamen Mengen lassen verstehen,

Aus Ulrich v. Hassels Tagebuch:

30.12. 39.

Ich traf am 27. früh mit 1½ Stunden Verspätung in Berlin ein und suchte zunächst Popitz auf. Er beurteilte die Lage wesentlich optimistischer als das letzte Mal, weil das Terrorregime der SS. im Osten und die Anmassung dieser Leute gegenüber der Armee doch allmählich den Soldaten die Augen über diese deutsche Schande und über diesen Räuberstaat im Staate öffne... Popitz schildert die Lage etwa wie folgt: In der hohen Generalität habe man Brauchitsch abgeschrieben. Der Gedanke sei jetzt der, dass man einige Divisionen – auf dem Wege vom Westen nach Osten – in Berlin Halt machen lasse. Dann solle Witzleben in Berlin auftreten und die SS. ausheben. Beck werde auf Grund dieser Aktion nach Zossen fahren und aus Brauchitschs schwacher Hand den Oberbefehl übernehmen. Hitler solle mit ärztlichem Gutachten für regierungsunfähig erklärt und verwahrt werden. Dann Aufruf an das Volk mit der Parole: Vereitelung weiterer Greuel der SS., Wiederherstellung von Anstand und christlicher Sittlichkeit, Fortführung des Krieges, aber Friedensbereitschaft auf vernünftiger Basis. [28.12.] Vor dem Frühstück noch einmal eine Stunde bei Popitz, und über das praktische Vorgehen einer neuen Regierung eingehend gesprochen. Sehr grosse Personalschwierigkeiten durch die Zerstörung des alten Apparates. Popitz betonte die Notwendigkeit sofortiger Reichsreform (Einteilung in Länder), ferner das Aufstellen wahrer nationaler und sozialer Grundsätze und der auf der deutschen Überlieferung gegründeten – christlichen Sittlichkeit – als Leitstern. Ich wies auf die Notwendigkeit des Aufbaus des Staates auf der örtlichen und körperschaftlichen Selbstverwaltung (Filtriersystem) hin.

Gegen Abend bei Beck. Er beurteilt die Aussichten einer Offensive nach Belgien und Holland und überhaupt eines entscheidenden Erfolges gegen England nach wie vor pessimistisch. Über die geplante – Aktion – sprach er offener als sonst.

19.3.40
 In Berlin zuerst zu Popitz. Er schildert die innere Spannung als weiter verschärft, d.h. die Frage, ob die Armee sich ihre weitere Zersetzung und Entmachtung weiter gefallen lässt und sich bereit findet, durch eine Offensive höchst zweifelhaften Ausgangs durch neutrales Gebiet alle Friedenschancen zu zerschlagen...

Popitz ist nun wirklich bei Brauchitsch gewesen und hat ihm offen die Lage und die Notwendigkeit geschildert, zu handeln, um die Macht des Staates aus den Klauen der schwarzen Landsknechte (SS.) zu reißen und die Staatsgewalt auf der Basis der Wehrmacht als einzigen Waffenträgers zu stabilisieren und zu säubern. Brauchitsch hat sich alles angehört und sehr wenig gesagt.

3.4.40.
 Popitz ist enttäuscht, dass sein Besuch bei Brauchitsch offenbar nichts genützt habe. Alles was wir versucht hätten, sei ergebnislos geblieben und könne höchstens unser eigenes Gewissen entlasten. Um 21 Uhr bei Beck, wo ich schon Goerdeler vorfand. Wir waren nicht gerade hochgestimmt, man hat den Eindruck eines unrettbar rollenden Verhältnisses.

warum es so schwierig ist, im einzelnen Falle das Heufieber mit Erfolg zu bekämpfen. Bis jetzt steht nur fest, dass der Pollen vieler Gräser und der von gewissen nordamerikanischen Korbblütlern (– ragweed –, Ambrosia) besonders virulent sind. Dagegen ist der Pollen der Bäume in der Regel unbedenklich, glücklicherweise, da sie mengenmässig oft besonders ergiebig sind, Pollen herzubringen.

Durch diese Produktivität sind gerade die Bäume die Indikatoren bei der modernen Methode der – Pollenanalyse – . Hierbei wird der auf Wiesen und Moore niedergefallene und im Torf eingebettete Pollen schichtweise festgestellt, auf die Art bestimmt und nach seiner Menge gezählt. Aus diesen Daten schliesst man auf die Baumflora, die jeweils herrschte, als die Sedimente sich bildeten. Es ist dadurch gelungen, besonders für die seit der Eiszeit vergangene Waldgeschichte Europas wichtige Ergebnisse zu gewinnen. Es ist sichergestellt, dass Perioden vorherrschender Kiefer, Birke, Hasel, Eiche, Buche und Fichte aufeinander gefolgt sind. Da jeder dieser Baum-Dynastien bestimmte klimatische Zustände entsprechen und da sich ihre zeitliche Folge mit den Ansätzen der Paläontologie und der Vorgeschichte in Beziehung setzen lassen, so hat die Wissenschaft in diesen mikroskopischen Gebilden der Pflanzenblüten ein wichtiges Werkzeug gewonnen, das nicht nur auf vergangene Zeiten in der Naturgeschichte der Länder helleres Licht wirft, sondern auch für die menschliche Prähistorie schon wertvolle Dienste zu leisten beginnt.

996. Sitzung
am 24. April 1940
im Hause
des Vortragenden Beck

Anwesend die Herren Diels,
Fischer, Jessen, Lietzmann,
Oncken, Petersen, Pinder,
Popitz, Spranger, Stroux,
Wilcken

Dieser stellte – Betrachtungen über den Krieg – an, nicht über den im Gange befindlichen, sondern allgemeiner Natur, unter Beschränkung auf wenige grundsätzliche Fragen, die ihm vom deutschen Standpunkt aus für die Gegenwart bis zum jetzigen Krieg – der ausgenommen werden soll – wissenschaftlich erscheinen.

Einleitend wurde davon ausgegangen, dass Menschengeschichte auch Kriegsgeschichte ist, daher viele Erscheinungen auf dem Gebiete des Krieges und dessen Rolle in der Geschichte sehr alten Datums sind, dass aber eine fruchtbare theoretische Betrachtung des Krieges die mit der Weiterentwicklung der Menschheit bis zur Jetztzeit eingetretenen Veränderungen in Gegebenheiten und Auffassungen nach ihrer vollen Bedeutung berücksichtigen muss. Die Notwendigkeit der Einheit des Standpunktes für die Betrachtung und für das zu gewinnende Urteil, wie es Clausewitz im 8. Buch, 6. Kapitel seines Werkes – Vom Kriege – fordert, wurde hervorgehoben.

Gestreift wurden zunächst die moralischen Grenzen, die dem Krieg, richtiger der Absicht zum Kriege gezogen sind unter Hinweis auf Gedanken Friedrichs d. Gr. in seinem – Militärischen Testament –, sodann der politische Zweck des Krieges und das Ziel der kriegerischen Handlung berührt, sowie die Clausewitzsche These kurz geprüft, dass der Krieg eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei.

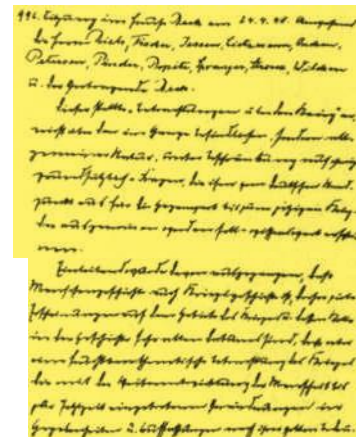
Eingehender wurde anschliessend das Verhältnis Staatsmann-Feldherr behandelt. Zur Erläuterung wurden u.a. herangezogen die Massenbachsche Auffassung, wie sie aus seiner Denkschrift von 1795 an den Herzog von Braunschweig hervorgeht, die zeitweise unterschiedlichen Auffassungen Bismarcks und Moltkes, sowie die Ansicht des Generaloberst von Seeckt in seiner Schrift: – Gedanken eines Soldaten –. Die vermehrte Bedeutung der Zusammenarbeit zwischen Staatsmann und Feldherr für das bisherige 20. Jahrhundert, in dem der – absolute Krieg –, der – Weltkrieg – und der – totale Krieg – die Auffassungen fast ausschliesslich beherrschen, wurde unterstrichen, ferner aber auch der Tatsache gedacht, dass auch die beste Organisation der Zusammenarbeit nichts nützt, wenn die letztere nicht erfüllt ist von dem Vertrauen der beteiligten Persönlichkeiten zueinander.

Die nächste Betrachtung galt der Clausewitzschen



Ludwig Beck

1880-1944. Generaloberst.
1935-1938 Chef des deutschen Generalstabs; nach Widerspruch gegen Hitlers Kriegspolitik Ende 1938 verabschiedet. Seit dieser Zeit einer der wichtigsten Beteiligten am Widerstand gegen Hitler; von den Verschwörern nach Hitlers Sturz als vorläufiges Staatsoberhaupt vorgesehen. Starb nach dem Scheitern der Verschwörung am Abend des 20. Juli 1944.
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft 1939-1944.



Der ehemalige Chef des Generalstabs, Generaloberst Beck, wurde

nach dem Tode Groeners an dessen Stelle berufen: am 15. November 1939 nahm erzürn erstermal – es war wieder im Hause Eugen Fischers – an einem Abend der Mittwochs-Gesellschaft teil, um von da an, wenn sein Gesundheitszustand es irgend erlaubte, zu jeder Sitzung zu erscheinen...

Der mittelgrosse, schlanke Mann mit dem schmalen Kopf war ein Typus des höheren preussischen Offiziers, wie er vollendeter nicht gedacht werden konnte. Alles an ihm war geformt und bis ins Letzte beherrscht, so dass es wieder vollkommene Natürlichkeit geworden war, die nur sich unterstand. Jede Spannung des Absichtlichen war überwunden. Sein schmales, völlig ausgearbeitetes, wesentlich auf Profil gestelltes Gesicht war bis in die feinste Regung seinem bewussten Wesen unterstellt; Geist und Willen waren in einer Einheit aufgegangen, die schon den Zügen des Lebenden etwas von einer grossartig durchseelten Plastik gaben. Das Schönste an diesem Gesicht waren die Augen, kluge, sehr geistige Augen, die zuweilen mit dem Charme einer menschlichen Wärme aufleuchten konnten, wie sie im Bereich seines Berufes sonst nicht eben häufig war.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

Vor mehr als 20 Jahren habe ich dem General v. Haefen nach einer Sitzung der Preussischen Akademie der Wissenschaften die Frage gestellt, ob man heute angesichts der ungeheuren technischen Wandlungen überhaupt noch aus der Kriegsgeschichte etwas lernen könne. Er bejahte es entschieden, mit eindrucksvollen Begründungen. Der Laie, der die militärwissenschaftlich-systematischen Studien von Ludwig Beck liest, wird darüber

Forderung, dass Staatsmann und Feldherr den Krieg, den sie unternehmen, nach der Natur der Verhältnisse vorher richtig erkennen müssen. Zur Erläuterung wurde auf drei Gesichtspunkte näher eingegangen:

1. Auf die besondere Lage Deutschlands als Kontinentalstaat und als zentral in Europa gelegener Staat, somit einmal auf die entscheidende Bedeutung des Landkrieges für Deutschland sowie ferner auf die stete Gefahr des Mehrfrontenkrieges, und daran anknüpfend auf die seit 1914 erstmalig für Deutschland eingetretene Notwendigkeit, sich mit dem Problem eines sogenannten Weltkrieges auseinanderzusetzen, d.h. mit einem Krieg, in dem die Welt- und Seemacht Grossbritannien in der Reihe der Gegner stand. Die anders geartete Kriegführung einer starken Seemacht und die dadurch bedingte Verschiebung der Erfolgsaussicht für das immer in erster Linie auf seine Landstreitkräfte angewiesene Deutschland wurde beleuchtet.

2. Auf die lange Dauer von modernen Schlachten und damit Kriegen etwa gleichstarker Landmächte, was 1914 zunächst noch eine Überraschung war, aber doch hätte als möglich vorausgesehen werden können und z.B. von Moltke auch schon vorausgesehen war. In diesem Zusammenhang wurde auch auf das Wesen des totalen Krieges eingegangen.

3. Auf die Raumfrage, d.h. die Grösse eines zusammenhängenden Hauptkriegstheaters im Hinblick auf die durch die technischen Fortschritte seit etwa 100 Jahren sehr viel kleiner gewordene Erde und die aus diesem Vorgang resultierenden politischen und militärischen Rückwirkungen.

Die weitere Betrachtung galt dem Kriegsplan, zu dessen Erläuterung vor allem wieder Clausewitz, aber auch Blume zitiert wurden, ferner dem Operationsplan. Die letzte Betrachtung brachte Gesichtspunkte für die Regelung der obersten militärischen Führerfrage für den Krieg und im Kriege. Um sie organisatorisch richtig lösen zu können, bedarf es einer klaren Erkenntnis aller bei der Kriegführung mitsprechenden Faktoren und der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit. Der Vortragende bekannte sich zu dem Standpunkt des Primates des Heeres vor den übrigen Wehrmachtteilen und der Wehrmacht – abgesehen von der Politik – mindestens als *Primus inter pares*. Die Politik bleibt der Kriegführung übergeordnet, ist jedoch verpflichtet, das kriegerische Instrument richtig einzuschätzen, wofür wiederum die militärische Führung die volle und selbständige Verantwortung hat.

Ein kurzes Schlusswort beschäftigte sich mit dem Wort – Feldherr –. Die Bezeichnung – Feldherr – ist nie eine

Angelegenheit der militärischen Rangstufenordnung noch – Feldherr – ein Titel gewesen, der durch Ernennung verliehen worden ist, sondern stets eine Frage der Leistung in der Praxis des Krieges.

Deutsche Allgemeine Zeitung
 Berlin, Sonnabend, 11. Mai 1940
 Reichs-
 Anzeiger
 79. Jahrgang Nr. 225-226 20. Wirtsw.

Der Führer an der Front
Das deutsche Westheer im Angriff
Feindlichem Vormarsch durch Belgien
und Holland aufs Ruhrgebiet zugekommen

Der heute beginnende Kampf
 ...

Neutralität Belgiens und Hollands wird durch deutsche Truppen gesichert — Brüssel und Haag fördern die Durchmarsch- und Umstrukturierung unserer Feinde — Zusammenarbeit der Generalführer

Aufruf des Führers an die Soldaten der Westfront
 Die Größe des entscheidenden Kampfes ist ...

Die Erklärung Ribbentrops
 Die Erklärung des Reichsaussenministers ...

OSW: Angriff auf breiterer Front
 ...

998. Sitzung
 am 22. Mai 1940
 im Hause
 des Vortragenden Fechter

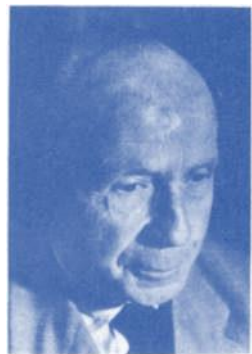
Dieser ging aus von der Mittlerstellung, die der Journalismus als ganzer zwischen der Welt des Wirklichen als des Ungewussten und der Welt der Zeitung als dem ersten primitiven Bereich einer lebenden Vergeistigung einnimmt, um dann von ihr aus seine besondere Rolle zwischen der Realität und der Dichtung zu umreißen. Wie dort zwischen der Welt und den Menschen steht der journalistische Mensch hier zwischen dem Bereich der gewöhnlichen Menschen im Sinne Shaws und denen der Kunst, weil er seinem Wesen nach Bürger beider Welten ist und sein muss. Er ist vom Allgemeinen aus gesehen Mittler zwischen Geschehen und Geschichte, hier im

hinaus erstaunt sein, dass es in diesem Fache noch so etwas wie eine unerschütterte Klassizität gibt. Immer wieder beruft er sich auf Clausewitz und zwar nicht nur hinsichtlich der Philosophie des Krieges, die natürlich überzeitliche Gesichtspunkte enthält, sondern auch in Dingen der fachlichen Begriffsbildung.

Eduard Spranger, Generaloberst Beck in der Mittwochs-Gesellschaft

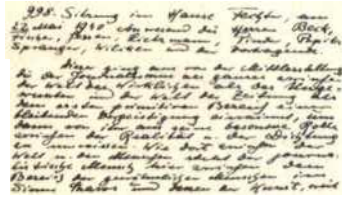
An einem Abend [im Spätherbst 1938] kam überraschend Generaloberst Beck unangemeldet zu mir in die Herthastrasse im Grünewald. Er war zutiefst niedergeschlagen, von einer grossen und schweren Trauer erfüllt, sah sich einsam und im Stich gelassen, und nur so kann ich mir erklären, weshalb er seine Sorgen bei mir ablad. Beck prophezeite uns allen den Untergang, Hitlers politisches Gebaren treibe in den Krieg, und zwar in einen Feldzug gegen die ganze Welt; das deutsche Reich werde zusammenbrechen.

Ferdinand Sauerbruch, Aus meinem Leben



Paul Fechter
 1880-1958. Journalist, Schriftsteller, Literaturhistoriker.
 Bis 1933 Mitarbeit im Feuilleton

der – Deutschen Allgemeinen Zeitung –; seit 1933 Mitherausgeber der – Deutschen Zukunft – und der – Deutschen Rundschau – . Bedeutender Theaterkritiker; Verfasser zahlreicher literarischer und literaturwissenschaftlicher Schriften. Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft 1938-1944.



Im Jahre 1938 kam eine Tages Hans Lietzmann zu mir, Professor der Theologie, insonderheit der Kirchengeschichte an der Berliner Universität: Ob ich die Mittwochs-Gesellschaft kenne? Da ich verneinte, fing er an zu berichten, die Mittwochs-Gesellschaft sei ein Kreis von gelehrten Männern von der Universität; aber einige Aussenseiter seien auch dabei. Sie bestünde seit nahezu hundert Jahren; man träfe sich alle 14 Tage im Hause eines der Mitglieder. Der Hausherr sei verpflichtet, einen Vortrag zu halten; dann werde gemeinsam gegessen, und schliesslich bliebe man in zwangloser Unterhaltung zusammen. Zu ziviler Stunde werde aufgebrochen. Ich bedanke mich für die interessanten Mitteilungen, ich wüsste nur nicht recht – Er lachte: ja, die Sache wäre die, zur Mittwochs-Gesellschaft gehörten immer sechzehn Mitglieder, und wenn eines ausgeschieden oder einem Rufe nach auswärts gefolgt sei, so werde ein neues gewählt. Da hätte man nun in der letzten Sitzung beschlossen, mich zu fragen, ob ich Lust hätte beizutreten.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

besonderen Mittler zwischen Welt und Dichtung, weil er, wofern er seine Tätigkeit mit Recht ausübt, beiden angehört und angehören muss. Journalist sein heisst Bürger beider Welten sein, der Welt, in der die Menschen der Kunst hausen, und der anderen, der der gewöhnlichen Menschen – und heisst zugleich, keiner von beiden ganz verpflichtet, in keiner ganz zu Hause sein. Wer diese Mittlerrolle auf sich nehmen will, muss die Fähigkeit haben, seine Seele zum Instrument zu machen. Er darf nicht nur sein, was er selber eigentlich ist: er muss Möglichkeiten der Selbstverwandlung haben, die dem gewöhnlichen Menschen ebenso wie dem dichterischen erspart sind. Er muss gewissermassen heimatlos im leeren Raum zwischen den beiden Kreisen des Lebens existieren können, zwischen den Schaffenden und den Aufnehmenden, den Handelnden und den Zuschauenden. Er muss zu beiden gehören und zu keinem von ihnen, muss beide von sich aus deuten, begreifen, auffassen können, aber er darf sich keiner der beiden Seiten ganz zuzählen. Er kann es auch nicht: sofern er wirklich den Namen Journalist verdient, sofern er unter dem Schicksal steht, das dieses Wort in sich birgt, ist in ihm von Wesensarten der beiden feindlichen Welten soviel vereint, dass er in jeder von ihnen wohl Gast, aber nie auf die Dauer Bürger sein kann.

Von hier aus gesehen ergibt sich, dass der journalistische Mensch zugleich selbst ein Mensch der Kunst, der Dichtung sein muss, aber ohne den tiefsten Wesenszug des künstlerischen Menschen, ohne das So-und-nicht-anders-sein-können. Die Schaffenden haben die Verpflichtung zur Einseitigkeit, der journalistische Mensch zur Vielseitigkeit; die Menschen der Kunst haben das Recht, einander zu verneinen und abzulehnen; er hat diese Möglichkeit nicht, muss sein Persönlichstes in einer seltsam persönlichen Unpersönlichkeit haben und geben, um beiden Welten gerecht zu werden, Mittler und Brücke zwischen dem Reich der Dichtung und dem der gewöhnlichen Menschen sein zu können.

Über dieser halb überpersönlichen, halb unpersönlichen Zwiespältigkeit wächst die eigentliche Tätigkeit des journalistischen Menschen. Sie ist die Voraussetzung seiner Berufung, bedingt Glück und Elend dieser wunderlichen Betätigung, die dem, dem sie auferlegt ist, zugleich gibt und nimmt, ihn mit allen verbindet und ganz allein auf sich stellt, erhebt und demütigt, unerhörten Genuss und unerhörte Entsagung bringt. Der wirkliche Journalist steht halb ausserhalb des Lebens, halb tiefer darin als irgendein anderer; er weiss um alle seine Möglichkeiten, vom Banalsten bis zum Tiefsten, und weiss sie auch zu deuten. Seine Seele muss ein immer bereites Reagens

sein, mit ständigem Tasten gerade das suchen und aufspüren, für das der Welt der gewöhnlichen Menschen das Organ fehlt. Er muss sich selbst zurückstellen um des Dichterischen, Neuen willen, seine Seele offenhalten für das werdende und ihm die gestaltenden Energien des eigenen Selbst als Helfer bei der Welt der Undichterischen zur Verfügung stellen. Er muss dazu genau so viel gestaltende Kraft besitzen wie der dichterische Mensch: sein Material aber sind nicht die Strebungen der eigenen Seele, sondern die schon gestalteten der fremden. Er muss auch den Strahl des ewigen Lichts in sich tragen, aber er macht mit ihm nicht die Welt und das Leben selber transparent, sondern die Gestaltungen der anderen. Sein Material ist geistiger als das des Dichters: sein Gestalten aber, gespeist von ebenso viel produktiven Energien wie das des Künstlers, wirkt etwas völlig anderes, nicht Kunst, sondern Deutung, nicht Gestalt, sondern Bewusstheit.

Ein so gefasster Journalismus enthüllt sich der Welt und dem Leben gegenüber als ein Wirken von hinreissender Spannung – und zugleich als ein Wirken im Grenzbereich der Tragödie. Die eigentlichen Kräfte der Seele werden in dieser Betätigung ihrer ursprünglichen Vitalität berufsmässig entkleidet und in ihrer einmaligen Auswirkung so verkümmert, dass der Prozess sich am Rande des Lebens selber abspielt. Jedes Gefühl wird im Moment des Erlebens Material der Arbeit: das Bewusstsein ergreift, was ins Leben eingehen will, und bemächtigt sich seiner als Mittel und Stoff der bewussten Formulierung. Jede Reaktion vor Werk und Welt muss momentan ins Bewusstsein treten, formuliert, dem Allgemeinen eingefügt werden. Was sich aus dieser ewigen Erhellung an seelischen Konsequenzen ergibt, ist oft gestaltet worden, fälschlich als Tragödie des dichterischen Menschen: von Hofmannsthals Dichtung vom Toren und vom Tod bis zu Georg Kaisers Flucht nach Venedig sind alle Bewusstheitstragödien Journalistendramen – Berufstragödien der schwächeren Erscheinungen, die den Ausgleich zwischen den feindlichen Kräften des Lebens und des Geistes nicht zu finden wissen. Sie haben ihre Gültigkeit nur für die, deren Lebensgefühl nicht ausreicht, um über diesem Gegensatz das Reich ihres Lebens zu errichten, in dem wissendes Gefühl und ergriffenes Erlebnis das Glück ihrer Daseinsbereicherung ausstrahlen können. Die Formel für die positive, zugleich stolze und sachliche Wertung der eigenen Beziehung zur Welt ist das Nathanwort – Mittelgut wie wir! – . Es hat für den wirklich journalistischen Menschen nichts von falscher Bescheidenheit und Demut, sondern es umschreibt nur die klare Einsicht in

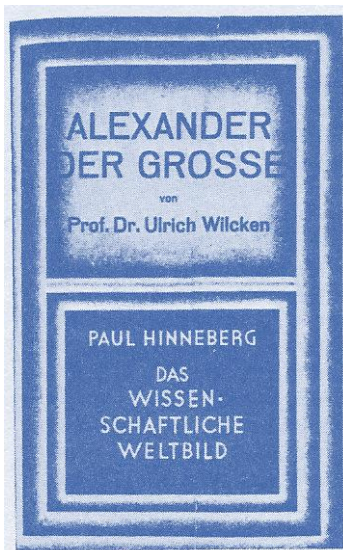
Die Distanz änderte sich mit einem Schlage, als ich im Sommer 1940 zum ersten Mal als aktives Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft auftrat und die Sitzung in Lichtenrade in meinem Hause stattfand. Der Abstand des Lichtenrader Siedlungshauses von den Dahlemer und den Grunewaldvillen der anderen war einigermassen anschaulich sichtbar, obwohl damals noch das ganze Haus stand, nicht wie später zu drei Vierteln abgebrannt war. Es ergab sich trotzdem oder gerade darum eine Behaglichkeit der Atmosphäre, die sich nachher von Jahr zu Jahr steigerte. Die kleinen Räume, in die fast unvermittelt der Garten hineinblühte, das noch halb Ländliche der Umwelt, in der das wartende Ministerauto von Popitz, dem letzten preussischen Finanzminister, noch mehr auffiel als Sauerbruchs grosser Wagen, taten das ihrige. Es war, wie wenn Erinnerungen an Knabenzeiten heraufstiegen und aus den würdigen Männern wiederfröhliche Schüler oder wenigstens Studenten machten. Überall in der Stadt schlossen die Sitzungen pünktlich um halb zwölf; in Lichtenrade erfolgte der Aufbruch nie vor Mitternacht, meist sogar später. Und da geschah es dann wohl, dass einer im Schein der Taschenlaterne – es war ja Krieg und alles verdunkelt – in dem Sauerkirschbaum vor dem Eingang plötzlich die dunkelroten Früchte ausseuchten sah, und nun erhob sich ein nächtliches Kirschenpflücken, in das auch die Chauffeure eingriffen, indem sie mit ihren Taschenlampen sorgfältig in die tieferhängenden Zweige hineinleuchteten: – Hier, Herr Geheimrat, hier sind die schönsten. – Bitte hier, Herr Professor, hier hängen sie ganz dicht. – Erlebnisse solcher Art lassen von Distanz nicht mehr viel übrig, zumal wenn nebenher noch allerhand andere von schwererem Zeitgewicht gehen.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

den Ablauf eines geistigen Prozesses, dessen Wesen Gemeinsamkeit ist, die zu schaffen Sinn und Aufgabe dieses ganzen seltsamen Mittlerberufes in seinem Verhältnis zur Dichtung und zur Welt ist.

999. Sitzung
am 5. Juni 1940
im Hause
des Vortragenden Wilcken

Anwesend die Herren Beck,
Lietzmann, Oncken, Pinder,
Spranger, Stroux



Der Vortragende sprach über *die Entwicklung der aussen- und innenpolitischen Ziele Alexanders des Grossen* und liess unter diesem Gesichtspunkt sein Leben vorüberziehen. Zunächst warf er einen Rückblick auf seinen Vater Philipp, der die Basis geschaffen hat, von der Alexander ausgegangen ist. Philipps makedonische Grossmachtpolitik trieb zu einem Kriege mit dem persischen Nachbarreich. Um hierfür auch die griechischen Streitkräfte zur Verfügung zu haben, schloss er nach seinem Siege bei Chaeronea (338) auf dem korinthischen Kongress den sogenannten korinthischen Bund: er vereinigte die autonomen Griechenstaaten (ausser Sparta, das sich ausschloss) durch einen – gemeingriechischen Frieden – (xoivn eiprivn) zu einem Hellenenbund mit einem Synhedrion an der Spitze und schloss mit diesem Hellenenverband ein Schutz- und Trutzbündnis (ouppaxia) auf ewige Zeiten, kraft dessen er als König von Makedonien der Hegemon des Hellenenbundes wurde. Mit Benutzung der panhellenischen Idee beantragte er dann einen gemeinsamen Perserkrieg als Rachekrieg für die Frevel des Xerxes an den griechischen Tempeln.

Als nach seinem Tode Alexander im Alter von 20 Jahren den Thron Makedoniens bestieg (336), wurde unter dem Druck seiner Waffen der korinthische Bund auf den Namen Alexanders umgeschrieben, so dass nun er der Hegemon des Hellenenbundes wurde und, wie vorher Philipp, den Auftrag erhielt, den Rachezug zu führen. Nach seinem ersten Siege am Granicus (über die Satrapen) 334, hat er als Hegemon seinem Auftrage entsprechend die durch den schmählichen – Königsfrieden – von 386 an den Grosskönig abgetretenen Griechenstädte an der Westküste Kleinasiens befreit. Alexander war aber nach Asien hinübergegangen, um auch für sich selbst Eroberungen zu machen, wofür wohl von vornherein seine Pläne weitergingen als die seines Vaters. So fing er in Kleinasien sofort an, als König der eroberten Gebiete zu regieren. Schon hier zeigte er, dass er die besiegten Bar-

barenvölker nicht knechten, sondern befreien und durch Wahrung ihrer nationalen Eigenheiten mit seiner neuen Herrschaft versöhnen wollte (vgl. seine Massregeln in Lydien und Karien), hierin durchaus abweichend von den Anschauungen seines Lehrers Aristoteles.

Als er dann im Winterquartier in Gordion (334/3) von einer alten Weissagung hörte, dass derjenige, der den Knoten am heiligen Wagen des Gordios lösen werde, die Herrschaft über Asien gewinnen werde, zeigte er, durch seine Lösung durch den Schwerthieb, dass er mindestens schon damals diesem Ziele zustrebte, und bald danach hat er nach seinem Sieg über den Grosskönig bei Issos (333) sich auch öffentlich zu diesem Ziel bekannt, indem er in einem Antwortschreiben an Darius beanspruchte, von ihm als – König von Asien – tituliert zu werden. Daher war es für ihn selbstverständlich, dass er das bald danach von Darius ihm gemachte Anerbieten, ihm Vorderasien bis zum Euphrat abzutreten, ablehnte, weil er das *ganze* Asien beanspruchte.

Als Alexander dann im Verfolg seines strategischen Planes, wegen der Übermacht der persischen Flotte zunächst die persischen Küstenplätze zu besetzen, nach Ägypten zog, wurde er vom Volk mit Jubel als der Retter von der verhassten Perserherrschaft empfangen. Auch hier ging er wieder auf die nationalen, im Besonderen die religiösen Bedürfnisse des Volkes ein. Er liess sich zum König von Ober- und Unterägypten krönen und empfing dadurch die traditionellen göttlichen Ehren des Pharaos als Horos, als Sohn des Ré usw., er opferte dem Apis und liess an ägyptischen Tempeln arbeiten. Die Zivilverwaltung des Landes übertrug er zwei Ägyptern. Aber neben dieser Schonung und Pflege der einheimischen Tradition bezeugte er auch hier, dass es auch zu den Grundzielen seines Zuges gehörte, griechische Kultur im Orient zu verbreiten. Von grösster Bedeutung wurde in dieser Hinsicht seine Gründung von Alexandrien.

Im Frühling 331 verliess Alexander Ägypten und zog dem Darius entgegen, der ihn jenseits des Tigris bei Gaugamela erwartete. Hier ist es dann zu der grossen Entscheidungsschlacht gekommen, die mit der völligen Niederlage des Darius endete. Bei der Siegesfeier in Arbela wurde Alexander von der makedonischen Heeresversammlung als – König von Asien – akklamiert. Damit wurde sein Anspruch auf das gesamte Achaemenidenreich offiziell verkündet.

Der Verfolgung des fliehenden Darius zog er zunächst die Besetzung der Residenzen mit ihren riesigen Schätzen vor. So zog er nach Babylon, das kapitulierte, wo er ähnlich wie in Ägypten auf die alten Traditionen einging.

Er liess sich zum – König von Babylon – machen und opferte als solcher dem Stadtgott Marduk. Zum Satrapen setzte er hier zum ersten Mal einen Perser ein, wie er das von nun an auch weiterhin meist getan hat – eine wichtige Änderung in seinem Verhältnis zu den Persern, die durch den Sieg von Gaugamela und sein Königtum über Asien herbeigeführt ist. Über Susa zog er dann weiter in das Stämmeland der Achaemeniden nach Persepolis. Wenn er hier die Brandfackel werfen liess in die Königspaläste, so sollte durch diesen symbolischen Akt kundgetan werden, dass er als Hegemon den Auftrag des Synhedrions, Rache zu nehmen für die Frevel des Xerxes, erfüllt habe, und als er dann bei der Verfolgung des Darius nach Ekbatana kam, hat er die Kontingente des Hellenenbundes reich beschenkt nach Hause geschickt und hat damit gezeigt, dass der Rachekrieg zu Ende war. Hegemon des Hellenenbundes ist er bis an sein Lebensende geblieben, aber die Duplizität seiner Ziele war beendet. Von jetzt an kämpfte er nur für sich selbst als den König von Asien.

In wilder Jagd hat er dann den fliehenden Darius verfolgt, aber nicht mehr am Leben getroffen, da er soeben von seinen Begleitern niedergestochen war. Der Tod des Darius ist von grosser Bedeutung für die innenpolitischen Ziele Alexanders geworden, denn nun betrachtete er sich als den Rechtsnachfolger der Achaemeniden und sah in den Persern nicht mehr seine Feinde, sondern seine Untertanen, deren König er war. Das trat in den folgenden schweren Kämpfen im Ostiran (329/8) schon deutlich hervor. Dass er Perser und andere Iranier in sein Heer einstellte, war zwar eine militärische Notwendigkeit. Aber er begann auch, persische Adlige an sich heranzuziehen, persisches Hofzeremoniell einzuführen und für seine Person persisches Kostüm anzulegen. Begreiflich war der Unwille über die Perserpolitik bei seinen Makedonen, die als Sieger mit Verachtung auf die Besiegten herabsahen, und so kam es bald zu schweren Konflikten (vgl. die Kleitos-Katastrophe 328). Ein entschiedener Missgriff war Alexanders Versuch, die orientalische Proskynese bei seiner makedonischen und griechischen Umgebung einzuführen, aber er war klug genug, ihn auf ihre Resistenz hin aufzugeben. Am Ende dieser ostiranischen Kriegsjahre tritt uns dann in der Erhebung der baktrischen Fürstentochter Roxane zu seiner legitimen Gattin und Königin das erste Auftauchen jener Idee der Rassenverschmelzung entgegen, die ihn dann immer mehr beherrscht hat.

Der indische Feldzug, der sich unmittelbar an den ostiranischen anschloss, zeigt, dass Alexander nicht mehr



zufrieden war mit den Grenzen des Achaemenidenreiches, sondern darüber hinaus als *Weltherrscher* bis an den Ostrand der von ihm vorgestellten Erde, bis an den Okeanos herrschen wollte. Aber nicht nur Eroberungslust, sondern auch Entdeckerfreude hat ihn vorwärts getrieben. Als er nach Besiegung des Poros am Hydaspes (326) nach Osten vorrückte und vor dem letzten Pendschabstrom, dem Hyphasis, Kunde erhielt von dem Ganges, der in das Ostmeer fliesse, wollte er seine Truppen sofort hinüberführen, aber sein ermattetes Heer verweigerte sich ihm, und er musste umkehren. So ist Alexander dann vom Hydaspes aus, z.T. unter heftigen Kämpfen, den Indus bis zur Mündung hinabgefahren und hat die Induslandschaft, in der er mehrere Städte gegründet hat, seinem asiatischen Weltreich angeschlossen. Um sie fester miteinander zu verbinden, gab er seinem Freund Nearchos den Auftrag, von der Indusmündung aus mit der Flotte nach Westen zu fahren, um, wenn möglich, einen Seeweg zu den Mündungen des Tigris und Euphrat zu entdecken. Als Alexander dann mit seinen Truppen nach Überwindung der gedrosischen Wüste nach Karmania kam (Ende 325), fand hier ein Zusammentreffen mit Nearchos statt, der ihm über die glückliche Fahrt der Flotte Bericht erstattete. Nach Curtius (X 1,17-18) hat Alexander schon bei dieser Zusammenkunft jenen gigantischen letzten Plan gefasst, der uns durch Diodor aus den $\nu\pi\omicron\nu\pi\nu\pi\alpha$ Alexanders als authentisch beglaubigt wird, wonach er nach Gewinnung der Osthälfte nun auch noch die Westhälfte der Erde, die Völker des westlichen Mittelmeeres bis zu den Säulen des Herakles und zum Okeanos unterwerfen wollte. Also ein Weltherrscher im wörtlichen Sinne des Wortes zu werden, war sein letztes Ziel.

191

Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften

1937

XXIV. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. 4. November.

Vorsitzender Sekretär: Hr. Heymann.

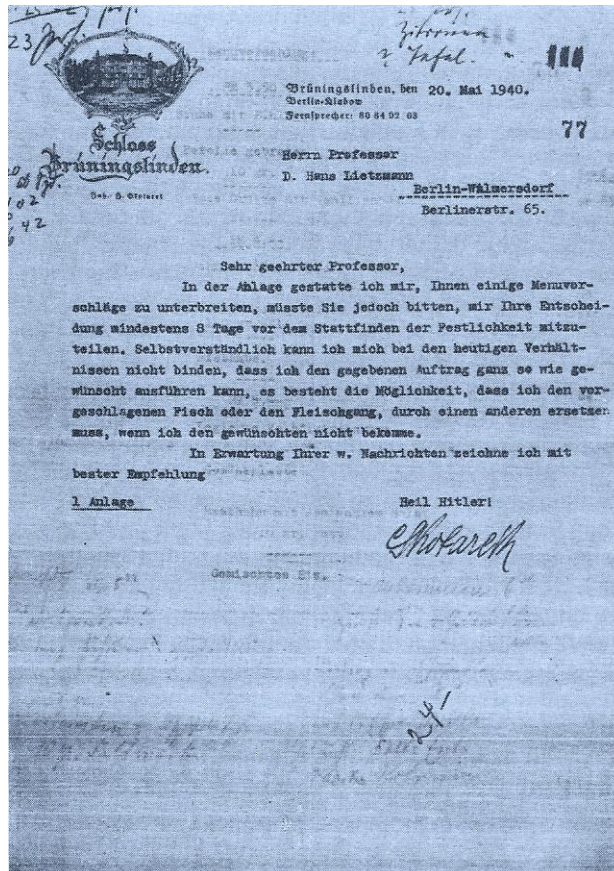
1. Hr. Wilcken sprach über die letzten Pläne Alexanders des Großen. Der Vortragende unterscheidet die letzten noch nicht im Zusammenhang behandelten Pläne in zwei von den gleichzeitigen Bestrebungen seines Plänen Alexander, die auf eine Eroberung des Westens bis nach Spanien abzielen, sich nach Spanien in einem Kollisionspunkte der beiden Ziele vereinigen lassen. Er sucht zu zeigen, daß, ausgehend von dem Osten mit diesen Plänen zusammenhängende Vorkehrungen für asiatische Expeditionen, die das nicht zu einem isolierten Inselgebirge, im Hinblick auf einen Zusammenstoß mit einem in Karmanien (325), sich in der Tat nicht Spanien gegenüber befinden lassen, die zugleich ein letztes Verwirklichen eines Weltherrscherplanes ermöglichen.

2. Sodann legte Hr. Wilcken eine Arbeit von Hrn. Prof. Dr. Friedrich Zanker (in Bonn) »Doppelinschrift spätalexandrischer Zeit aus der Gasetize von Hermopolis Magna« vor. (Abh.)

Publiziert am 20. März 1937 von der Deutschen Historisch-Geographischen Gesellschaft, gegründet am 1. März 1892, in Bonn. Es wird nachgewiesen, daß diese und mit sehr geringer Zahl bekannter, ähnlich ganz nahe verwandte Inschriften gleicher Herkunft und gleicher Art eine Auswertung und Abfolge von einem und demselben Dokument, die sich auf 6 Jahrhunderte der Gegenwart beziehen, aus Anlaß der Vollziehung eines Heiligenspruchs erachtet werden und, auf Grund des nachgewiesenen Plänenverweises sind zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit zu erheben, daß der Kern der Dittamen aus Alexanders Bestrebungen, die seine Kolonisation bilden und in die sich Angehörige anderer ethnischer Gruppen eingeschlossen haben, daß der Kulturgebiet Ägypten einen charakteristischen Gottes in und Ägypten, der Hauptort der Krone der Chaldäer, mit Ägypten bei lange identifiziert werden darf. Folgerungen für die Topographie sind ebenfalls und Beiträge zur Historiographie, besonders die geographisch-historische, gegeben.

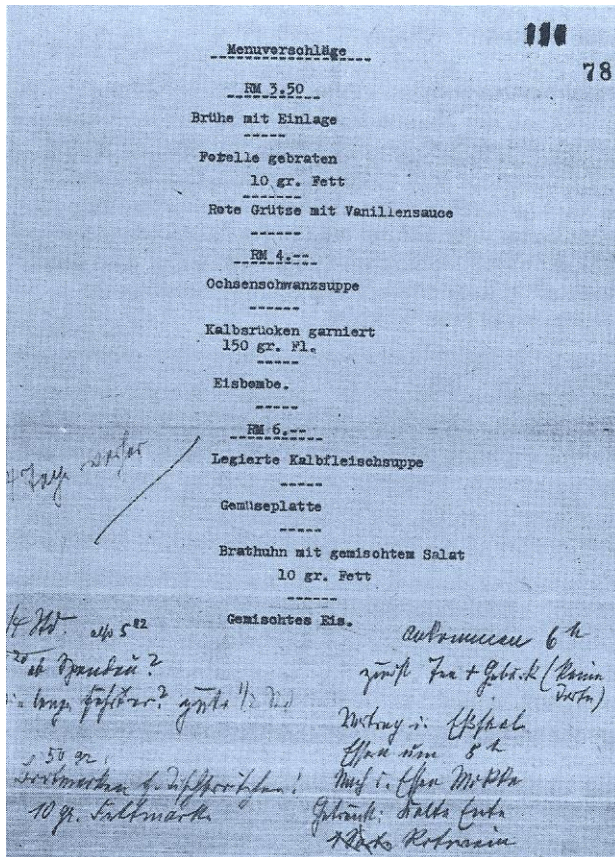
3. Hr. Bodenwaldt übersetzte 5 Sponselabschnitte eines Archaischen, darunter »Kantat von Augustus« (Berlin 1937), »Eben Beschreibung der Helonen« (Rom 1937) und »Hesperie von Mythen« (Stuttgart 1937).

Inzwischen hatte der Gedanke der Verschmelzungspolitik immer festere Gestalt in ihm angenommen. Das zeigte die sogenannte Massenhochzeit von Susa (324), auf der er und über 80 adlige Makedonen sich mit vornehmen Perserinnen und anderen Iranierinnen vermählten. Aus einer Stelle jener *ἰστορίας* geht hervor, dass Alexander in der rassistischen Verschmelzung der Völker der Erde das beste Mittel für die Eintracht (*ἑπὶ οὐνοῖα*) auf Erden sah. So sollte hier in Susa durch die Verschmelzung der neuen und der alten Herren des Reiches, der Makedonen und der Perser und anderer Iranier, ihre Eintracht gefordert werden zum Schutz seines asiatischen Reiches. Um – Eintracht – zwischen Makedonen und Persern betete er zu den Göttern bald danach auch auf dem Versöhnungsfest in Opis (324). Schwerer zu verstehen ist, dass er in seinem Gebet zu der Eintracht auch die – Gemeinschaft der Herrschaft – (*κοινὸν ἰσχύον*)



hinzufügte, also eine makedonisch-persische Herrschaft in Asien ins Auge fasste. Vielleicht sah er darin eine Sicherung seines asiatischen Reiches für die Zeit, wo er in Erfüllung seiner Westpläne fern von Asien sein würde.

Fest steht, dass er schon im Winter 324/3 in Ekbatana mit den praktischen Vorbereitungen zu jenem westlichen Kriegszug beschäftigt war. Da sein Plan dahin ging, dass dieser Feldzug durch eine Umschiffung Arabiens (vom Persischen Golf bis Suez) eröffnet werden sollte, so hat er von Ekbatana aus mehrere Männer zur Erkundung des Seeweges ausgeschiedt, die aber über den Persischen Golf nicht hinausgekommen sind. Als er dann im Frühling 323 nach Babylon hinabzog, hat ihn dort vor allem die Ausrüstung der arabischen Expedition beschäftigt, und als ihn dann das tödliche Malariafieber ergriff, hat er nach seinen Ephemeriden noch auf dem Sterbebett Kommandos für den Termin der Flottenausfahrt gege-

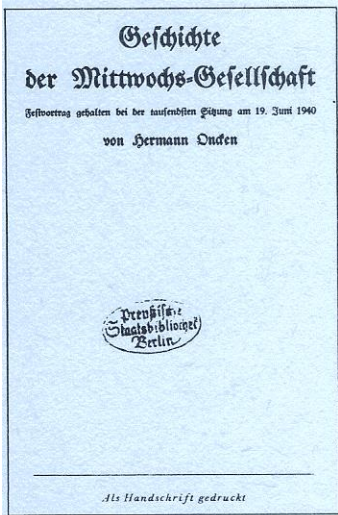


ben, bis ihn die Stimme verliess. Am 13. Juni 323 ist er im Alter von 32 Jahren gestorben.

Ein solcher Überblick über seine aussen- und innenpolitischen Ziele zeigt uns grosse Wandlungen und Steigerungen seiner Pläne: im Aussenpolitischen gehen sie bis zur totalen Weltherrschaft, im Innenpolitischen führen sie zu überraschenden und z.T. nicht leicht zu verstehenden Ideen. Eine Beurteilung ist dadurch ausserordentlich erschwert, dass bei seinem Tode alles noch im Fluss war, er nirgends das letzte Wort gesprochen hatte. Aber wenn er auch nur die Hälfte seiner Pläne hat ausführen können, diese Hälfte hat genügt, um der damaligen Welt ein neues Gesicht zu geben, und für Jahrhunderte hinaus hat er für die weitere Entwicklung von Morgen- und Abendland neue Grundlagen gegeben.

1'000. Sitzung
am 19. Juni 1940
in Brüningslinden bei Kladow

Bei schönstem Sommerwetter wurde diese Sitzung in Gesellschaft der Damen festlich begangen. Den Vortrag über die Geschichte der Mittwochs-Gesellschaft hielt Herr Oncken: er wird gedruckt werden. Eröffnet wurde die Sitzung durch eine Begrüssungsrede des Kanzlers Herrn Penck. Den Schluss bildete ein fröhliches Festmahl. Anwesend waren alle Mitglieder, ausser dem durch Krankheit verhinderten Herrn Fechter, nebst ihren Damen, sowie Frau Wiegand.



Schloss Brüningslinden
in Berlin-Kladow



Oktober 1940

Juli 1941

1001. bis 1016. Sitzung

Zeittafel 1940/1941

- Oktober/November Der Versuch, die Luftherrschaft über England zu erringen, scheitert.
6. Februar Nachdem die Italiener in Nordafrika von den Briten geschlagen worden sind, wird ein deutsches Afrika-Korps unter General Rommel aufgestellt.
6. April Angriff auf Jugoslawien und Griechenland.
17. April Jugoslawien kapituliert.
21. April Die griechische Armee kapituliert.
10. Mai Rudolf Hess, – Stellvertreter des Führers –, fliegt heimlich nach Schottland in der Absicht, die britische Regierung zum Friedensschluss zu bewegen.
- 20.-27. Mai Eroberung Kretas durch deutsche Luftlandetruppen.
22. Juni – Unternehmen Barbarossa – (Beginn des Angriffs auf die Sowjetunion). Das OKW erlässt auf Anordnung Hitlers den Befehl, die sowjetischen Kommissare, obwohl sie zur Truppe gehören, zu töten (sog. Kommissarbefehl).
14. August Atlantik-Charta: Churchill und Roosevelt verkünden, dass ihre Länder keine Gebietsgewinne durch den Krieg anstreben. Gebietsänderungen nur nach dem frei ausgedrückten Willen der Bevölkerung. Die Sowjetunion unterzeichnet die Erklärung am 24. September.
1. September Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden (Judenstern).
3. September Erster Massenmord mit Giftgas (Zyklon B) in Auschwitz.
- Oktober Beginn der planmässigen Judendeportationen aus dem Reich nach dem Osten.



1001. Sitzung
 am 23. Oktober 1940
 im Hause
 des Vortragenden Lietzmann

Anwesend die Herren Beck,
 Diels, Fischer, Jessen, Oncken,
 Popitz, Stroux

Der Vortragende sprach über das Problem – Staat und Kirche im Licht der Geschichte – .

Die Religion ist nicht weniger als – Hunger und Liebe –, die Schiller nennt, eine gemeinschaftsbildende Urkraft, und darum ist das Problem Staat und Kirche ein echtes und durch keine Dialektik auflösbares. Es tritt auf, sobald an die Stelle der völkisch gebundenen und im völkischen Staat als eine seiner Funktionen inbegriffenen Naturreligion eine mit subjektivem Glauben zu umfassende Offenbarungsreligion tritt, einerlei ob es sich um einen Mysterienverein oder eine Weltreligion handelt. Wir wollen uns hier auf das Christentum beschränken. In der Frühzeit steht das Christentum dem Staat ablehnend gegenüber. Einmal, weil es ihn nur als die letzte, vorübergehende und schon vor dem Ende stehende Erscheinungsform dieser Welt hält. Sodann, weil es die dem Staat unentbehrliche Reichsideologie des Kaiserkultes als Götzendienst ablehnt. Der Staat seinerseits ist nicht geneigt, den obskuren Christengemeinden die Privilegien der Juden zuzubilligen, und betrachtet das Christentum als verbotene Gemeinschaft, die im Allgemeinen zwar übersehen und damit indirekt toleriert, aber auch bei Gelegenheit blutig verfolgt wird: non licet esse vobis.

Kaiser Konstantin wirft das Steuer herum und macht das Christentum zur Reichsideologie. Aber wenn die Kirche als Organisation dieser Religion das einigende Band des Reiches bilden soll, so muss sie einzig sein. Darum schuf Konstantin angesichts der arianischen Streitigkeiten die oberste entscheidende Stelle der Kirche im Reichskonzil und wies sogar von sich aus der dogmatischen Formulierung den Weg. In dieser Richtung hat sich die byzantinische Kirche im Sinne des – Cäsaropapismus –



entwickelt. Die Dogmatik wurde ein wesentliches Stück der Reichspolitik, und auf den Konzilien wurde nach dem Willen des Kaisers entschieden. Damit wurde zwar formelle Einheit hergestellt, aber die aus innerkirchlicher Lebendigkeit entspringende Opposition Andersdenkender nicht beseitigt. Sie verdichtete sich zu geheimem, dann auch offenem Widerstand, verbündete sich mit nationalistischen Strömungen und hat im 7. Jahrhundert Syrien und Ägypten von Byzanz losgerissen und dem Islam in die Arme getrieben. Im übrigbleibenden byzantinischen Reich gab es keine Opposition mehr, und so wuchsen Kirche und Staat wirklich zusammen. Diesen Zustand haben Russland bis 1917 und die Balkanstaaten bis jetzt konserviert.

Im Abendland war das provinzielle Eigenwesen grösser, das geistige Ringen um Probleme schwächer als im Osten. So war, vom Donatistenkampf in Afrika abgesehen, die Einheit ungestört. Ambrosius hatte in Mailand gegen eine arianisierende Strömung am Hof zu kämpfen und stellte dabei siegreich zwei Grundsätze fest. 1. Der christliche Kaiser als – miles Christi – hat auch in der Innenpolitik die kirchlichen Belange zu vertreten (gegen heidnische Kultstipendien), 2. kirchliches Gut ist Gottes Eigentum und damit jeder menschlichen, auch der kaiserlichen Verfügung entzogen. Drittens setzte er durch, dass Theodosius für einen Frevel öffentliche Kirchenbusse unter Ablegung der Kaiserinsignien tat. Gleichheit aller vor dem priesterlichen Richter.

Beim Zerfall des Westreiches in der Völkerwanderung bleibt die Kirche das einigende Band im politischen Umbruch. Auch Karl der Grosse benutzt den Papst als Einheitsquelle für sein Reich. Erst als durch die Reformen der Kaiser seit Heinrich III. ein kirchlicher Idealismus in Rom zu wirken beginnt, entsteht ein Eigenleben der Weltkirche, welche das ambrosianische Kirchenrecht römischer Herkunft dem germanischen Eigenkirchenrecht (Investitur) entgegensetzt. Daraus entsteht wieder ein – echter – Konflikt. Höhepunkt der kirchlichen Welt Herrschaft 1200 Innozenz III. Als die Päpste diese Stellung zur finanziellen Ausbeutung der Nationen missbrauchen, entsteht die allgemeine Papstopposition des Spätmittelalters.

Die Reformation schafft Cäsaropapismus im Territorialstaat, der mit sich mässigen Formen bis 1918 dauert. Die katholische Kirche lebt seit Napoleon I. von Konkordaten – bis heute. Ihre Lage in der Gegenwart nicht günstig. Die evangelische Kirche seit 1933 im Zustand einer Unsicherheit, die nach neuer Gestaltung strebt.

1002. Sitzung
am 6. November 1940
im Hause
des Vortragenden Jessen

Anwesend die Herren Beck,
Diels, Lietzmann, Oncken,
Petersen, Pinder, Popitz,
Spranger, Stroux, Wilcken

Dieser behandelte das Thema – Währungspolitik und Preispolitik – . Neuerlich hat man behauptet, dass die Preispolitik an die Stelle der Währungspolitik getreten sei; dabei spielen mystische Vorstellungen vom Charakter der – Goldwährung – und ihrer Überwindung eine Rolle. Sieht man zunächst von letzterem ab, so ist festzustellen, dass auch die Währungspolitik der verschiedenen Formen der Goldwährung eine Preispolitik in doppeltem Sinne war: Preispolitik des Goldes und allgemeine Beeinflussung des Preisspiegels durch die (Gold=)Geldpolitik und Kreditpolitik der Notenbank.

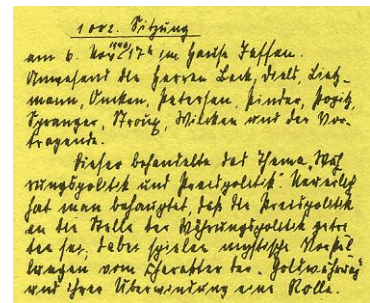
Mit der Verringerung der Elastizität der Preisbildung ging gegenüber dem Vordringen gesetzter Preise die Wirkungsmöglichkeit der Währungspolitik zurück. Sie musste den Versuch machen, ihrer Preispolitik andere Möglichkeiten der Einwirkung zu geben. (Dabei muss eine genauere Bestimmung des eigentlichen Zieles der Politik der Notenbank hier ausser Acht gelassen werden.) Die gegenwärtige Preispolitik in den meisten Volkswirtschaften der Welt liefert eine lehrreiche Anschauung, besonders diejenige Deutschlands.

Eine nähere Analyse der Preispolitik geht zweckmässig von dem Anlass einer solchen Politik aus. Dieser war seit 1934 – in anderen Ländern später – der Preisauftrieb infolge des Einstromens einer grossen zusätzlichen Kaufkraft in den Händen des Staates. Erste Folge Devisenzwangsbewirtschaftung im – Neuen Plan –, aber unmittelbar damit verbunden und in immer grösserem Umfang die Preissetzungen des Binnenmarktes. Ihr eigentliches Ziel musste unerreichbar bleiben. Ausweichtendenzen der verschiedensten Form führten notwendig zu einem immer stärkeren Auseinanderklaffen von nominalem und realem Preisspiegel. Diese Entwicklung nahm ihren Weg von der Erzeugung über die Verteilung bis zum Verbrauch: Verschlechterung der Qualität, Verschwinden der Güter vom Markt, Koppelgeschäfte, Ab- und Rückwälzung von Kostenbestandteilen, verschleierte Preiserhöhungen usw. sind die bekannten Symptome. Die Vermehrung des Angebots auch bei Qualitätssenkung, die Verbrauchslenkung u.a. können geeignete Mittel der Einschränkung, aber auch Schädigung des Verbrauchs sein. Von der Preispolitik kann aber angesichts solcher exogener Faktoren eine wirksame Stütze für die Währungspolitik nicht erwartet werden, geschweige denn, dass sie sie ersetzen könne.



Jens Jessen

1895-1944. Nationalökonom.
Seit 1935 Ordinarius in Berlin.
1935-1941 Leiter der Klasse – Wirtschaftswissenschaft – der Akademie für Deutsches Recht.
1939-1944 Herausgeber von Schmollers Jahrbuch.
Führender Nationalökonom; seit 1939/40 aktives Mitglied in der Widerstandsbewegung.
Nach dem 20. Juli 1944 verhaftet und am 30. November 1944 hingerichtet.
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft 1939-1944.



Jessen gehörte einer wesentlich jüngeren Generation an als die anderen; er war ein Mann in den vierziger Jahren, als er Ende 1939 in unseren Kreis berufen wurde, und schon als Typus kam er aus einer anderen Welt. Er stammte aus dem nördlichsten Schleswig, war gross, schlank, hatte ein schmales Gesicht mit Zügen des Dänischen und zu-

gleich mit jener nicht mehr bürgerlichen Sachlichkeit dem Leben gegenüber, welche Menschen auszeichnete, die gerade wissend und aktiv die Jahre der Inflation miterlebt hatten. Er war kühl und temperamentvoll zugleich, scharf und klug und ein guter Hasser. In seinen Gefühlen gegenüber den führenden Männern des Dritten Reiches traf ersieh mit Hassell und ging noch wesentlich über ihn hinaus. Es gab Gespräche mit Jessen, die an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig liessen und mit KZ nicht mehr abzumachen gewesen wären.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

Aus einem Schreiben des Reichsbank-Direktoriums an Hitler vom 7. Januar 1939:

In entscheidendem Masse aber wird die Währung von der hemmungslosen Ausgabenwirtschaft der öffentlichen Hand bedroht. Das unbegrenzte Anschwellen der Staatsausgaben sprengt jeden Versuch eines geordneten Etats, bringt trotz ungeheurer Anspannung der Steuerschraube die Staatsfinanzen an den Rand des Zusammenbruchs und zerrüttet von hier aus die Notenbank und die Währung. Es gibt kein noch so geniales und ausgeklügeltes Rezept oder System der Finanz- und Geldtechnik, keine Organisation und keine Kontrollmassnahmen, die wirksam genug wären, die verheerenden Wirkungen einer uferlosen Ausgabenwirtschaft auf die Währung hintanzuhalten. Keine Notenbank ist imstande, die Währung aufrechtzuerhalten gegen eine inflationistische Ausgabenpolitik des Staates. War während der beiden grossen aussenpolitischen Aktionen in der Ostmark und im Sudetenland eine Steigerung der öffentlichen Ausgaben zwangsläufig, so macht die

Anders würde die Position der Preispolitik ohne das ständige Wirksamwerden einer zusätzlichen Kaufkraft sein. Angesichts der Bedeutung gesetzter Preise überhaupt wird ein Preisaufsichtsamt eine zunehmende Bedeutung gewinnen. Sein blosses Vorhandensein ist auch dort heilsam, wo die gegenwärtige Mangellage in Zukunft verschwinden wird. Märkte, die ihrer Natur nach eine Neigung zur Unausgeglichenheit besitzen, d.h. vor allem Märkte für landwirtschaftliche Erzeugnisse, werden eine ständige Preisbildungspolitik erforderlich machen.

Die Preisbildung für ausländische Zahlungsmittel ist bekanntlich ein Ausdruck der Preisbewegung auf dem Binnenmarkt, aber spiegelt besonders deutlich das Verhältnis zu anderen Volkswirtschaften wider. Eines allgemeinen Rechnungsmittels kann hier nicht entraten werden. Dies ist seit 150 Jahren das Gold gewesen, auch in der Gegenwart, nur dass der Goldstandard variiert wurde. Auch die scheinbar beliebige und von Fall zu Fall vorgenommene Variation des Austauschverhältnisses im Rahmen von Verrechnungsabkommen kompliziert nur das System durch Zu- und Abschläge, an der weiteren Existenz des Goldstandards hat das nichts zu ändern vermocht. Demgemäss sieht auch das Reichsbankgesetz weiterhin einen Goldbestand vor.

Aber auch in einem solchen – normaleren – Rahmen kann die Preispolitik die Währungspolitik nicht ersetzen. Das Verhältnis zwischen Geldpreispolitik der Notenbank und Warenpreispolitik ist vielmehr lediglich ein engeres geworden.

1003. Sitzung
am 13. November 1940
im Hause
des Vortragenden Petersen

*Anwesend die Herren Beck,
Diels, Fischer, Jessen,
Lietzmann, Oncken, Popitz,
Sauerbruch, Spranger, Stroux,
Wilcken*

Der Vortragende sprach über *Goethes Elsass*.

Genau vor 21 Jahren, im November 1919, berief der Präsident der französischen Republik bei feierlicher Wiedereröffnung der Strassburger Hochschule sich vor aller Welt auf Goethe als Zeugen für den welschen Charakter des Landes. Alle Zeugnisse widersprechen dieser Tatsacheneinstellung. Nicht zur Vervollkommnung im Französischen, sondern zum Zweck der Promotion kam Goethe nach Strassburg, und die als Belohnung winkende Bildungsreise nach Paris gab er auf, weil eine Umkehr seiner Lebensrichtung das Ergebnis des Strassburger

Aufenthaltes war. Die Universität war in ihrem Charakter noch deutsch, die städtische Gesellschaft bereits französisch durchsetzt, das Landvolk aber rein deutsch. Den Gegensatz zwischen Stadt und Land hat die Selbstbiographie in ergreifenden Symbolen verkörpert: den französischen Tanzmeistertöchtern, deren Fluch die Sesenheimer Idylle beschattet, und der Lichtgestalt Friederikens, in der der Genius der elsässischen Landschaft gestaltet ist. Die Verlegung der Handlung aus der Stadt auf das Land, aus überhitzter Leidenschaft zur friedlichen Natur versinnbildlicht den Weg des Liebhabers: die Entscheidung für das hier erst in inniger Echtheit entdeckte deutsche Wesen und Volkstum.

Das Durchbruchserlebnis ist in dem biographischen Schema, das der Ausarbeitung von – Dichtung und Wahrheit – zu Grunde liegt, mit zwei Worten festgehalten: – Deutschtum energiert –. Das stärkste Bekenntnis dieses erwachenden Deutschbewusstseins ist der Götz v. Berlichingen, der nach der Rückkehr in Frankfurt entstand. Als eine Vorrede dazu darf die Rede zum Shakespeare-Tage gelten, die (wie aus ihrer Form zu erkennen ist) einen doppelten Zweck hatte: Festrede bei der Feier im Goethehaus am 14. Oktober 1771, Sendschreiben an die Strassburger Freunde, das bei der Jubelfeier der dortigen Tischgesellschaft verlesen werden sollte.

Für Shakespeare war Goethe durch Herder gewonnen worden, der eben aus Frankreich kam als Wegweiser zu Natur, zu Volkstum und Ursprünglichkeit. Den Ruf nach einem deutschen Percy, den Herder in seinem 1773 erschienenen – Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker – [geäußert hatte], erfüllte Goethe als Sammler, indem er aus den Kehlen der ältesten Mütterchen 12 alte Volksballaden mit ihren Melodien aufzeichnete. Dieselben Lieder hat der deutschlothringer Pfarrer Pinck noch in unserer Zeit in seiner Jugend singen hören. Auf Goethes eigene Dichtung der Folgezeit haben diese Lieder stark gewirkt: auch seine damals entstehende Kunstdichtung (Heideröslein, Mit einem gemalten Band) ist Volkslied geworden.

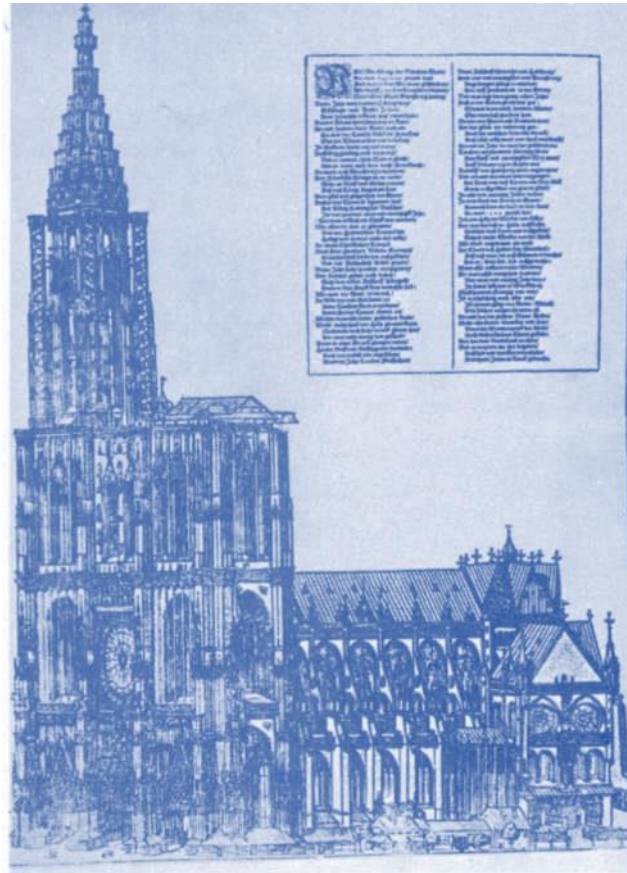
Das Erlebnis des Elsass bedeutet für den Lyriker Goethe das Erwachen eines neuen Natursinnes. Hat die Landschaft damals den Tatendrang des Genies geweckt, so hat der im Jahr 1779 wiederkehrende Dichter in ihr ein Sinnbild seiner ausgeglichenen Seelenlage erblickt.

Die Weimarer Jahre vor der Reise nach Italien knüpfen in vieler Hinsicht an die im Elsass gewonnene naturhafte Lebensform an. Er bleibt auch mit den Strassburger Freunden weiter in Beziehung, und was er von dort hörte, hat für seine spätere Dichtung, sowohl für – Her-

Tatsache, dass nach Beendigung der aussenpolitischen Aktionen eine Beschränkung der Ausgabenpolitik nicht zu erkennen ist, vielmehr alles darauf hindeutet, dass eine weitere Ausgabensteigerung geplant ist, es nunmehr zur gebieterischen Pssicht, auf die Folgen für die Währung hinzuweisen.

Bundesarchiv Koblenz

Strassburger Münster.
Holzschnitt um 1574



mann und Dorothea – als für das geplante Drama – Das Mädchen von Oberkirch –, das vor dem Münster als Hintergrund spielen sollte, Bedeutung gehabt.

Das mächtige Denkmal, das er entdeckt, erfühlt, erlebt und sich zu eigen gemacht hat wie kein zweites Kunstwerk, ist neben der Landschaft und der Sesenheimer Liebe das dritte Symbol, das Goethes Darstellung in seiner Autobiographie beherrscht. Wenn der Aufruf – Von deutscher Baukunst – (1773) ohne Rücksicht auf französische Ursprünge der Gotik den Bau als naturhaftes Gewächs des Heimatbodens betrachtet und die dritte Wallfahrt nach Erwins Grab (1775) im himmelanstrebenden Turm ein Schicksalssinnbild des eigenen stürmischen Aufwärtsdrängens gewinnt, so ist die Regelmässigkeit der Gliederung der Fassade später mit den Augen des Klassikers gesehen worden. Wie den Kölner Dom und die Marienburg, deren Erneuerung geplant wurde, sieht

Goethe Strassburger Münster und Wiener Stefansdom als vier Wachttürme der deutschen Grenzen an. Im Jahre 1815 hoffte er vielleicht noch auf Rückkehr des Elsass. Im Jahr 1828 sucht er sich bei der Besprechung von Arnolds Mundartlustspiel – Der Pfingstmontag – die im Lande selbst während der napoleonischen Kriege vorgegangene Wandlung zu erklären als Anerkennung der Vorteile, die die Zugehörigkeit zu einer Nationaleinheit mit sich bringe. – Niemand gelüftet nach der germanischen Zerstücklung. – Diese negative Feststellung, in der die Zentralisierung des napoleonischen Einheitsstaates als Wendepunkt erkannt wurde, enthält als positive Kehrseite den prophetischen Blick auf die Möglichkeit und geschichtliche Notwendigkeit der Zukunft und auf die Voraussetzung einer innerlichen Wiedergewinnung des Elsass.



Haus Beck, Berlin-Lichterfelde,
Goethestrasse 9 (heute Nr. 24)

1004. Sitzung
am 28. November 1940
im Hause
des Vortragenden Beck

Anwesend die Herren Fechter,
Fischer, v. Hassell, Lietzmann,
Oncken, Petersen, Popitz,
Sauerbruch, Spranger, Stroux,
Wilcken

Der Vortragende sprach über das Thema: – Welchen Kriegsplan besass Deutschland 1914? –

In Anknüpfung an den Vortrag in der 996. Sitzung wurde einleitend nochmals das Wesen und die Bedeu-

Wenn also die Kritik einem Friedrich oder Bonaparte Fehler nachweist, so ist damit nicht gesagt, dass der, welcher die Kritik übt, sie nicht gemacht haben würde; er könnte sogar einräumen, dass er in der Stelle dieser Feldherren viel grössere hätte machen können, sondern er erkennt diese Fehler aus dem Zusammenhänge der Dinge und fordert von der Sagazität des Handelnden, dass er sie hätte sehen sollen.

Dies ist also ein Urteil durch den Zusammenhang der Dinge und also auch durch den Erfolg. Aber es gibt noch einen ganz anderen Eindruck des Erfolges auf dasselbe, nämlich wenn ergänz einfacherweise als Beweis für oder gegen die Richtigkeit einer Massregel gebraucht wird. Dieses kann man das Urteil nach dem Erfolg nennen. Ein solches Urteil nun scheint auf den ersten Anblick ganz unbedingt verwerflich, und doch ist es wieder nicht so.

Clausewitz, Vom Kriege, 2. Buch, 5. Kapitel

zung eines Kriegsplanes (im Gegensatz zu dem Feldzugs- oder Operationsplan) skizziert, der allgemeine Sinn des Kriegsplanes nach Clausewitz wiederholt – also den gesamten Kriegsakt zu einer einzelnen Handlung zu gestalten, ihn bis zu dem angestrebten Ende vorher durchzudenken und immer zu unterscheiden zwischen politischem Zweck und kriegerischem Ziel. Beide sind vom Staatsmann und Feldherrn gemeinsam klarzustellen und nach der Leistungsfähigkeit des Kriegsinstrumentes in Einklang zu bringen. Dabei ist aber auch im Voraus die Lage zu bedenken, die eintritt, wenn das kriegerische Ziel nicht oder nicht vollständig erreicht wird.

Der weiteren Ausführung wurde ein Clausewitzscher Ausspruch über die Kritik vorangestellt (aus: Vom Kriege, 2. Buch, 5. Kapitel).

Die eigentliche Untersuchung begann mit einem militärpolitischen Rückblick von Bismarck bis 1914. Aufgrund dieses können die Operationsentwürfe des älteren Moltke für einen Zweifronten-Kontinentalkrieg auch noch im Sinne eines Kriegsplanes als ausreichend angesehen werden, ebenso die Waldersees und die meisten Schlieffens. Die militärpolitische Lage änderte sich aber für Deutschland grundlegend nach der endgültigen Abwendung Englands von Deutschland 1901. Angesichts der französisch-englischen Entente 1904 müssen schon für die beiden letzten Amtsjahre Schlieffens Zweifel an dem Ausreichen der bisherigen strategischen Kriegsvorbereitung auftauchen.

Unter Moltke, der 1906 Generalstabschef wurde, änderte sich dann die militärpolitische Lage Deutschlands mit den Jahren 1907 und 1908 zu grosser Eindeutigkeit, und tatsächlich hat der grosse Generalstab schon seit 1907 England in einem Zukunftskrieg bereits als sicheren Gegner angenommen. Dazu wuchs die Abhängigkeit der deutschen von der österreichischen Politik. Dass fortan England die grösste Zukunftssorge für einen Krieg sein musste, wurde zwar gelegentlich vom Kaiser und Moltke ausgesprochen, aber es wurde nicht danach gehandelt. Ein Endurteil Erich Brandenburgs zu dieser militärpolitischen Entwicklung wurde verlesen.

Sodann folgten Ausführungen, was die Gegnerschaft Englands in einem Kriege zu bedeuten hatte, vor allem hinsichtlich der Dauer eines Zukunftskrieges, den England wohl auch oder in erster Linie und von vornherein als Wirtschaftskrieg führen würde. Es wurde erläutert, warum dieses Gesetz nicht genügend berücksichtigt worden ist. Einmal war für diese Frage des Gesamtkrieges formell nur der Kaiser zuständig, die Haltung des Chefs des Generalstabs seit 70/71 nicht geändert, sodann

waren die neuen Faktoren eines Zukunftskrieges, erweiterter Seekrieg, Regelung der Rollen zwischen Land- und Seekrieg unter Vorrang des ersteren, Bundeskrieg, Umfang des Gesamtkriegstheaters und die Einflüsse eines Wirtschaftskrieges in ihrer Bedeutung für den Gesamtkriegsakt nicht erkannt und wurden daher auch nicht zentral untersucht. Hierzu wäre jedoch trotz seiner formell beschränkten Haltung der Chef des Generalstabes wegen des Schwergewichtes des Landkrieges für Deutschland die zuerst berufene Persönlichkeit gewesen. So kam man auf diesem Wege nicht zur Erkenntnis der Gefahr eines *langen* Krieges. Aber auch der Landkrieg schloss die Gesetze des langen Krieges dann in sich, wenn die erhofften ersten Feldzugserfolge, vor allem im Westen, ausblieben.

Aufgrund von Denkschriften aus den Jahren 1911 und 1912 und des schriftlichen Gedankenaustauschs Moltkes mit dem österreichischen Generalstabschef 1908-1914 wurden sodann die Absichten beider für den Landkrieg auf zwei Fronten untersucht und im Einzelnen nachgewiesen, dass auch hier keine – einzelne Handlung – (Clausewitz) vorbereitet, ausserdem der Gegner England völlig vernachlässigt war. Auf die Unsicherheit des rechtzeitigen Eintreffens der Verstärkungen aus dem Westen für den Osten wurde aufmerksam gemacht, vor allem aber auch darauf, dass weder Moltke noch Conrad der Frage nähergetreten sind, was geschehen solle, wenn die rasche Entscheidung im Westen nicht eintrat, der Krieg sich also hinschleppt. Hierin wurde die folgenschwerste Unterlassung in diesem Gedankenaustausch erblickt.

Zum Kriegsplan gehörig wurde dann noch das ungenügend vorbereitete Zusammenspiel der deutschen politischen und militärischen Stellen in der letzten Phase vor dem Kriegsausbruch, das Problem des Einmarsches in Belgien, der selbständige Kriegsbeginn Österreichs gegen Serbien mit zu schwachen und doch wieder zu starken Kräften und die Unklarheit über das militärische Verhalten der beiden Bundesgenossen bis zum 1.8. gestreift. Eine mangelnde Kriegsvorbereitung war es auch, dass man es unterliess, das Volk rechtzeitig innerlich auf einen langen Krieg einzustellen.

Das abschliessende Urteil des Vortragenden war, dass Deutschland ohne einen eigentlichen Kriegsplan in den Weltkrieg gegangen ist – mit allen sich daraus ergebenden Folgen. Die persönliche Schuldfrage wurde nur ganz allgemein berührt, jedoch zum Ausdruck gebracht, dass der erste Kriegsgeneralstabschef, der allerdings in weit schwierigerer Lage war als sein grosser Oheim, die Frage, die das Schicksal während seiner 8jährigen Amtszeit doch

Beck kam zu dem Ergebnis, dass Deutschland ohne jeden Plan in den Ersten Weltkrieg gegangen sei. Der erste Kriegsgeneralstabschef, der allerdings in einer weit schwierigeren Lage war als sein grosser Oheim, habe die Frage, die das Schicksal während seiner achtjährigen Dienstzeit doch wohl an ihn gestellt hatte, nicht gehört oder nicht verstanden. Beck sprach von der Vergangenheit als Mann der historischen Kritik: man spürte wieder zugleich den Spiegel, den er der Gegenwart vorhielt, die für den zweiten Weltkrieg noch viel weniger als Moltke von der Verantwortung freizusprechen war.

Damals sass zum ersten Mal Ulrich von Hassell unter den Gästen des Hauses in der Goethestrasse. Der grosse, stattliche Mann mit dem energischklugen Gesicht wirkte ebenfalls wie ein Offizier in Zivil... Hassell, zuletzt deutscher Gesandter in Rom, bis er aus ähnlichen Gründen wie Beck als verantwortungsbewusster Mann sein Amt niederlegte, war eine ausgezeichnete Ergänzung zu Beck. Er war etwas grösser als der einstige Chef des Generalstabs, breiter, von einer voluminösen Energie; seine Substanz war vitaler, unmittelbarer, weniger bis ins letzte beherrscht und zurückgedrängt. Von Beck erfuhr man erst ganz allmählich, wie er war und dachte; Hassell machte im Kreis der Mittwochs-Gesellschaft kein Hehl aus seinen Gefühlen gegen die Herren des Dritten Reiches. Er war bei aller Vorsicht und Klugheit im Grunde von Natur offen, und wo er einmal Boden spürte, gab er sich ohne Scheu und Rückhalt.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

wohl an ihn gestellt hat, nicht gehört oder nicht verstanden hat. Daher kann ihn die historische Kritik für das, was er unterlassen hat, von der geschichtlichen Verantwortung nicht freisprechen.

Popitz an Lietzmann, 5. Dezember 1940:

Sehr verehrter und lieber Herr Lietzmann,

Sie haben mir zu meinem Geburtstag eine grosse Freude gemacht.

Gestern Abend habe ich, nachdem ich mir über die Byzantinisierung meines Berufes die einschlägigen Gedanken gemacht habe, die Lektüre begonnen und bis zu später

Stunde die ersten Kapitel gelesen.

Es war ein grosser Genuss. Haben Sie vielen Dank. Wir sehen uns am Mittwoch bei mir. Hat Ihre Frau Gemahlin das Holz erhalten?

Herzlichst Ihr Popitz

Glanz und Niedergang der deutschen Universität

1005. Sitzung
am 11. Dezember 1940
im Hause
des Vortragenden Popitz

Anwesend die Herren Beck, Diels, Fischer, v. Hassell, Jessen, Lietzmann, Petersen, Pinder, Sauerbruch, Spranger, Stroux, Wilcken

Der Vortragende sprach über das – Reich –; er stellte die Frage, ob mit dem Worte Reich ein vom Staatsbegriff unterscheidbarer, staatsrechtlich qualifizierter und staatspolitisch – für den Neuaufbau Europas brauchbarer – Begriff zu verbinden sei.

Nach kurzen Hinweisen über die Etymologie des Wortes (Reich = was ein rex im Besitz hat, womit er – reich – ist) wandte er sich dem in Geschichte und Politik feststellbaren Sprachgebrauch zu. Die blosse Vorstellung von einem grossen, volkreichen, mächtigen Staat gibt keine inhaltlich wesentliche Begriffsabgrenzung. Im Mittelalter, aber auch darüber hinaus wirkend, findet sich – anknüpfend an religiös-theologische Vorstellungen vom Reiche Gottes, von der civitas dei, einerseits oder an das römische Reich als Beherrscher des orbis terrarum andererseits – die Auffassung von dem Reich als Bezeichnung für einen allumfassenden Staat, zu dem dem Anspruch nach alle Völker der bekannten Welt gehören. Aus diesem *Universalitätsgedanken* erklärt sich die Bezeichnung Deutschlands als Heiliges Römisches Reich deutscher Nation, der deutsche Kaiser hat nicht nur den ersten Rang unter allen Herrschern, sondern er hat auch über sie dem Grundsatz nach eine Vorherrschaft. Dieser universelle Reichsbegriff widerspricht der Wirklichkeit, ist politisch unbrauchbar und, weil den Widerstand der anderen Staaten hervorrufend, gefährlich.

In der politischen und staatsrechtlichen Literatur der letzten Jahrzehnte ist der Reichsbegriff in zwei voneinander sehr verschiedenen Deutungen verwendet worden.

1. Im Sinn der *föderativen* These: das Reich ist kein Einheitsstaat und soll es begrifflich nicht sein, sondern ein Oberstaat, innerhalb dessen die deutschen Stämme, Territorien und Länder ein möglichst eigenständiges Leben führen. Dies war früher die bayerische These und im gleichen Sinn ist vor 1933 der Anschluss Deutsch-Österreichs insbesondere in der österreichischen politi-

schen Literatur für allein möglich erklärt worden. Dabei ist es grundsätzlich gleichgültig, ob man sich diesen Oberstaat als Staatenbund, Bundesstaat oder irgend nach einer Konstruktion im Anschluss an – Kaiser und Reich – im Sinne des ersten Deutschen Reiches vorstellt. Warnend ist demgegenüber darauf hinzuweisen, dass diese These der Zeit des Niedergangs Deutschlands entstammt, jener Zeit, in der an die Stelle einer Wertungsgemeinschaft, die dem Bewusstsein des ganzen deutschen Volkes ein darübergestelltes Eigenbewusstsein der einzelnen Teilgebiete gegenüberstellte, und in der in der staatlichen Willensbildung die beherrschende Persönlichkeit des deutschen Königs und Kaisers durch die neutralisierende Konstruktion von – Kaiser und Reich – verdrängt wurde, d.h., dem Volk und dem Ausland ein zusammengesetztes Gebiet gegenübertrat, das nach den Sätzen der Goldenen Bulle, der Wahlkapitulationen und des instrumentum pacis von 1648 zum Handeln der Übereinstimmung des von Hausmacht und ausserdeutschen Interessen beherrschten Kaisers und der von partikularen und konfessionellen Gesichtspunkten durchdrungenen Stände bedurfte. Es wurde darauf hingewiesen, dass auch Bismarck das neutralisierende Erbe nicht zu überwinden vermochte (Kaiser, Bundesrat, Reichstag), dass das Zwi-schenreich von pluralistischen und polykratischen Elementen hin- und hergerissen wurde und selbst im Führerstaat des Dritten Reiches gewisse Ansätze eines Nebeneinander von Gewalten nicht ganz fehlen. Der Vortragende kommt zu dem Ergebnis, dass der Begriff Reich = Oberstaat = Föderation der deutschen Stämme = Dachkonstruktion für eigenständige Gewalten entweder eine romantische Träumerei oder die Wirklichkeit eines schwachen Deutschlands ist.

2. Neuerdings ist nun eine ganz andere Verwendung des Wortes Reich aufgetaucht. Sie geht davon aus, dass ein Volk, in einem Staate politisch geeint, über die Grenzen seines eigentlichen Staatsgebildes hinaus auf andere Gebiete, andere Staaten einen bestimmenden Einfluss ausübt, der sich dahin steigert, dass er in diesen Gebieten gewisse Sonderrechte ausübt. Es entsteht dann aus diesem Staat, der Träger eines solchen Einflusses und dieser Sonderrechte ist, und aus Gebieten, die sich diesem Einflüsse beugen und die Sonderrechte anerkennen, ein Gebilde, das völkerrechtlich als – *Grossraum* – zu bezeichnen sei und staatsrechtlich ein – Reich – darstelle (C. Schmitt, Huber u.a.). Dieser neue Begriff wird als geeignet betrachtet, um nach dem siegreichen Kriege bei der Neuordnung Europas eine politisch brauchbare Konstruktion darzustellen. Der Vortragende behandelte die

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

23.12.40

Die politische Entwicklung weiter immer bedrohlicher. Schamlos demagogische Hitlerrede auf dem niedrigsten Niveau, das je ein führender Staatsmann erreicht hat, ein Zeichen der Angst vor der immer unzufriedeneren Arbeiterschaft und zugleich ein Zeichen des roten Kur-ses, in den er sich unausweichlich immer mehr hineinsteigert... In der Mittwochs-Gesellschaft neu-lich glänzender Vortrag von Popitz über den Reichsgedanken. Dann lange Unterhaltung mit Popitz, Sauerbruch und einem jüngeren Nationalökonomem Jessen (ganz früher Nazi, jetzt bitterer Feind) über die Lage. In den nächsten Tagen wiederholte Besprechungen mit Popitz, Goerdeler usw. über die Notwendigkeit, bald etwas zu tun.

Begriffselemente dieses neuen Reichsbegriffs. Nach Ausführungen über die Art des Einflusses und der Sonderrechte ging er insbesondere auf die entscheidende Frage ein, welche innere Begründung dem Anspruch des Trägerstaates auf die beherrschten – Nebenländer – Aussicht auf dauernde Anerkennung zu geben geeignet sein könnte. Es müsse sich dabei – so auch C. Schmitt – um bestimmte weltanschauliche Ideen und Prinzipien handeln, damit schiede das reine Machtprinzip, eine nur auf Gewalt aufgebaute Herrschaft aus. Bedeutsam könne das völkische Prinzip sein, das ja tragende deutsche Staatsidee sei, und zwar in dem Sinn, dass bestimmte ausserdeutsche Gebiete, die in ihrem Bestände von fremder Gewalt mit Vernichtung ihres Volkstums bedroht seien, sich zur Erhaltung ihres eigenen Lebensrechtes dem Schutz Deutschlands unterstellten; Entsprechendes sei denkbar, wenn bestimmte Gebiete sich von der demokratisch-parlamentarischen Regierungsform lösen sollten, daran aber von den grossen Demokratien gehindert würden und im deutschen Führerstaat nicht nur das Vorbild, sondern den politisch gestaltenden Schutzherren sähen. Ein wesentliches – freilich nicht weltanschauliches – Ferment können gemeinsame wirtschaftliche Interessen, der Drang zu einer historisch überkommene Staatsgrenzen sprengenden Grossraumwirtschaft darstellen. Die bedeutsame Frage tauche nun aber auf, ob solche Anlehnungstendenzen durch die Konstruktion eines Reichs und durch Aufstellung von Sätzen über das Mass des notwendigen Verlustes an Eigengestaltung gefördert würden. Der Vortragende ist der Meinung, dass die Bildung einer über die deutschen Grenzen hinausgehenden Einfluss-sphäre und die Art der Sicherung dieses Einflusses besser dem historischen Einzelablauf überlassen bleiben, Verträge wirtschaftlicher Art mit immer weitergehendem Inhalt seien die geeigneten Mittel, vor allem aber Macht und Ansehen Deutschlands. Voreilige Konstruktionen, die den etwa schutzbedürftigen oder wirtschaftlich verknüpften Staaten das Mass politischer Machteinbusse vor Augen führen, sind nicht werbend, eher abschreckend.

Der Vortragende ist der Meinung, dass das Ringen um einen neuen Reichsbegriff nur insoweit politisch förderlich ist, als es dem Staat der Deutschen seine Mission im mitteleuropäischen Raum vor Augen führt und klarlegt, dass diese Mission nur erfüllbar ist, wenn dieser deutsche Staat ein machtvoller Staat ist, d.h. ein *Vollstaat*, der alle Wesenselemente des staatlichen Lebens fest in der Hand hält, ein von Gemeinschaftsbewusstsein durchdrungenes, national homogenes Volk – das ganze deutsche Volk – umschliesst, der zwar nicht durch öde Zentralisierung der

Verwaltung Gleichmacherei treibt, aber doch alle föderativen und partikularischen Hilfskonstruktionen ablehnt.

1006. Sitzung
am 15. Januar 1941
im Hause
des Vortragenden Spranger

Anwesend die Herren Beck,
Diels, Fischer, v. Hassell,
Jessen, Pinder, Stroux

Der Vortragende sprach über – Das Wesen der Lebensalter, insbesondere der späteren – .

1. Die Notwendigkeit, Lebensstufen zu durchlaufen, ist ein aus dem *Inneren* des psychophysischen Individuums aufsteigendes Schicksal, das allen gemeinsam ist und durch das Wollen nicht abgeändert werden kann. Die neueste Physiologie hat in der Tätigkeit der inneren Drüsen einen, vielleicht den wesentlichen Faktor für die leiblichen Veränderungen in den Lebensaltern entdeckt. Der Vortragende sah jedoch von diesen inneren Schicksalmachern ab und beschränkte sich auf die Charakteristik der Lebensalter von der Erlebnisseite her. Unter diesem psychologischen Gesichtspunkt ist ein Lebensalter ein Abschnitt des individuellen Daseinsverlaufes, innerhalb dessen die Totalstruktur, Ich + Erlebnisumwelt + Auseinandersetzung zwischen beiden, den gleichen Bautypus beibehält. Besonders wichtig in diesem Rahmengerüst ist das eigenartig wechselnde Erleben der Zeitlichkeit der Weltinhalte. In der Kindheit sind z.B. Schicksalsperioden sehr kurz; später werden sie immer länger.

Der Übergang aus einem Lebensalter zum folgenden kündigt sich durch Umstellungen/crâe/j an. Sie sind wiederum ganz von innen aufsteigende Schicksale. Den Erlebenden bleiben sie als solche merkwürdigerweise oft verborgen, besonders wenn sie mit äusseren Schwierigkeiten Zusammentreffen, die dann als die einzige Ursache der Krisis betrachtet zu werden pflegen. Erst wenn man sich gewöhnt hat, grundsätzlich in Lebensaltern zu denken, wird man auf solche unentrinnbaren Wendepunkte des Daseins aufmerksam.

Von den Entwicklungskrisen aus (z.B. Trotzalter, Flegeljahre, Klimakterium) ist die Zahl der regulären Lebensalter und ihre zeitliche Dauer zu bestimmen. Bis in die neueste Zeit hat sich die Siebenjahrmystik erhalten. Aber sie ist aus drei Gründen falsch: 1. An der objektiven Zeit gemessen, sind die Lebensalter ungleich lang; die unterscheidbaren Phasen der Jugendperiode sind sehr kurz im Vergleich etwa zu den 2 Phasen des reifen Mannesalters. 2. Man muss die Lebensalter nach der sub-

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

3.2.41
Am Abend [24.1.] der Abreise bei Sauerbruch gegessen. Erzeigte sich klug, frisch, sehr interessiert... Bei Sauerbruch waren noch Beck, Popitz, Jessen – entsprechendes Niveau.

jektiven Zeit messen; von hier aus erscheinen die Phasen der späteren Alter immer kürzer. 3. Es gibt beschleunigte seelische Reifungen, besonders bei Tuberkulösen.

Auf die Frage, worin denn die Identität der Person trotz des Wandels der Lebensalter beruht, gibt es zwei Hauptantworten; auf der Erinnerungskontinuität und auf dem Gesetz, nach dem die Individualität angetreten (Entelechie). Wollte man aber mit Kant die Zeitlichkeit nur als eine zu unserer sinnlichen Organisation gehörige Anschauungsform betrachten, der in unserem wahren Sein nichts entspricht, so würde dadurch der ethische Ertrag unseres persönlichen Daseins illusorisch. Sein Wesen beruht gerade auf der Begegnung von Zeit und Ewigkeitsgehalt.

2. Der Vortragende gab dann eine gedrängte Übersicht über die Unterschiede der Erlebnisstruktur von der frühesten Stufe an, in der sich zunächst das im Leibe wohnende Ich als Leibich bewusst wird. Bei dieser Skizze charakterisierte er für jedes Lebensalter 1. die eigentümliche Färbung des Ich, des Sichselbsterlebens, 2. den Wandel des zugehörigen Erlebnismweltbildes (z.B. magische Welt, ideale Welt, Tatsachenwelt), 3. die vorwiegende Form der Auseinandersetzung zwischen Ich und Welt (z.B. Spiel, Arbeit, Rückschau).

3. Er verweilte schliesslich bei der Periode des Alterns und dem Greisenalter.

a) Ob es beim Mann ein Klimakterium im medizinischen Sinne gibt, ist umstritten. Unzweifelhaft aber wirkt das Nachlassen der Geschlechtsfunktionen seelisch als ein Shock.

Dem steht gegenüber, dass die Freilassung aus dem Dienst des Gattungslebens es erst ermöglicht, freier das zu leben, was man als Individualität ist und geworden ist. Entscheidend ist es, *wie* man in das eigentliche Altsein hinüberkommt. Man kann entweder die einmal erlangte Form eisern festhalten (das führt bisweilen zum Starrwerden und zum – Lebensneid –); oder man lässt die gewonnene Form sich wieder auflösen, bis zum Wiederprimitivwerden; oder endlich es gelingt der Aufbau einer eigentümlichen, hochwertigen Altersform. Auf dem dritten Weg allein liegt das Interesse. Es geht dabei freilich nicht ohne eine Umwertung der bisher anerkannten Werte. Skepsis, Resignation, Unsicherheit bleiben nicht ganz aus.

b) Das eigentliche Greisenalter ist zunächst gekennzeichnet durch ein verändertes Verhältnis zum eigenen Leib. Man lebt nun weniger *durch* ihn, als man lernen muss, *gegen* ihn zu leben. (Du bist nicht – Ich – .) Sodann verändert das Erleben der Zeitlichkeit. Man lebt dem

Zeitstrom entgegen, nicht mehr in der Zukunft, sondern in der Erinnerung. Dieser Wandel der Zeitanschauung braucht nicht nur Wiederkäuen zu sein. Die Ruhe der Grenze organisiert die Zeiteinheiten um, gibt ihnen ein anderes Gewicht, so dass, nach Goethes Wort, sich in der Altersschau – alles in das Rechte setzt – . Man könnte hierin die Vorankündigung einer anderen Existenzform erblicken, wie wiederum Goethe sie beim Verfall seines Körpers von der Natur gefordert hat. Auf diesem Boden sind noch grosse Leistungen möglich (vgl. Paul Herre, Schöpferisches Alter, 1940). Von der Spätperspektive aus werden Ereignisse und Personen typisch; sie verlieren die scharfen Ränder der Individualität; daher die ratgebende Funktion der Alten. Endlich verliert auch die Realität ihren schweren Druck; sie beginnt, transparent zu werden. – Das Eigentliche liegt dahinter. – Diese Umkehr des Realitätsdruckes erinnert an den zarten Nebelschleier, der an sonnigen Herbsttagen über einer Seelandschaft liegt. – Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. – Shakespeare empfindet in seinem letzten Werk, dem – Sturm –, dass der Mensch aus solchem Zeug gemacht sei, wie dem zu Träumen.

Das Problem des Todes gehört nicht mehr in die Psychologie der Lebensalter, höchstens die Art, wie man sich vorausdenkend zu Tod und Todesart einstellt. Wenn man aber erwägt, dass das Bewusstsein nicht das Ganze unserer Existenz ausmacht, sondern auf sie nur als ein Regulator aufgesetzt ist, so ist es nicht undenkbar, dass mit dem Tode eine Existenzverwandlung erfolgt. Der *Geist* in der Natur ist we/irals Bewusstsein. Auch wir könnten in eine Existenzform übergehen, die nicht *weniger* ist als Bewusstsein, sondern irgendwie zne/zrals Bewusstsein.

1009. Sitzung
am 26. Februar 1941
im Hause
des Vortragenden Oncken

Anwesend die Herren Beck,
Diels, Fischer, v. Hassell,
Jessen, Lietzmann, Pinder,
Popitz, Sauerbruch, Spranger,
Stroux, Wilcken

Der Vortragende sprach über das *Napoleon-Problem*. Er ging aus von den beiden grundsätzlich verschiedenen Einstellungen in der Auffassung der weltgeschichtlichen Persönlichkeit Napoleons. Die eine sieht den Welteroberer, das Einmalige und Grenzenlose; die andere sieht das beherrschende – Weltverhältnis – Napoleons in dem Höhepunkt des saecularen Kampfes gegen England, als die letzte gigantische Anstrengung, den Aufstieg des briti-



schen Empire zu unterbrechen. Von diesen entgegengesetzten Einstellungen hängen die letzten Werturteile über die weltgeschichtliche Rolle Napoleons ab. Die neuere Forschung hat festgestellt, dass schon nach dem Frieden von Amiens (1802) Napoleon den Frieden wollte, England aber den Krieg, sobald es der russischen Allianz sicher war. Nach dem Neuausbruch des Krieges sind es zwei Offensiven, die zwangsläufig aufeinanderprallen. Noch im Oktober 1805 formulierte Napoleon sein gegen England gerichtetes Kriegsziel: – Ich will nichts auf dem Festland, ich will Schiffe, Kolonien, Handel. – Der Vortragende ging dann dazu über zu erläutern, inwiefern in den letzten Worten Napoleons – ich wollte der Welt den Frieden geben, aber sie haben mich zum Dämon des Krieges gemacht – immerhin ein Kern von Wahrheit steckt. Er ist nicht primär von einem Eroberungskomplex besessen, sondern er will Englands Macht niederbrechen. Um diese Entscheidung zu erzwingen, standen ihm drei mögliche Machtmittel zur Verfügung: die Landung (seit Trafalgar aussichtslos), die militärisch-politische Führung auf dem Kontinent (um damit der englischen Koalitionsbildung zu begegnen) und schliesslich die wirtschaftliche Absperrung Englands vom Kontinent. Seine Siege von Austerlitz, Jena und Friedland, Wagram zerbrachen die englischen Degen auf dem Kontinent, aber sie begründeten zugleich die militärisch-politische Vorherrschaft auf dem Kontinent; in Tilsit wurde auch Zar Alexander in das napoleonische System hineingezwungen. Dieses System umfasste alle Stufen politischer Bindung: von den Annexionen des Empire bis zur rechtlichen und tatsächlichen Vasallität und zur völkerrechtlichen Bündnisschliessung. Von der Basis dieses Machtbereiches aus unternahm Napoleon mit der Kontinentalsperre den grossen Wirtschaftskampf.

Der Vortragende erörterte die Kontinentalsperre einmal unter dem Gesichtspunkt des Kampfmittels, das England in äusserste Not und Revolution stürzen sollte, sodann aber auch von der positiven Seite, als dem ersten Versuch einer Organisation Europas auf wirtschaftlicher Grundlage. Es wurden die Ursachen gestreift, die nach der einen wie nach der anderen Seite die Wirkung der Kontinentalsperre nicht zum vollen Erfolge führten. Es lag in der Natur dieses Systems, dass es den ganzen Erdteil in seine Kreise ziehen musste: der Fortgang der Annexionen und Eroberungen (Spanien, Kirchenstaat, Holland, deutsche Nordwestküste) ist von dem Motiv der Kontinentalsperre diktiert. Diese Kontinentalpolitik war nicht eine freie Vereinigung gegen England, sondern äusserte sich in dem diktatorischen Zwang einer kaum verhüllten Fremdherrschaft.

Die letzte Überspannung der Kontinentalpolitik Napoleons führte zum Konflikt mit Russland. Die beiden Säulen seines Systems waren der Vertrag von Tilsit und die Lückenlosigkeit der Kontinentalsperre: Napoleon musste der russischen Auslegung und Durchführung der Sperre sicher sein. Da stiess er seit dem Oktober 1810 auf Widerstand. Der Zar Alexander setzte alles daran, die freie Selbständigkeit der Grossmacht, und dazu gehörte auch die wirtschaftliche Autonomie, zu behaupten. Napoleon aber konnte das zentrale Mittel seines Kampfes gegen England nicht preisgeben. Auch jetzt ist er nicht von phantastischem Eroberungswillen besessen, er *muss*, es ist wie ein schicksalhafter Zwang, dasjenige Kriegsmittel, von dem allein er sich die letzte Niederzwingung Englands verspricht, bis zum Äussersten zu steigern versuchen. Er glaubt, den Gegner zwingen zu können, er rechnet mit einem Kurz-Krieg und einem letzten Schlage. Der Riesenkampf gegen England hat solche Dimensionen angenommen, dass die angewandten Mittel sich ins Unabsehbare übersteigern. An diesem *einen* Gegensatz hat die Gestalt Napoleons sich gleichsam zu dem Phänomen des Welteroberers ausgewachsen: dieser letzte Eindruck lebt für viele so stark fort, dass ihnen darüber das englische Zentralmotiv Napoleons fast verblasst ist. Man darf auch wohl sagen, dass in diesen letzten Jahren die Dimension der Macht immer unheimlicher in Napoleon durchbricht.

In demselben Augenblick, wo Napoleon fast den ganzen Kontinent gegen Russland zusammenballte, gelang es ihm, auch die neue Welt auf seine Seite zu ziehen, und damit schien im Sommer 1812 allerdings die letzte Stunde für das Inselreich heraufzuziehen. Die junge Republik jenseits des Ozeans glaubte den Moment gekommen, sich an dem letzten Angriff gegen England zu beteiligen. Das Ziel war die Eroberung Kanadas – man hat sich in späteren Zeiten nicht gern daran erinnern lassen, wie denn auch dem europäischen Standpunkt die Episode dieses Krieges wenig geläufig ist. Damals glaubte man in Amerika einem stürzenden England den letzten Stoss zu geben – heute dagegen sucht man seine imperialistischen Ziele auf umgekehrtem Wege, durch die Englandhilfe, erreichen zu können.



1012. Sitzung
 am 9. April 1941
 im Hause
 des Vortragenden Fischer

Anwesend die Herren Beck,
 Diels, v. Hassell, Jessen,
 Lietzmann, Oncken, Petersen,
 Popitz, Spranger, Stroux,
 Wilcken

EUGEN FISCHER

**BEGEGNUNGEN
 MIT TOTEN**

AUS DEN ERINNERUNGEN
 EINES ANATOMEN

Der Vortrag behandelt: Die Gebeine Heinrichs des Löwen und die Schicksale der Schädel einiger berühmter Männer.

Die häufigste Aufgabe, die dem Anthropologen bei der Eröffnung von Gräbern, wo die Gebeine berühmter Männer liegen sollen, immer wieder gestellt wird, ist die nach der Identifizierung der Reste. Die Mittel hierzu sind teils die allgemeinen Fundbeigaben, teils anatomische, und zwar Besonderheiten, deren Vorhandensein im Leben der Betreffenden bekannt war, teils die wissenschaftliche Vergleichung des knöchernen Antlitzes mit Porträts oder Büsten des Lebenden. Die Schwierigkeiten im technischen Verfahren werden an Bildern gezeigt.

Folgende Beispiele werden erörtert: Am 29. Juni und am 5. Juli 1935 untersuchte ich im Dom zu Braunschweig auf Bitte des braunschweigischen Ministerpräsidenten Klagges die von Herrn Professor Hofmeister durch Freilegung der Särge zugänglich gemachten Reste Herzog Heinrichs und der Herzogin Mathilde. (Eine Veröffentlichung darüber war mir bisher verboten, ist mir aber jetzt freigegeben und soll erfolgen, zunächst im – Reich –.) Ich fand den Inhalt der Särge unberührt. Im Sarge, einem Steinsarkophag, legte ich die Gebeine des Herzogs frei. Das Skelett in Rückenlage war wohl erhalten bis auf den



FREIBURG I. BR. 1959
 HANS FERDINAND SCHULZ VERLAG

Schädel. Dieser lag hoch, da der Boden des Sarkophags für den Kopf eine aus dem Stein gehauene etwa 12 cm hohe stufenartige Erhöhung hatte. Auf dieser hatte der Kopf, über ihrem Rand der Nacken gelegen. Der Schädel war zu einer krümeligen Masse zerfallen, in der einzelne Knochenstücke und Zähne zu finden waren. Der Zerfallsprozess hatte auch die obersten Halswirbel ergriffen. – Über dem Schädel lagen wohl erhalten mittelhelle braunrote Haare. Bart war nicht vorhanden. – Alle anderen Knochen waren tadellos erhalten. Die Körpergrösse berechnete sich zu 1,63 m mit Fehlergrenze von 2-3 cm, also auf 1,60-1,66 m. (Die durchschnittliche Grösse baye-rischer Soldaten ist 1,66 m.)

Das Wichtigste ist der Befund an der linken Hüfte.

Bekanntlich wollte der Herzog vor Weihnachten des Jahres 1194 in der Absicht, eine Versöhnung herbeizuführen, zum Kaiser reiten. Bei diesem Ritt verunglückte er durch einen Sturz mit dem Pferd im vereisten Harz und brach die Hüfte. Nach langem Siechtum starb er im August 1195. –

Das Skelett zeigte nun sehr deutlich die Narbe eines Hüft- und Schenkelhalsbruches, die mit starker Verkürzung des Beines geheilt waren. Eine grössere Sicherheit, dass wir wirklich vor den sterblichen Überresten des grossen Herzogs standen, ist nicht möglich. Die Identifikation ist hier wirklich eine vollkommene.

Herzogin Mathilde, die schon 1189 erst 36jährig gestorben war, war in einem hölzernen Sarg beigesetzt und in einer ledernen sackartigen Umhüllung bestattet worden. Ihre sämtlichen Knochen waren zu feinem Mehl zerfallen. Langes blondes, über die Schultern herunterfallendes Haar war erhalten.

Einige Knochenreste eines Kindes im Säuglingsalter lagen neben der Frau.

Heute ist bekanntlich Dom und Gruft zu einer schönen Weihstätte ausgebaut.

Der Vortragende berichtet dann über die Schicksale – Ausgrabungen der Gebeine von Sebastian Bach, Haydn, Raffael, Immanuel Kant und Friedrich v. Schiller.

Die ersten werden kurz behandelt, der Schillerschädel nach v. Frorieps grossem Werk ausführlich beschrieben. Bekanntlich ruhen jetzt zwei Schädel in der Weimarer Fürstengruft, einer davon ist sicher der des Dichters. Endlich wird nach dem Werke von Fabio Frassetto über Ossa Dantis berichtet, dessen Schädel mit Sicherheit identifiziert wurde und an welchem Frassetto die Lebenswahrheit der verschiedenen Dantebüsten und Danteporträts prüfte.

Zum Schluss berichtet der Vortragende kurz über seine

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

10.4.41

Schnelle, grosse Erfolge auf dem Balkan. Die Wehrmacht ist ein unerhört glänzendes Instrument, alle kräftigeren Eigenschaften des deutschen Volkes enthaltend, von absolutem Selbstvertrauen erfüllt. Es ist tragisch! Mit diesem wunderbaren Instrument wird die Zerstörung Europas à la perfection durchgeführt.

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

29. 5. 41

Vorgestern Mittwochs-Gesellschaft bei Sauerbruch. Dieser geriet nachher inter pocula sehr temperamentvoll mit Pinder und Fischer aneinander, die beide offizielle Meinungen vertraten. Sauerbruch erzählte, dass er bei seinem ersten Kolleg nach dem Untergang der – Bismarck – einige Worte zu Ehren der Gefallenen gesagt und mit den Worten geschlossen habe: – Es lebe Deutschland und der Führer! – Nachmittags, offenbar auf eine Denunziation eines Studenten, Anruf der Gestapo: es sei unbedingt zu fordern, dass in solchen Fällen gesagt werde: – Es lebe der Führer! – Danach könne auch Deutschland erwähnt werden. Kommentar überflüssig.

Arbeit in der fürstlich Fürstenbergischen Gruft (Winter 1919) zur Ordnung der 1647 durch Schweden durcheinandergeworfenen Gebeine. An der Hand von Urkunden und Bildern liessen sich die Reste der einzelnen Toten leicht feststellen.

1013. Sitzung
am 27. Mai 1941
im Hause
des Vortragenden Sauerbruch

Anwesend die Herren Beck,
Diels, v. Hassell, Oncken,
Popitz, Spranger, Stroux

Der Vortragende sprach über Gewebetransplantationen mit besonderer Berücksichtigung der Parabiöse.

1014. Sitzung
am 11. Juni 1941
im Hause
des Vortragenden Beck

Anwesend die Herren Diels,
v. Hassell, Jessen, Lietzmann,
Oncken, Petersen, Popitz,
Sauerbruch, Spranger, Stroux,
Wilcken

Der Vortragende sprach über die Frage – West- oder Ostoffensive 1914? – .

Die Vorgeschichte der Frage kann bis 1871 verfolgt werden, als Moltke gleich nach dem siegreichen Kriegsende erstmalig eine Denkschrift für den Fall eines Zweifrontenkrieges gegen Russland und Frankreich aufstellte. Bis zu seinem 90. Lebensjahr hat er sich unablässig mit dieser Kriegsmöglichkeit beschäftigt und ist immer wieder zu dem Urteil gelangt, dass für den Entscheidungskrieg gegen Frankreich erst die Rückenfreiheit gegen Russland hergestellt werden muss, was er in ausreichendem Masse für durchführbar hielt. Waldersee hat an der Moltkeschen Auffassung festgehalten, Schlieffen zunächst auch; dieser änderte jedoch 1894 den bisherigen Plan grundlegend und hat von da an bis zu seinem Abgang 1903 die Eröffnung des Krieges durch eine Westoffensive unter vorläufiger Defensive ganz schwacher Kräfte im Osten vorgesehen. 1897 erweiterte er den Feldzugsplan im Westen zu der später als Schlieffenplan bekanntgewordenen Umfassungsoperation durch Belgien. Der jüngere Moltke hielt an der Schlieffen-Absicht fest, änderte jedoch z.T. ihre geplante Durchführung, nicht zum Vorteil dieser. 23 Jahre also hat die Absicht bestanden, zuerst im Osten, dann 21 Jahre lang die, zuerst im Westen offensiv zu werden, wie es 1914 ge-

schah. Dem Beharrungsvermögen, das überkommene Anschauungen und Pläne haben können, wurde die Notwendigkeit einer nach den jeweiligen Umständen frei urteilenden und sich entscheidenden Strategie gegenübergestellt.

Der Vortragende behandelte sodann die Frage vom Standpunkt des Urteils, das man vor Beginn des Mobilisierungs- und Aufmarschjahres 1914/15 sich bilden konnte, nach 3 Unterfragen: 1. welche strategische Aufgabe war den Erwägungen über den Zweifrontenkrieg zu Grunde zu legen; 2. welche Möglichkeiten ihrer Durchführung bestanden, wobei zunächst die Gegner, dann die eigene Lage zu untersuchen waren; 3. welche Folgerungen und Entschliessungen ergaben sich aus 1. und 2.?

Hierzu wurde zunächst der politische Zweck und das kriegerische Ziel Deutschlands im Kriegsfall präzisiert, sodann das voraussichtliche Feindbild aufgezeichnet. Russland mit Serbien und Frankreich mussten von vornherein als sichere Gegner angesetzt werden, aber auch Belgien und England, wenn Deutschland die belgische Neutralität vor einer anderen Macht verletzte. Die schwerwiegenden militärischen Folgen letzteren Schrittes wurden dargelegt, auch betont, dass auch bei Achtung der belgischen Neutralität das Eingreifen Englands zugunsten Frankreichs und Russlands als ungünstigster Fall von der Strategie in Betracht zu ziehen war. Sodann wurden das wahrscheinliche politische Kriegsziel Frankreichs und Russlands sowie die Möglichkeiten ihres Zusammenwirkens auf der äusseren Linie erörtert. Als wahrscheinlichster Fall wurde hingestellt, dass Frankreich und Russland sofort und gleichzeitig offensiv wurden, Frankreich auch durch Belgien, Russland mit den Schwerpunkten Galizien und Ostpreussen. Die sonstigen Gründe, die gerade für letzteren Fall noch sprachen, wurden für jeden einzelnen Gegner wie für sie gemeinsam eingehend dargelegt.

Die Prüfung der eigenen Lage ergab als wesentlichstes Merkmal, dass die beiden Mittelmächte gegenüber Frankreich und Russland zahlenmässig wesentlich unterlegen auf einen Enderfolg nur bei voller Ausnutzung der inneren Linie rechnen konnten, wobei die österreichisch-ungarischen Kräfte vorerst an die Ostfront gefesselt waren. Die Besonderheiten der Lage und des Handelns der Mittelmächte bei Ausnutzung der inneren Linie, die Grenzen, die ihrem Handeln gezogen waren, und die Notwendigkeit, nach einem gemeinsamen Plan zu verfahren, wurden zunächst allgemein erörtert und untersucht, welche Erfolgsaussichten gegenüber Frankreich und Russland bestanden. Ein Niederwerfungsfeldzug im Westen als erster entscheidender Kriegsakt war dann notwendig,

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

16.6.41

Wiederholte Besprechungen mit Popitz, Goerdeler, Beck und Oster über die Frage, ob die nunmehr bei den Armeeführern angelangten, von dort aber noch nicht weitergegebenen Befehle bezüglich eines brutalen, nicht mehr kontrollierten Vorgehens der Truppe gegen die Bolschewisten beim Einmarsch in Russland nicht endlich ausreichen, um der militärischen Führung über den Geist des Regimes, für das sie fechten, die Augen zu öffnen.

13. 7. 41

Einige Tage vor Beginn des Russenfeldzuges haben Popitz und ich in der Wohnung des famosen J. Jessen noch einmal einen heftigen Ansturm auf Beck gemacht, als vornehmster Vertreter seiner Farbe einen Brief an Brauchitsch zu schreiben und ihn zu veranlassen, gegen die Mordbefehle zu protestieren. Schliesslich erklärte sich Beck bereit; er wurde durch die Nachricht darin bestärkt, die wir ihm am Mittwoch danach bei Paul Fechter überbrachten, dass tatsächlich ein Gruppenbefehlshaber, nämlich Bock, bezeichnenderweise auf Drängen eines jungen Offiziers seines Stabes, die Weitergabe verweigert habe...

wenn man die belgische Neutralität vor Frankreich verletzte, um zugleich dadurch dem englischen Gegner am wirksamsten beikommen zu können. Die Konsequenz eines solchen Entschlusses für Art, Ausdehnung und Dauer des Krieges, sowie die Umstände, die für und gegen ihn sprachen, wurden erörtert.

Mit einer wesentlich anderen, bewegungsfreieren Lage war zu rechnen, wenn man die belgische Neutralität achtete und dadurch vielleicht auch England, wenigstens vorläufig, aus dem Kriege heraushielt. Dabei musste man allerdings Frankreich vorerst die Vorhand lassen, d.h., war dessen Offensive anzunehmen. Wichtig war, sich im Voraus ein Bild von ihr zu machen. Dies war notwendig, da die Defensive im Westen aktiv geführt werden musste. Das Mittel zu letzterem bot das Festungsgebiet Diedenhofen-Metz-Niedstellung, dessen Ausnutzungsmöglichkeiten geprüft wurden. Es gestattete auch wesentlich schwächeren Kräften voraussichtlich die französische Offensivkraft soweit zu brechen, dass vom Westen her kein Zwang auf die Lage im Osten zu befürchten war, vielleicht konnte mehr erreicht werden.

Nunmehr wurde betrachtet, wie im Osten gehandelt werden konnte, wenn man entweder im Westen sofort offensiv wurde oder sich strategisch defensiver hielt. Im ersteren Fall war und blieb die Lage im Osten unbefriedigend; im zweiten Fall musste man im Osten offensiv werden, wozu aber auch die weniger Kräfte beanspruchende Defensive im Westen die Möglichkeit bot. Die Eigentümlichkeiten des polnischen Kriegstheaters für das Zusammenwirken der verbündeten Streitkräfte, ferner die Ausführungen des älteren Moltke über einen gemeinsamen deutsch-österreichischen Feldzug gegen Russland konnten nur gestreift werden. Auch der sogenannte grosse Ostaufmarsch Schlieffens, den der jüngere Moltke übernommen, aber 1913 hatte eingehen lassen, wurde in jenem Zusammenhang erwähnt. Sodann wurde ein Überblick über die deutschen und österreichischen Feldkräfte und die aller Gegner gegeben, wie sie seinerzeit der grosse Generalstab angenommen hatte. Wurden bei aktiver Defensive auf Kosten der Westkräfte – was möglich war – die deutschen Ostkräfte auf 10 Korps und Reservekorps verstärkt, so blieb selbst dann noch das Kräfteverhältnis im Westen für Deutschland im Vergleich zur Offensivlösung so günstig, dass man auch noch eine grössere Abgabe an den Osten erwägen konnte. Dieser Kräfteüberschlag gestattete in Verbindung mit den neuen Feldzugsabsichten für Ost und West zwei Lösungsmöglichkeiten:

1. Im Westen 6 Armeen zu 28 Korps, im Osten

2 Armeen zu 10 Korps und 2 in Ostpreussen,
2. im Westen 5 Armeen zu 20 Korps und 4 Korps als
O.H.L. Reserve, im Osten 14 Korps in 3 Armeen, davon
2 in Ostpreussen, 1 in Schlesien und Südposen.

Die beabsichtigte Verwendung aller Armeen und son-
stigen Kräfte wurde kurz erörtert.

Von den auf Grund dieser Betrachtungen sich ergeben-
den Entschliessungen, die eingehend dargelegt wurden,
waren die wichtigsten:

Der deutschen Heeresleitung die Freiheit zu wahren,
sowohl im Westen wie im Osten offensiv werden zu
können,

- den Leiter der auswärtigen Politik erneut zu einer Stel-
lungnahme zur Frage der Behandlung der belgischen
Neutralität mit allen zu erwartenden Konsequenzen zu
veranlassen,
- zusätzliche Feldzugspläne für die richtige Defensive im
Westen und die deutschen Offensive im Osten gemein-
sam mit Österreich-Ungarn zu entwerfen, und zwar mög-
lichst für die beiden kräftemässig unterschiedlichen Fälle,
nachdem sie vorher im Generalstab nochmals auf ihre
Durchführbarkeit hin geprüft waren.

In einem Schlusswort wurde u.a. der Auffassung Aus-
druck verliehen, dass eine Berufung auf Autoritäten wie
den älteren Moltke und Schliessen nicht genügt, um dar-
auf eine berechtigte Kritik über den ersten Feldzugs- und
Kriegsverlauf, wie er wirklich war, zu begründen.

1016. Sitzung
am 9. Juli 1941
im Hause Sauerbruch
Vortragender: Petersen

*Anwesend die Herren Beck,
Diels, Fischer, v. Hassell,
Jessen, Oncken, Popitz,
Sauerbruch, Spranger, Stroux
sowie die Damen Diels, Fischer,
Jessen, Lietzmann, Oncken,
Frl. Popitz, Sauerbruch,
Spranger, Stroux*

Es sprach – das letzte Mal im Kreise der Mittwochs-
Gesellschaft – Herr Petersen über Berliner Theater-
geschichte.

Lietzmann an Frau Petersen zum
Tode von Julius Petersen am 22. 8.
1941:

*Mich hat die Mittwochs-Gesell-
schaft mit Julius Petersen bekannt
gemacht, und ich habe mich sofort
zu ihm hingezogen gefühlt. Er war
ein Gelehrter vom alten soliden
Schlag, aber daneben gehörte auch
die Weltoffenheit und vorurteilslose
Unbefangenheit gegenüber aller
neuen Problematik des Lebens und
der Gesellschaft zu dem Erbe der
stolzen Schule, deren Tradition er
wahrte. Er verstand meisterlich die
Kunst, gelehrte Erkenntnis in künst-
lerisch reizvolle Form zu kleiden
und auch im Vortrag stets die ange-
messene Gestalt zu finden. Mir ist
jede Gabe der Art von ihm stets ein
reiner Genuss gewesen, und die
Mittwochs-Gesellschaft darf sich*

November 1941

Juli 1942

1017. bis 1029. Sitzung

Zeittafel 1941/1942

- 7. Dezember Japanischer Überfall auf die amerikanische Flotte in Pearl Harbour.
- 8. Dezember Der deutsche Angriff auf Moskau muss abgebrochen werden. Erfolgreiche Gegenoffensive der Roten Armee.
- 11. Dezember Deutschland erklärt den Vereinigten Staaten den Krieg.
- 19. Dezember Hitler entlässt den Oberbefehlshaber des Heeres, Brauchitsch, und übernimmt selbst den Oberbefehl.
- 20. Januar Wannseekonferenz unter Leitung des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, Heydrich, über die – Endlösung – der Judenfrage.
- Frühjahr Beginn der Gettoliquidationen. Errichtung von Gaskammern in den Vernichtungslagern.
- 17. Mai Beginn der deutschen Offensive in Südrußland.
- 19. Juli Befehl Himmlers, das Generalgouvernement bis 31. Dezember 1942 – judenrein – zu machen.
- 23. August Die deutsche Angriffslinie erreicht die Wolga nördlich von Stalingrad.

1017. Sitzung
am 12. November 1941
im Hause
des Vortragenden Jessen

Anwesend die Herren Beck,
Diels, Fechter, Fischer,
v. Hassell, Oncken, Penck,
Pinder, Popitz, Sauerbruch,
Spranger, Wilcken

Der Vortragende behandelte den wirtschaftlichen Niedergang des römischen Reiches. Die wirtschaftliche Entwicklung bis zum Ende der Antonine wird im Wesentlichen gekennzeichnet durch die Herstellung und Sicherung eines im Grossen und Ganzen einheitlichen Wirtschaftsgebietes. Zunehmende Steigerung der Arbeitsintensität auf der Grundlage einer wachsenden Arbeitsteilung führt zu einer allgemeinen Hebung des Wohlstandes.

Hand in Hand mit der verwaltungsmässigen Urbanisierung ist in der Landwirtschaft (trotz der Klagen über die Latifundien in Italien usw.) eine ständige Ausdehnung der genutzten Fläche zu verzeichnen. Dies geht mittelbar aus den *scriptores de re rustica* hervor (Behandlung des Weizenanbaus). Die intensivste Wirtschaft, die sogenannte freie Wirtschaft, besass offenbar eine sehr grosse Bedeutung. Die Rolle des Intensitätsfaktors Kapital erfüllte vor allem der Sklave.

Sein Vorhandensein – in allerdings wohl stark schwankender Menge und Qualität – gab auch die Möglichkeit der Intensivierung des Handwerks und des Aufbaus des Verleihgewerbes. Die Muskelkraft vermochte die Arbeitsmaschine der Moderne zu ersetzen. So ist es (wirtschaftlich) wohl auch vornehmlich zu erklären, dass keine nennenswerten Erfindungen gemacht wurden. Auch der Verkehr vollzog sich nach Beseitigung des Seeräuberunwesens und dank eines systematischen Strassenbaus schnell und sicher. Finanzen und Verwaltung erfreuten sich einer verhältnismässigen Stabilität.

Ende des 2. Jahrhunderts und im Verlauf des 3. unterbrachen – Barbareneinfälle und innenpolitische Kämpfe diese Entwicklung. Die Folgezeit zeigte, dass darüber hinaus die Grundlagen zerstört wurden. Die ausserordentlichen Verhältnisse zwangen zu ausserordentlichen Massnahmen; sie nahmen die Form von Zwangseingriffen an. Die illyrischen Kaiser haben zwar – unter Aufgabe von Aussenpositionen – die Einheit des Reichs wiederhergestellt, aber unter Überschätzung der Machtmittel des Staates und demgemäss einer Konservierung ihrer notwendigen Lebensäusserung in ausserordentlichen Zeiten.

Die Landwirtschaft zog sich in extensive Formen der Bewirtschaftung zurück, die stets einen geringen Rohertag bedeuten. Weite Strecken verfielen überhaupt und sind heute noch ungenutzt. Die Entwicklung des Gewer-

Jessen Vorträge waren knapp, sachlich, betont nüchtern und zugleich wieder verschleierter Ausdruck seiner politischen Haltung. Ob er über Preispolitik und Währungspolitik oder über den wirtschaftlichen Niedergang des Römischen Reiches sprach – immer stand im Hintergrund die Gegenwart und erfuhr am Bild der Geschichte wie an der abstrakten Theorie die schärfste, bis zum absoluten Nein geklärte Kritik. *Jessen* war ein Professorentypus, wie ihn um dieser Gespanntheit willen die deutsche Universität gut hätte brauchen können; er konnte genauso seinen Platz in der Industrie wie in der Wirtschaft ausfüllen... Wenn er sprach, hatte man das Gefühl, dass sein Wissen zuletzt nicht aus Historie und Studium, sondern aus eigenen praktischen Geschäftserfahrungen kam.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

1.11.41

Nach Rückkehr von der Südostreise fand ich in Berlin folgende Lage: 1. nach anfänglicher Siegesgewissheit, infolge des Erfolges vor Moskau, schwere Enttäuschung über die vom schlechten Wetter unterstützte, wiedererstandene russische Widerstandskraft im Zentrum; als gewisser Trost nur die weitererzielten Fortschritte im Süden (in Richtung Petroleum); 2. zunehmende Sorge wegen der Überspannung des gesamten Apparates, sowie der Versorgungsschwierigkeiten auf zahlreichen Gebieten; 3. immer stärkere Erkenntnis der sich in allen besetzten Ländern entwickelnden, unerträglichen Zustände; 4. Angewidertheit aller anständigen Menschen durch das schamlose Vorgehen im Osten gegen Juden und Gefangene,

in Berlin und anderen Grossstädten gegen harmlose, oft angesehene Juden; 5. langsam zunehmende – Disposition – bei der militärischen Führung, diese ganz schandbare Schweinerei nicht mehr mitzumachen. Zu vieren mit Popitz, Jessen, Goerdeler und Hassell wurde die ganze Lage – im Falle des Falles – durchgesprochen.

bes nahm die gleiche Richtung. Die Absatzmöglichkeiten schwanden. Die Naturallieferungen zu festgesetzten Preisen liessen jede Möglichkeit eines persönlichen Anreizes verschwinden. Der Verkehr stockte immer mehr. Die frühere Einheit löste sich in immer mehr wirtschaftliche Teilgebiete auf.

Die Kaufkraft des Geldes sank nach dem nominellen Sturz im 3. Jahrhundert auch real immer weiter. Der Finanzwirtschaft des Staates blieb nur noch die Möglichkeit, die ausserordentlichen Abgaben zu ordentlichen zu machen, ihnen ausserdem in grossem Umfang die Form von Naturallieferungen zu geben. Ein ausgedehntes Spitzelsystem war u.a. bestimmt, dem Staat das Seinige zu sichern.

Unter diesen Umständen konnte sich zwar eine ganz kleine Schicht von sehr reichen Personen bilden, aber unter ihnen ergriff der Extensivierungsprozess schnell alle Gebiete. Die mit einem ausserordentlichen wirtschaftlichen Kraftaufwand wiedergewonnene Einheit des Imperiums vermochte es nicht, der Erschöpfung Einhalt zu gebieten. Die schliessliche Erstarrung der Formen auch des wirtschaftlichen Lebens ist nur ein Teilausdruck für die Erstarrung des politischen und sozialen Daseins, dem der Zusammenbruch folgen musste.



Ulrich v. Hassell
1881-1944. Diplomat.
1932-1938 deutscher Botschafter in Rom; wegen Differenzen mit der aussenpolitischen Linie des Dritten Reiches 1938 abberufen und zur Disposition gestellt. Seit dieser Zeit führend am Widerstand gegen Hitler beteiligt.

1018. Sitzung

am 26. November 1941
im Hause Popitz
Vortragender: v. Hassell

Anwesend die Herren Beck,
Diels, Fechter, Fischer, Oncken,
Penck, Popitz, Spranger,
Stroux, Wilcken

Der Vortragende ging davon aus, dass Diplomatie und Politik dezidierte Nicht-Wissenschaften seien, aus denen folglich kein fachlicher Vortrag gehalten werden könne. Ihr Vorzug sei vielleicht, weniger mit Papier als mit Menschen als Gegenstand zu tun zu haben, weshalb er versuchen wolle, lediglich auf Grund eigenen Erlebens ein Bild des wohl interessantesten Mannes zu zeichnen, mit dem er draussen zu tun gehabt habe, nämlich *Mussolinis*.

Er schilderte zunächst kurz einige sehr wesentliche *Elemente* ter Persönlichkeit: Herkunft zwischen Nord und Süd Italiens, Vater Schmied, Sozialist; Mutter Lehrerin. Die Überwindung des Sozialismus durch den Nationalismus, vor allem in irredentischer, daher gegen – die Barbaren des Nordens – gerichteter Form, voll ausgelöst durch den Weltkrieg, in dem er verwundet wird.

Das *Rüstzeug* verschafft er sich durch Berufsausübung als Maurer, Lehrer, Journalist, durch selbständige Stu-

dien (Sprachen!) und Reisen. Der Vortragende skizzierte die geistigen Einflüsse; sodann die Bedeutung der Musik und des Sports. Dann ging er über auf Mussolinis *persönliche Art*. Er stellte das Familienleben (Villa Torlonia) dem öffentlichen im Palazzo Venezia und der Gedankenzeugung auf der Rocca delle Caminate gegenüber, erläuterte seine Art an Beispielen, skizzierte das Verhältnis zu den Frauen und betonte die von ihm selbst hervorgehobene Unfähigkeit, eigentliche Freunde zu haben.

Hieran schloss sich die Erörterung seiner *politischen Methode: Kraftkonzentration* auf das fixierte Ziel; *Machtkonzentration* bei ihm selbst; daher Ablösung der Wache, freilich neuerdings der Sonderfall Ciano. Aus dem Gebiet der innenpolitischen Methode schilderte der Vortragende die Rolle von Monarchie und Kirche als für ihn positive Faktoren und kennzeichnete seine Art zu reden und aufzutreten als auf seine Rolle berechnet. Alsdann gab er aus eigener Erfahrung Beispiele der aussenpolitischen Methode.

Als *politische Ziele* hob er Folgendes hervor: Mussolini ging zunächst darauf aus, die – völlig fehlende – innere Effektivität des Staates herzustellen, sowie die Einheitlichkeit des historisch partikularistischen Italiens. Gegenstand der Politik ist für ihn nur der Staat, nicht das Volk. Aussenpolitisch strebte er danach, Italien aus einer Grossmacht II. Ranges in eine solche I. Ranges umzuwandeln, verbunden mit dem leidenschaftlichen, vom Minderwertigkeitskomplex nicht freien Drange, das militärische Prestige Italiens herzustellen. Die Form dieser Aussenpolitik ist: Anknüpfung an die römische imperiale Idee (ganz anders Cavour). Aber, vielleicht zum Teil aus innerem Schwächegefühl, geht Mussolini, jedenfalls ursprünglich und nicht ohne eine Art inneren Widerspruchs, auf die friedliche Lösung aus; er ist zunächst gegen – Blockpolitik – und für die Methode des Viererpakts. Der Scheideweg wird für ihn die österreichische Frage in Verbindung mit der abessinischen, indem er sich nach anfänglichem Versuch umgekehrter Orientierung neben Deutschland, gegen den Westen stellt. Beispiele erläuterten das Gesagte.

Zum Schluss versuchte der Vortragende ein – *Charakterbild* – zu zeichnen: der Herkunft entsprechend vereinigt Mussolini in sich Energie und Ratio; die Mystik scheidet dabei so gut wie ganz aus, daher ist, oder war jedenfalls, – Weltanschauung – für ihn kein politischer Gegenstand. Mussolini umschliesst nun nicht wenige innere Gegensätze: Süden gegen Norden, Temperament gegen Konsequenz, politische Passion gegen soldatische Zucht. In vieler Weise ein – guter Kerl – und warmer Mensch ist er

Nach dem 20. Juli 1944 verhaftet und am 8. September 1944 hingerichtet.

Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft 1940-1944.



Mussolini und v. Hassell 1938 auf dem römischen Flughafen zum Empfang des Reichskriegsministers v. Blomberg

Zum erstenmal sprach Hassell! am 26. November 1941 bei Popitz über Mussolini, den er aus persönlichen Zügen mit einer Lebendigkeit ersten liess, wie sie keine andere Schilderung bisher erreicht hat... Er sprach ebenso unakademisch, wie er schrieb; er hatte, wie er selber sagte, es lieber mit Menschen als mit Papier zu tun... Beides, Sprechen, das heisst Vortragen, wie Schreiben ging bei Ulrich v. Hassell gewissermassen nebenher; er war ein viel zu lebendiger Mensch, um sich auf diesen zuletzt doch indirekten Wegen ganz geben zu können. Zu vollem Einsatz kam er in der Begegnung von Mensch zu Mensch und in der unmittelbaren Wirkung auf Menschen, wie denn die stärksten Eindrücke von ihm aus Momenten des geselligen Zusammenseins nach dem wissenschaftlichen Teil der Tagungen sich ergeben haben.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

doch auch politischer Condottiere und Routinier, Schüler Macchiavellis, allerdings in proletarischer Form, die er aber von Anfang an, wie an Beispielen erläutert wird, zu überwinden bestrebt ist.

Ohne Zweifel steckt in Mussolini ein Element der Tragik, das sich zunächst ergibt aus dem Missverhältnis zwischen seiner starken Hand zu dem schwachen Instrument, das sie führt, sodann aber auch aus dem Verhältnis zum kraftmässig überlegenen Deutschland, durch das er sich hat in eine Art Gefolgschaft drängen, auf manchen Gebieten auch aus einem – Original – in eine – Kopie – umwandeln lassen. Man muss persönlich und sachlich wünschen, dass sich das Tragische nicht zur Tragödie entwickelt.



1019. Sitzung
am 10. Dezember 1941
im Hause
des Vortragenden Stroux

Anwesend die Herren Beck,
Diels, Fischer, v. Hassell,
Lietzmann, Oncken, Penck,
Pinder, Popitz, Sauerbruch,
Wilcken



Marcus Aurelius (161-180)

Herr Stroux spricht über: Kaiser Marc Aurel und sein Buch der Betrachtungen. Unter dem Nachwuchs der römischen Familien, die dem Kaiserhof nahestanden, hatte der junge Marcus, der nach dem Tode des Vaters im Hause des Grossvaters die sorgsamste Erziehung und Bildung genoss, die Aufmerksamkeit des Kaisers Hadrian auf sich gezogen. Bei der zweiten und definitiven Ordnung der Nachfolge bestimmte Hadrian den später

Antoninus Pius Genannten zu seinem ersten, den von diesem zu adoptierenden, damals 17jährigen Marcus zu seinem zweiten Nachfolger. Damit gab er Rom zwei seiner besten Herrscher und inaugurierte für das Reich und die Welt ein glückliches Zeitalter. Zu dem neuen Vater, für den er im ersten Buch der Betrachtungen der göttlichen Fügung seines Schicksals dankt, fand Marcus ein auf Seelenverwandtschaft beruhendes Treueverhältnis, dessen Harmonie beide beglückte. Er zog als Hausgenosse in den Palast, wurde Mitregent, durch seine Ehe mit Faustina Schwiegersohn des Kaisers. Ein grosser Teil dieser 23 Jahre dauernden Kronprinzenzeit, die auch für die Entwicklung seiner menschlichen Persönlichkeit, wie sie im Buch der Betrachtungen weiterlebt, entscheidend war, blieb den Studien gewidmet. Die grössten Geister aus dem Reiche sammelten sich um ihn; die beiden dem römischen Staatsmann unentbehrlichen Wissenschaften, Jurisprudenz und Rhetorik, stehen eine Weile im Vordergrund. Ein Zufall hat grosse Teile des Briefwechsels mit seinem rhetorischen Lehrer, dem damals gefeierten Afrikaner Fronto, erhalten, die für die Pietät und weichherzige Sorge, mit der ihn Marcus umgab, schöne menschliche Dokumente liefern, auch für den Fleiss, den sein langsam arbeitender Geist aufwandte, wie für den Misserfolg und die deutlich werdende Abkehr. In den Reflexionen über sein Leben freut er sich, dass ihn keine Scheinerfolge über seine wahre geistige Berufung getäuscht haben. Denn von Natur verbunden fühlt er sich, nachdem er sie einmal entdeckt hat, nur der Philosophie. Er studiert sie in der Dogmatik aller berühmten Schulen, aber früh entschied er sich für die stoische Lehre und blieb ihr mit der zähen Selbstverständlichkeit seines Wesens treu. Sie wurde sein religiös erlebter Glaube, die Lenkerin seines Lebens und Herrschens wie die Grundlage seines Buches. Die Existenz dieses Buches aber erwies sich immer wieder als Hindernis einer gerechten Beurteilung des Herrschers. Der Philosoph auf dem Throne soll durch Anlage und Neigung für die Studien, nicht fürs Regieren getaugt haben. Seine stoische Moral soll angefangen von der Anerkennung des Verus als Mitkaiser und endend mit der unglücklichen Regelung der Nachfolge zu schweren Fehlern geführt haben. Der Vortragende sucht durch Eingehen auf die inneren Reformen und die grossartigen militärischen Erfolge, die unter der persönlichen obersten Leitung des Marcus, von dessen stetiger Teilnahme an den Ereignissen auch die Kriegsbilder der Marcus-Säule Zeugnis geben, erkämpft wurden, diese Auffassung zu entkräften. Auch seine letzten 10 Lebensjahre, bis ihn 180 die im Reiche wütende Pest wegraffte, verbrachte er im

Kriegslager. Die – Betrachtungen – sind zum mindesten zum grössten Teile, in den seltenen Stunden der Meditation, die der Feldzug dem Führer zum Philosophieren freiliess, niedergeschrieben. Damit hängt die aphoristische Form und der Verzicht auf gelehrte Materialien zusammen, während die Unterdrückung des Geschichtlichen inmitten solcher Ereignisse um so auffallender ist. Die Einkehr bei dem eigenen – Ich –, die im Titel εἰς ἐαυτὸν ausgesprochen ist, ist auf Menschennatur und Menschenlos, Lebensgrundsätze und geistige Besinnung gerichtet. Von den Vorwürfen, die diese Haltung tadeln, erwähnt der Vortragende das verständnislose Wort Harnacks, der sie als – oberflächliches Raesonnement und moralisierende Selbstbespiegelung – charakterisierte, und das etwas tiefer begründete von Ortega y Gasset, der die – Innerlichkeit – vermisst und das – Ich –, mit dem der Kaiser meditiert, als einen konstruierten Doppelgänger empfindet. Aber der stoische Pantheismus, der die Einzelseele als Teil der Weltseele, des Weltgeistes auffasst, gibt dem alten delphischen Spruch – Erkenne Dich selbst – die neue Deutung, dass Selbsterkenntnis auch das Mittel der Gotteserkenntnis wie der Erkenntnis der Natur und der Weltordnung ist. So steht auch Marcus dem Daimon seines Innern gegenüber. Aus seiner Natur schliesst er auf die Bestimmung, die die Vorsehung ihm gegeben hat, daraus auf die Grundsätze eines im stoischen Sinne guten Lebens. Dieser ehrfürchtigen Versenkung in die Natur der geistigen Persönlichkeit, die das Menschsein des Individuums mit der Gottheit verbindet, ist Selbstbespiegelung ganz wesensfremd. Der Vortragende stellt unter Bezugnahme auf den Wortlaut des Marcus inhaltliche Gruppen aus den Aphorismen zusammen, die die stoischen Lehren, die charakteristischen Wert im Buche der Betrachtungen haben, enthalten. Er ging aus von den Reflexionen über den Wert der Philosophie, die allein über die Nichtigkeit des Lebens erhebt und die Marcus die Kraft gab, seine Anlage zu einem weltmüden Pessimismus zu überwinden. Sodann über die stoische Vorsehung, die dem Menschen die ruhige Zuversicht, mit seiner Persönlichkeit und allem seinen Erleben den Willen des göttlichen Weltplanes zu erfüllen, verleiht. Er nennt es das Schicksalsgewebe der Urgründe. Er kehrt immer wieder zur Vorstellung zurück, dass der Einzelne nur als Teil des Alls sinnvolles Dasein hat. Daraus ergibt sich seine Stellung zum Tode, wie andererseits die gegenüber den Mitbürgern und der Menschheit, die eine eigene Form sozialer Humanität im Buche des Marcus ausprägt. Seine Worte des Glaubens, wie die 10 Gebote über den Umgang mit böse gesinnten Menschen, sind charak-

teristisch für das Streben, die stoische Ethik in einprägsame Lebensregeln zu fassen. Zum Schluss verweilte der Vortragende bei dem römischen Charakter, den die griechische Lehre, in griechischer Sprache vorgetragen, in diesem Buch erhielt. Wie bei den früheren grossen Rezeptionen der stoischen Lehre ist die schönste Frucht nicht eine dogmatische Änderung oder Erweiterung, sondern der Adel menschlicher Persönlichkeit, die aus der Verschmelzung römischen Wesens mit griechischer Weisheit hervorging.

1021. Sitzung
am 28. Januar 1942
im Hause
des Vortragenden Oncken

Anwesend die Herren Diels,
Fechter, Fischer, Lietzmann,
Penck, Pinder, Popitz,
Spranger, Stroux

Das Thema des Vortrags war: Betrachtungen über Macht und Idee im Leben der Staatengesellschaft.

Der Vortragende ging aus von der Bildung einer Staatengesellschaft im Zeitalter der Renaissance, in der nicht mehr universale Ideen wie im Mittelalter herrschten, sondern die Macht als solche und ihre skrupellose Anwendung zum höchsten Lebensgesetz wurde, so wie Machiavelli als erster sie denkerisch zu gestalten und zu deuten wusste. Die Realität der Machtinteressen wurde das beherrschende Motiv aller Politik. Aber schon bald kann man nicht mehr von unbedingter Geltung der Machtpraxis sprechen. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts erwächst der mächtige Gegensatz der christlichen Konfessionen zum obersten weltanschaulichen Impuls des ständischen Handelns. Die Staatenwelt spaltet sich nach dem Bekenntnis, also nach einem ideellen Lebensprinzip, das in die staatliche Sphäre eindringt. Nicht als ob alle anderen Motive dadurch gänzlich ausgeschlossen wären. Bei historischen Figuren wie Philipp II. und Gustav Adolf ist die Dominante zwar der religiöse Motivkomplex, aber beide sind zugleich die Träger einer bestimmten zielbewussten Machtpolitik. Die beiden Motive, aus getrennten Wurzeln aufsteigend, verschmelzen sich miteinander, steigern sich wechselseitig. Das Vorwalten weltanschaulich-kirchlicher Motive hat schon während des Dreissigjährigen Krieges seine Höhe überschritten (1635 Bündnis Richelieus mit den Schweden). In den nächsten Jahrhunderten wird wieder der unverhüllte Machtgedanke, die Alleinherrschaft der – Staatsräson –, die – Lehre von den Interessen – an die Stelle treten.

Eine neue Spaltung der Staatengesellschaft aus ideeller

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

21.12.41

Am meisten während der letzten Wochen beschäftigt und beunruhigt haben mich zahlreiche Besprechungen über die Grundfragen eines Systemwechsels. Eine Hauptschwierigkeit liegt immer in dem sanguinischen, die Dinge im gewünschten Lichte sehenden und in mancher Weise wirklich – reaktionären – Goerdeler, der sonst glänzende Eigenschaften hat. Trotzdem waren wir schliesslich in den Hauptpunkten einig. Auch darin, dass trotz aller Bedenken gegen die Person, Schmidt junior [Kronprinz] nach vorne müsse. Auch Beck hatte sich, obschon aus der Vergangenheit genauer Kenner, einverstanden erklärt. Bei Beck liegt die Schwierigkeit darin, dass er sehr ein Mann des Studierzimmers ist. Wie Popitz sagt: Viel Taktik weniger Wille, während Goerdeler viel Willen aber keine Taktik habe. Popitz selbst zeigt oft eine leicht professorale Art, das etwas starre Konstruieren des Verwaltungsmannes. Immerhin: alle drei famose Leute. Ich hatte immer das Bedenken, dass wir zu wenig Kontakt mit jüngeren Kreisen hätten. Dieser Wunsch ist jetzt

erfüllt worden; gerade dabei haben sich nun neue, grosse Schwierigkeiten gezeigt. Zuerst hatte ich ein langes Gespräch mit Trotz, bei dem er leidenschaftlich dafür focht, nach innen und aussen jeden Anstrich von – Reaktion –, – Herrenklub –, – Militarismus – zu vermeiden, daher, obwohl auch er Monarchist sei, keinesfalls jetzt Monarchie. Andernfalls würde jedes Echo im Volk fehlen und im Ausland kein Vertrauen erworben werden...

Zu dem Negativen führte er als Positivum den Gedanken, als stärksten, international bekannten Exponenten des Anti-Hitlerismus einerseits, als volkstümliche und bei den Angelsachsen Echo findende Reform andererseits, Niemöller zum Reichskanzler zu machen. Danach traf ich mich mit dem klugen, feingebildeten Peter Yorck, einem echten Spross seiner geistig hochstehenden, manchmal etwas theoretisierenden Familie, der ähnliche Gedanken entwickelte.

Wurzel, aufsteigend aus der philosophischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts, vollzieht sich in der französischen Revolution. Auf der einen Seite die Volkssouveränität, die Ideen von 1789, auf der anderen Seite das Ancien Régime, die Souveränität der Throne – von Neuem ein geistiger Weltgegensatz als oberstes Regulativ der Staatengesellschaft.

Unter der Führung Napoleons werden die Ideen von 1789 urtt/die grossen Traditionen der französischen Macht in eine Art von Symbiose eintreten. Als nach dem Sturze Napoleons es zu einer Restauration des Ancien Régime kam und eine – Heilige Allianz – der Völker organisiert wurde, gewann das Motiv einer prinzipiellen Struktur der Staatengesellschaft von Neuem an Boden, aber der Versuch, die gegenwärtige Ordnung zu stabilisieren, scheiterte schon nach einem Jahrzehnt, als die Machtrivalitäten der Grossmächte im Orient die Einheit der Heiligen Allianz sprengten. Seit der Julirevolution trat den Restaurationsideen eine geistige Bewegung entgegen, die die Erbschaft der Revolution übernahm. So konnte in den dreissiger Jahren der Glaube aufkommen, als wenn ein neuer prinzipieller Gegensatz der – konservativen – Ostmächte und der – liberalen – Westmächte, der Mächte der Reaktion und der Mächte des Fortschritts ein natürliches, allen anderen überlegenes Trennungsmotiv innerhalb der Staatengesellschaft konstituiert habe, in dem der Schlüssel zum tieferen Verständnis aller Politik liege.

Dieser Auffassung ist Ranke in seinem denkwürdigen – Politischen Gespräch – von 1836 entschieden entgegengetreten, in dem er zu dem Ergebnis kam: nicht allgemein gültige politische Doktrinen sind es, die einem Staate das entscheidende Gepräge geben, nicht seine Verfassungsformen und inneren Institutionen verleihen einem Staat seine Stellung unter den Staaten, sondern die von seinen äusseren Lebensverhältnissen bedingte individuelle Machtausübung: – Das Mass der Unabhängigkeit gibt einem Staate seine Stellung in der Welt, es legt ihm zugleich die Notwendigkeit auf, alle inneren Verhältnisse zu dem Zwecke einzurichten, sich zu behaupten. Das ist sein oberstes Gesetz. – Damit bekennt sich Ranke zu einem Primat der Macht, zu einem Primat der Aussenpolitik. Dieser von Ranke formulierte Primat der Macht hat die folgenden Menschenalter der deutschen Geschichtsschreibung beherrscht. Der Vortragende ging dann tiefer in die Analyse dieses – Primats – ein, der nicht zu einer starren und mechanischen Formel gemacht werden darf; er betonte, dass der Grad der Abhängigkeit eines Staates von dem Lebensgesetz der Macht und Aussenpolitik im Einzelfall verschieden anzusetzen ist.

Beispiel und Gegenbeispiel liefern England auf der einen und die Vereinigten Staaten auf der anderen Seite. So hat denn James Boyce in – The American Commonwealth – 1888 im schärfsten Gegensatz zu Ranke geradezu Dinge wie stehende Heere, Militarismus, ehrgeizige Auslands-politik als nur der schlechten Ordnung der alten Welt angehörig verworfen.

Zwischen dem nach aussen gerichteten Machtwillen eines Staates und der geistigen Existenz, die er im Innern führt, besteht immer eine Spannung. Das wurde erläutert an den beiden mächtigen Ideologien, die im Laufe des 19. Jahrhunderts auch die Staatengesellschaft im Ganzen zu gestalten suchten: die Freihandelstheorie der Manchester-schule mit dem friedlichen Güteraustausch der Menschheit und dem Ausblick auf den Weltfrieden und das Programm des Marxismus, das prinzipiell von der weltrevolutionären Aktion des Bolschewismus übernommen worden ist. Beide Ideologien sind mit bestimmten staatlichen Wirklichkeiten von Hause aus auf das engste verflochten, die erste mit der englischen Weltstellung, die anderen mit der traditionellen russischen Machtpolitik. Das Regulativ des Handelns in der grossen Politik wird aber nicht der doktrinären Position, sondern dem reinen Kalkül der Macht entnommen. Beispiele: Bismarcks Politik gegenüber Frankreich nach 1871, das russisch-französi-sche Bündnis von 1891 und schliesslich die Entwicklung der Bündnisfähigkeit des Bolschewismus bis zu dem Bündnis, in dem Grossbritannien auch das weltrevolutio-näre Lebensprinzip des Bolschewismus ausdrücklich anerkennt. Von hier aus wurde der Charakter des Anti-kominternpaktes erläutert, und im Anschluss daran die Frage, ob in der deutsch-englischen Rivalität es das Motiv eines realen Machtgegensatzes war, das zum Zusammen-stoss führte, oder ob der prinzipielle Gegensatz der staatli-chen Lebensformen entscheidend hineinspielte.

Zum Schluss verweilt der Vortragende bei seinen Be-trachtungen über das Wesen der Staatengesellschaft bei dem *gegenwärtigen Stand* des Problems: Macht und Idee. Zunächst bei dem Umfang, den das Problem angenom-men hat. Während das 19. Jahrhundert (1815-1914) das Jahrhundert der kurzen und lokalisierten Kriege war, erleben wir heute das Problem eines wirklichen Weltkrie-ges, die gewaltigste Machtkrise, die die Geschichte kennt und die von einem Kampf der Geister begleitet wird. Charakteristisch ist das Bedürfnis der Kriegspar-teien, ihre ideellen und weltanschaulichen Programme auszudehnen auf das Weltbild der Zukunft, auf eine neue Weltordnung. Man hat das Bedürfnis, den ungeheuren Machtkampf dadurch zu idealisieren, mit Rücksicht auf

die eigenen Volksgenossen, aber auch auf die anderen Völker, die Neutralen und die Gegner. Die Echtheit und Ursprünglichkeit der ideellen Motive in diesem Kampf der Geister ist aber im Sinken begriffen, sie macht den Schlagworten eines äusserlichen Apparates Platz, und Propaganda unterstützt auf die Dauer die Kampfparolen des eigenen Landes.

1023. Sitzung
am 25. Februar 1942
im Hause
des Vortragenden Penck

Anwesend die Herren Diels,
Fechter, Fischer, v. Hassell,
Oncken, Popitz, Spranger,
Stroux

Einmal, es war Ende Februar 1942, waren wir bei Penck, ein kleinerer Kreis von nur 8 Mitgliedern. Penck sass an seinem Schreibtisch, auf dem er in loser Ordnung eine Menge Kästchen und Schächtelchen aufgestellt hatte. Er bekannte seine Absicht, überein Thema zu sprechen, von dem er nicht das Mindeste verstünde, über das Thema – Medaillen –. Er unterschied zwischen verdienten und erworbenen Medaillen, solchen also, die man ihm, und solchen, die man anderen verliehen, ihm aber ebenfalls geschenkt habe, und verkündete dann seinen Entschluss, diese erworbenen Medaillen samt den Begründungen, weshalb sie ihm einst geschenkt wären, den anwesenden und abwesenden Mitgliedern der Mittwochs-Gesellschaft weiterzuschicken – und zwar jedem eine Medaille, deren ursprünglicher Sinn und Bezug auf den, der sie sich verdient hatte und den sie zuerst einmal ehren sollte, einen neuen Sinn und Bezug auf den neuen jetzigen Empfänger hatte. Mit genauester Überlegung hatte er Parallelen zwischen den einstigen und den jetzigen Trägern der Medaillen herausgefunden, erzählte mit souveräner Heiterkeit rückblickend von seinem Leben und seinen Fahrten, verteilte

Dieser sprach über Medaillen, die er einteilte in solche, die verliehen werden, und solche, die erworben werden gelegentlich der Ehrung anderer oder bei festlichen Gelegenheiten. Die erworbenen Medaillen haben im Wesentlichen Erinnerungswert, soweit es sich nicht um hervorragende Persönlichkeiten handelt, denen sie gegeben werden, oder um hervorragende Künstler, die sie angefertigt haben. Sobald die Erinnerungswerte erlöschen, bleibt nur der Metallwert der Medaille. Er legt eine Reihe der von ihm erworbenen Medaillen vor, gedenkt der Erinnerungen, die sich an sie knüpfen, und widmet beides, Medaillen und Erinnerungen, den anwesenden und abwesenden Mitgliedern der Mittwochs-Gesellschaft.

Eine zu Ehren des ausgezeichneten Statistikers von Stemeck geprägte Medaille erinnert ihn nicht bloss an den Gelehrten und Organisator der österreichischen Statistik, sondern auch an seinen 1889 geführten Nachweis, dass die österreichisch-ungarische Monarchie damals um 3257,12 qkm grösser war, als offiziell angegeben wurde. Die Inschrift – *Strenuo observatori rerum politicarum* – passt ebenso wie die Darstellung auf der Rückseite der Medaille, auf welcher Pallas Athene eine Sphinx entschleiert, auf Herrn *Popitz*, und diesem wird die Medaille übergeben. Die zu Ehren des Direktors des österreichischen Institutes für Geschichtsforschung Th. v. Sichel gefertigte Medaille mit der Widmung – *Rerum gestarum investigatori subtilissimo* – erhält Herr *Oncken* mit der Bemerkung, dass in Wien mehr die geschichtlichen Hilfswissenschaften als die Geschichte gepflegt worden seien. Höfische Rücksichtnahme habe gehindert, unfähige Vorfahren des Kaiserhauses zu würdigen und als hervorragende Persönlichkeiten zu behandeln. Eine W. v. Hartel

gewidmete Medaille erinnert den Vortragenden daran, dass jahrelang in Wien kein Theologe zum Rektor gewählt worden ist, weil drei Fakultäten nicht wünschten, einen solchen an der Spitze der Universität zu sehen. So wurde der Philologe v. Hartel unter Mitwirkung des Redners an Stelle eines Theologen zum Rektor gewählt, was nicht gehindert hat, dass v. Hartel später Sektionschef im Unterrichtsministerium und Unterrichtsminister wurde. Als solcher gelang es ihm, den in den höchsten Kreisen wenig geschätzten ehemaligen Mönch Mühlbacher zum ordentlichen Universitätsprofessor zu machen. Die Medaille erhält der abwesende Herr *Wilcken* zur Erinnerung an den Wiener Gräzisten.

Richard Heinzl war der sehr beliebte Germanist der Wiener Universität, dem Freunde und Schüler eine Medaille widmeten. Er war eine elegante Erscheinung, Junggeselle bis über die 60 hinaus, dann heiratete er eine Polin und machte bald danach in seinem Institut seinem Leben ein Ende. Er wurde in der Universität aufgebahrt, aber die hohe Geistlichkeit hinderte, dass der Sarg zum Haupttor herausgetragen wurde. Dies geschah durch ein Hintertürlein. Im Hinblick auf diese tragischen Verhältnisse erhält Herr *Fechter* die Medaille mit der Bitte, die mittelhochdeutsche Inschrift zu lesen, was keinem der Anwesenden gelang. Die anlässlich des 70. Geburtstags von Leo Reinisch von seinen Freunden gestiftete Medaille – er war Senior der Professoren und hochverdienter Forscher afrikanischer Sprachen – erhält wegen der lateinischen Inschrift – *Multas invenit linguas cum quaereret unam* – der Lateiner Herr *Stroux*. Eine von dem österreichischen Kriegsfürsorgeamt 1914-1916 in den Handel gebrachte Medaille des Armeekommandanten General der Kavallerie Rohr erhält Herr Generaloberst *Beck*. Die Rückseite stellt das Kampfgebiet des Sextener Tales dar. Eine vom Verwundetenspital der K. K. Universität in Wien 1914 Spendern gegebene Medaille ist für Herrn *Sauerbruch* bestimmt. Sie gibt das Universitäts-siegel wieder. Es war eine schöne Wiener Sitte, Medaillen zur Erinnerung an Persönlichkeiten zu prägen. Ihr folgte auch die Wiener Akademie der Wissenschaften und liess durch Marschall anlässlich der Goldenen Hochzeit ihres Protektors, des Erzherzogs Rainer und seiner Frau, der Erzherzogin Maria Theresia, vor genau 40 Jahren – am 21. Februar 1902 – eine Medaille fertigen, welche auf der einen Seite die Bildnisse des Jubelpaares, auf der anderen schwer lesbar die Widmung neben einem jungen, in antiker Weise wenig bekleideten Paare zeigt. Das Kunstwerk ist für Herrn *Pinder* bestimmt.

Ein Rückblick auf die Schicksale und Betätigungen der

Freundlichkeiten und kleine Bosheiten und das alles mit einer Grazie, die man dem schweren alten Mann nicht zugetraut hätte. Sein ganzes, grosses Leben glitt noch einmal heiter überschaut vorüber: man erlebte die Welt vom Blickpunkt des Geographen und ahnte den Weg des Gelehrten, dessen Lebenswerk sich hier von der Seite des Lebens her auftrat.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

14.2.42

Oster und Dohnanyi besuchten mich etwas dezentriert durch Nachrichten über scharfe Überwachung durch den SD., der sich auch für Popitz, Hassell usw. interessiere. Alles ist etwas – verschüchtert – ... Mit Goerdeler und Jessen gesprochen. In Sachen Inge [Hitler] scheint zurZeit nichts zu machen zu sein.

in den Medaillen Wiener Professoren gefeierten Gelehrten gab dem Redner Veranlassung, über die beschränkte innere und äussere Freiheit der Wissenschaft zu sprechen, die um die Jahrhundertwende österreichische Gelehrte namentlich der humanistischen Richtung hatten. Er selbst litt nicht unter einer solchen Beschränkung, denn er hatte die physische Geographie zu vertreten. Aber in seinem Bestreben, seine Studierenden im Beobachten zu schulen, kam er doch vielfach auf politisches Gebiet und lehrte, dass die österreichisch-ungarische Monarchie nicht zufällig zusammengewachsen ist, sondern sich, sozusagen, um Wien herum kristallisiert hat. Sein Deutschum hielt er hoch und arbeitete jahrelang im Deutschen Schulverein, wo er die zahllosen Schikanen kennenlernte, denen die deutsche Bevölkerung seitens der österreichischen Regierung ausgesetzt war. Er lernte begreifen, wie sich in Wien der Antisemitismus entwickelte als Gegenwirkung zu dem stetigen Vordringen der Juden in Handel und Gewerbe, namentlich aber an der Universität. Zugleich aber erkannte er auch die Verdienste des alten Judentums in Wien für Hebung der Intelligenz, namentlich um die weibliche Bildung, für die der Staat sehr wenig tat. Gab es doch in Wien nicht eine einzige staatliche höhere Töchterschule, die Mädchen waren auf Klosterschulen oder jüdisch geleitete höhere Mädchenschulen angewiesen, oder auf die Fortbildungsklassen der evangelischen Bürgerschule, die auch von den Töchtern katholischer Minister in Ermangelung von Besserem besucht wurden. Die höheren Knabenschulen lagen entweder in geistlichen Händen oder hatten jüdische Mehrheiten unter den Schülern. Die Studentenschaft an den Hochschulen war gespalten. Alle Nichtdeutschen waren streng national und zugleich gegenösterreichisch. Die Deutschen zum geringen Teil klerikal oder schwarz-gelb gesinnt. Die Mehrzahl war deutsch-national und antisemitisch; eine Minorität war sozialistisch oder kommunistisch, meist Juden. Die meisten waren arm. Aber im Durchschnitt war die Intelligenz gross. Es konnte sich daher leicht eine starke geographische Schule entwickeln, die sich sowohl auf deutsch-nationale wie auch auf fremdbürtige Kreise stützte. Zwischen ihnen entwickelte sich eine schöne Arbeitsgemeinschaft. Daneben bestand, auf Deutsche beschränkt, eine lebhaft gepflegte des Alpinismus in einer vom Vortragenden begründeten akademischen Alpenvereinssektion, der ersten ihrer Art, deren Mitglieder heute im grossdeutschen Reiche eine Rolle spielen. Sie brachten seinerzeit Bismarck, bei seinem letzten Besuche in Wien, gelegentlich der Hochzeit seines Sohnes bei Anwesenheit des Vortragenden und seiner Frau eine stürmische Ovation dar.

Vertreter der Wiener Schule wirken heute an den drei ersten Universitäten des Reiches, in Berlin, München und in Wien. Sie sind gleich dem Vortragenden nicht durch Medaillen, sondern durch Festschriften geehrt worden. In Japan wirkte Yawesaki und unterrichtete den Tenno, in Serbien übte der aus der Wiener Schule hervorgegangene Jovan Cvijic einen massgebenden Einfluss auf die Ausgestaltung der Belgrader Universität aus. Ihm zu Ehren stiftete die Belgrader Geographische Gesellschaft eine Jovan-Cvijic-Medaille, die dem Vortragenden 1935 verliehen worden ist. Er übergibt das Stück Herrn v. *Hassell* in Erinnerung an dessen Tätigkeit als deutscher Gesandter in Belgrad. Er solle sie wie ein Talisman wahren, aber in Kroatien nicht zeigen.

Damit schloss der Vortragende die Vorlage einer Verfügung über die Medaillen, an die sich Wiener Erinnerungen knüpften, ab und wandte sich anderen zu, die er wegen ihres Formates als grosse Medaillen bezeichnete. Eine solche erhielt er beim Besuche der Weltausstellung in St. Louis, die 1904 zur Erinnerung an die hundert Jahre früher erfolgte Einverleibung von Louisiana stattgefunden hat. Die Medaille veranschaulicht dies und bringt zum Ausdruck, dass sich der amerikanische Adler von Ozean zu Ozean spannt. Dazwischen liegt ein Mischkessel von Menschen, aus denen vielleicht eine neue Rasse hervorgeht. Deswegen wurde die Medaille Herrn *Fischer* übergeben. Der Vortragende hat gelegentlich der Ausstellung beim Kongress der Wissenschaften und Künste (ebenso wie der spätere Präsident Wilson) einen Vortrag gehalten, der gleich anderen stossweise von Hörern besucht wurde. Es wurden nämlich Führungen zu den Vorträgen veranstaltet; er wurde sozusagen gegen Geld gezeigt. Die Teilnehmer des Kongresses wurden vom Ponckingham Club in St. Louis zu dem alljährlich stattfindenden Henry Shaw Dinner geladen. Henry Shaw hat sein Vermögen zur Begründung des botanischen Gartens in St. Louis und zur Abhaltung jenes Dinner hinterlassen. Die Teilnehmer erhielten eine Erinnerungsmedaille von der Grösse und Art eines kleinen Wagenrades. Auch der Vortragende hat eine solche am 22. September 1904 erhalten, die er Herrn *Diels* übergab.

Universitäten haben bei ihren Jubiläen des Öfteren Erinnerungsmedaillen prägen lassen, so die Universität Neapel bei ihrer 700-Jahres-Feier. Der Vortragende besitzt eine solche, die das Bildnis von Kaiser Friedrich II. nach einer alten Münze zeigt. Er erhielt sie, als er vom Reich 1920 zu jenem Jubiläum gesandt wurde, weil befürchtet wurde, es könnten sich bei demselben Elemente unliebsam in den Vordergrund drängen, nachdem

alle deutschen Universitäten und Akademien die Einladung dazu abgelehnt hatten. Im Einverständnis mit dem Sekretär Planck der Akademie der Wissenschaften und dem Rektor der Universität Berlin war er nach Neapel gegangen und hat in seiner Ansprache, die er deutsch entworfen, die auf dem deutschen Generalkonsulat ins Vulgäritalienische übersetzt und von Professor F. v. Duhn ins klassische Italienisch verbessert worden war, im Teatro San Carolo in Gegenwart des Königs von Italien laut zum Ausdruck gebracht, welcher Schaden für die Wissenschaft erwachse, wenn ein Volk, und das deutsche war es damals, von der internationalen Pflege der Wissenschaft ausgeschlossen werde. Nach dem französischen Delegierten sprechend, hatte er noch grösseren Beifall als die Primadonna, die tags darauf von derselben Stelle die Traviata sang. An diesen seinen einzigen Bühnenerfolg erinnert die Medaille. Er wünscht, sie in eine öffentliche Sammlung gelangen zu lassen, sieht aber die Schwierigkeiten voraus, die das auf amtlichem Wege bereitet, und bittet den anwesenden preussischen Staatsminister, sie kurzerhand dem preussischen Münzkabinett zu überweisen, was Herr *Popitz* verspricht.

Viel grösser ist die Medaille, die bei der 100-Jahresfeier der Berliner Universität verteilt wurde. Sie zeigt den Imperator Germanorum Wilhelm II. zu Pferde in schwer zu erkennender Uniform. Herr *Spranger* hat sie damals (1910) nicht erhalten. Sie wird ihm überreicht, da er nunmehr Ordinarius in Berlin ist und eine Zierde der Universität, die viele persönliche Beziehungen zum Vortragenden hat. Gleichzeitig mit der Medaille wurden anlässlich der Feier Jubiläumstaler geprägt, die die Köpfe zweier Könige, von Friedrich Wilhelm III. und Wilhelm II. zeigen. – Drei Köpfe, die der 3 deutschen Kaiser, zeigt eine anlässlich der Eröffnung des Nordostseekanals erstellte Medaille. Der Vortragende erhielt ein Stück von ihr im Anschluss an eine von ihm zum Kanal geführte Studentenexcursion. Sie zeigt auf der Rückseite das Meer-Umschlungen-Sein von Schleswig-Holstein, unter den Figuren steht: *Navigare necesse est*. Sie soll Herrn *Jessen* zufallen zur Erinnerung an seine Heimat.

Die letzte zur Vorlage kommende Medaille ist die einzige, die nach dem Wissen des Vortragenden zu Ehren eines Mitglieds der Mittwochs-Gesellschaft geprägt oder gegossen worden ist. Sie zeigt das wohlgelungene Bildnis des langjährigen Kanzlers Wilhelm Förster. Der Vortragende wird sie persönlich seinem Coadjutor Herrn *Lietzmann* überbringen, sobald dieser aus dem Krankenhaus entlassen ist, und gleichzeitig seine und der Anwesenden herzliche Wünsche für baldige vollständige Genesung

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

28.3.42

In den letzten Tagen in Berlin eingehende Besprechung bei Jessen mit Beck und Goerdeler. Wenig Aussichten. Beck als Zentrale konstituiert. Es sieht fast so aus, als wenn Witzleben seine Stellung verlöre.

zum Ausdruck bringen und Herrn Lietzmann ebenso langes Leben wünschen, wie es Förster erreicht hat.

Medaillen erhalten ihren Wert durch Erinnerungen, die sich an sie knüpfen. Indem der Vortragende an die Mitglieder der Mittwochs-Gesellschaft diejenigen gibt, die er im Laufe eines halben Jahrhunderts erworben hat, teilt er zugleich die Erinnerungen mit, die sie bei ihm besitzen, ohne letztere selbst aufzugeben. Er gibt die Medaillen in befreundete Hände und weiss sie dort gut aufgehoben.

1024. Sitzung
am 27. Mai 1942
im Hause
des Vortragenden Fischer

*Anwesend die Herren Beck,
Diels, Fechter, v. Hassell,
Oncken, Penck, Popitz,
Spranger, Stroux*

Der Vortrag behandelt: – Das Vererbungsexperiment im Dienste der Medizin. –

Die medizinische Erbforschung – Erbpathologie – hat in fast 40jähriger Forschung die Erbnatur zahlreicher Krankheiten festgestellt, wir dürften fast alle Erbkrankheiten kennen und von den meisten den Erbgang übersehen. Heute ist sie in eine neue Phase eingetreten. Jetzt gilt es, die Vielgestaltigkeit der Erscheinungsbilder je ein und derselben Erbkrankheit, die Schwankungen des Auftretens und andererseits die einzelnen Wirkungsweisen der Erbanlagen (Gene) zu untersuchen, welche letztere Forschung als Phaenogenetik bezeichnet wird.

Zu diesen Untersuchungen braucht man Tierexperimente mit Formen, die dem Menschen in ihrer Organisation viel näher stehen als *Drosophila*, die zur Erforschung der allgemeinen Genetik gedient hatte. Man benützt das Kaninchen. Der Redner berichtet über zahlreiche neu gezüchtete Erbstämme mit bestimmten Missbildungen der Augen, Extremitäten, des Rückenmarks usw. Teils wird die Wirkung der betreffenden Erbanlage experimentell geprüft, wie z.B. mit Kardiazol bei Epilepsiestämmen, teils werden reinerbig mit bestimmten Krankheitsanlagen behaftete Embryonen gewonnen, um lückenlos die Entwicklung der krankhaften Erbanlagen zu studieren. All diese Arbeiten im Kaiser-Wilhelm-Institut sind von Nachtsheim angefangen und durchgeführt. – Der Redner selbst hat zusammen mit Diehl in Sommerfeld an Kaninchen in 7jähriger Zucht erstmals zwei Sippen rein gezüchtet, von denen bei genau gleicher Impfung mit Tuberkelbazillen gleicher Dosen die eine Familie stets und nur an Lungentuberkulose erkrankt, die andere stets und nur an Bauchfell-, Nieren- und anderen Tuberkulosen, die Lun-

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

5.12.43

Für das Niveau eines Teiles der deutschen Wissenschaft war mir ein Vortrag im Berliner Kreise der Deutschen Akademie bezeichnend, den Prof. von Verschuer über Rassenpolitik hielt, der Mann, den E. Fischer wagte, als seinen Nachfolger in der Mittwochs-Gesellschaft vorzuschlagen. Ein oberflächliches, für parteipolitische Zwecke frisiertes Geschwätz, eine wahre Schande.

gen bleiben frei. Es muss also eine organverschiedene Veranlagung für oder gegen die tuberkulöse Infektion erblich sein. –

Aus dem 2. Gebiet, der Phaenogenese, wird über die Kühnschen Versuche berichtet, durch das Hodenhormon bei der Mehlmotte die Pigmentbildung einer weissflügligen Rasse der der schwarzflügligen anzugleichen, diese also als – Phaenokopie – nachzuahmen. Die sogenannte – Heilung – eines Diabetes durch Insulineinspritzung ist grundsätzlich dasselbe. – Die allgemeine Wirkung von Hormonen, Wirkstoffen, als Mittel der Genwirkungen, ihre teilweise Parallelität mit den als – Organistoren – in der Entwicklungsgeschichte wirksamen Stoffen und ihre chemische Stellung zu gewissen Vitaminen wird erörtert und gezeigt, wie hier die ersten Schritte getan sind, dass sich Entwicklungsmechanik, Genetik und physiologische Chemie die Hand reichen und die feinsten Vorgänge der Vererbung und Entwicklung erklären.

1026. Sitzung
am 17 Juni 1942
im Hause
des Vortragenden Beck

Anwesend die Herren Diels,
Fechter, Fischer, v. Hassell,
Popitz, Sauerbruch,
Schadewaldt, Spranger

An jenem Junitag des Jahres 1942 sprach Ludwig Beck vor uns über die Lehre vom totalen Krieg; er gab eine kritische Auseinandersetzung mit den Thesen Ludendorffs, die vernichtend war. Er polemisierte nicht, er zeigte nur die Konsequenzen der Idee, etwa die Gefahren, die eine solche Kriegführung schon für die Möglichkeit eines Friedensschlusses im Bismarckschen Sinne mit sich bringen musste, und kam zuletzt von Kant aus zu dem Ergebnis, dass nur auf dem Wege einer sittlich fundierten Politik diese Lehre vom totalen Krieg und seinem Primat gegenüber aller Politik zu überwinden sei. Sie müsse aber überwunden werden, weil nur von einer Politik des sittlichen Idealismus aus ein neues dauerhaftes Verhältnis zwischen den Völkern geschaffen werden könne. Es war ein Genuss seltener Art, ihm

Dieser sprach über das Thema – Die Lehre vom totalen Krieg (eine kritische Auseinandersetzung) – .

Ausgegangen wurde von den über diesen in der Ludendorffschen Broschüre – Der totale Krieg – enthaltenen Thesen, dass der moderne Krieg als ein gegenseitiger Vernichtungskrieg der beteiligten Völker einen gegen früher grundsätzlich veränderten Charakter habe, dass die neue Kriegsart zum 1. Mal der 1. Weltkrieg offenbart habe, dass die Clausewitzsche Lehre von der Verschiedenartigkeit der Kriege veraltet sei, dass der totale Krieg auch eine totale Politik erfordere – auch schon im Frieden – und dass im Kriege nicht mehr die Politik, sondern die Kriegführung den Vorrang habe. Die Bedeutung der kriegerischen Auseinandersetzung auch während des jetzigen Krieges wurde erwähnt, ferner hervorgehoben, dass die Vertiefung in das Problem des totalen Krieges nur unter Berücksichtigung der geistigen Fundamente des Krieges überhaupt, seiner geschichtlichen, kulturellen und moralischen [Grundlagen] möglich sei.

Zuerst wurde die Frage behandelt, ob der totale Krieg eine neue Kriegsart sei.

Diese Auffassung [wurde] an der Hand von Clausewitz, Blume und dem älteren Moltke ebenso wie durch den

Nachweis zurückgewiesen, dass erst der Kriegseintritt Englands – der nicht unvermeidbar gewesen sei – dem 1. Weltkrieg einen totalen Charakter gegeben habe.

Sodann wurde die These untersucht, dass der totale Krieg die künftig *alleinige* Kriegsart bilde und wie Ludendorff zu dieser Auffassung gekommen sein mag. Unter Zitierung von Clausewitz wurde nachgewiesen, dass dieser zwar in der Theorie keine Grenzen in der Anwendung der Gewalt im Kriege gekannt, dennoch aber bis zu seinem Lebensende an der Auffassung der Verschiedenartigkeit der Kriege festgehalten hat. Als Grund für die gegensätzliche Auffassung Ludendorff-Clausewitz wurde einmal angesehen, dass Ludendorff das Opfer seiner zu weit getriebenen theoretischen Schlussfolgerung geworden ist, der das wirkliche Leben widerspricht, sodann aber vor allem der fundamentale Unterschied beider hinsichtlich der Rollenverteilung zwischen Politik und Kriegführung gezeigt, in welcher letzterer Clausewitz stets nur ein politisches Instrument gesehen hat. Die Einseitigkeit der sogenannten totalen Politik Ludendorffs wurde näher beleuchtet.

Sodann umriss der Vortragende seine Auffassung von einer totalen Politik und ging näher auf die unstreitigen Folgen der von Ludendorff dafür gehaltenen ein. Er versuchte ferner nachzuweisen, dass eine Ludendorffsche totale Politik nicht zu einem guten Frieden im Bismarckschen Sinne führen kann, weil das Kriegsziel des totalen Krieges folgerichtig einen massvollen politischen Zweck, der dafür Voraussetzung ist, ausschliessen müsse. Sodann wurde erörtert, dass der totale Krieg nicht mit Gewalt zu beseitigen ist, sondern nur durch eine Politik vermieden werden kann, die neben der Wahrung der staatlichen Gesamt- und der Einzel-Interessen und unter Berücksichtigung auch des Lebensrechtes anderer Völker den Krieg, wo er unvermeidbar wird, wieder zu einem politischen, also der Politik untergeordneten Instrument macht.

Die weiteren Ausführungen galten Gedanken von Treitschke über den Staat als souveräne Macht ohne Richter über sich, über die Erhaltung der Macht als erste Aufgabe der Staatsführung, über die sittlichen Zwecke, die sich der Staat setzen soll, und über die Gesetze des sittlichen Wesens eines Staates, die dieser nicht ungestraft verletzt. Als Beispiel für sittliche Zwecke des Staates wurde Bezug genommen auf die schon gemachten Ausführungen des Vortragenden über Aufgabe und Inhalt einer totalen Politik, als Richtlinie für das sittliche Wesen des Staates auf Kants Aussprüche in seiner Schrift – Vom ewigen Frieden – über den Platz von Moral und Recht in der

zuzuhören und zu folgen. Sein Denken war wie er, klar, bestimmt, streng, unbestechlich und zugleich verbindlich, unauffällig, unbetont, wie alle seine Lebensäußerungen. Er sprach ohne jeden Prunk, als ob er voraussetzte, dass der Hörer alles selbst ebenfalls wisse: er verbarg sein Wissen mehr, als dass er es demonstrierte...

Es war ein erregendes Schauspiel, in diesem Vortrag den Gegensatz zwischen Becks kulturgetragener, geschliffener Welt und dem dunkel persönlichen Machtglauben Ludendorffs zu erleben.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

General Ludendorff	
Der totale Krieg	
Inhalt	
Sein Wesen	3
Seelische Beschlossenheit des Volkes, die Grundlage des totalen Krieges	11
Wirtschaft und totaler Krieg	29
Stärke und Gehalt der Wehrmacht	49
Waffenrente der Wehrmacht und ihr Einsatz	63
Durchführung des totalen Krieges	87
Der Feldherr	107

Copyright 1935 by
Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München
Printed in Germany
Druckerei Albert Eber, München.

Die wahre Politik kann also keinen Schritt tun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben, und ob zwar Politik für sich selbst eine schwere Kunst ist, so ist doch Vereinigung derselben mit der Moral gar keine Kunst; denn diese haut den Knoten entzwei, den jene nicht aufzulösen vermag, sobald beide einander Widerstreiten. – Das Recht der Menschen muss heilig gehalten werden, der herrschenden Gewalt mag es auch noch so grosse Aufopferung kosten. Man kann hier nicht halbieren und das Mittelding eines pragmatisch-bedingten Rechts (zwischen Recht und Nutzen) aussinnen, sondern alle Politik muss ihre Knie vor dem ersteren beugen, kann aber dafür hoffen, ob zwar langsam, zu der Stufe zu gelangen, wo sie beharrlich glänzen wird.

Immanuel Kant, Zum ewigen Frieden. Anhang

Diese Sätze von Beck ermöglichen den klarsten Blick in seine sittliche Grundgesinnung. Dass diese zuletzt in religiöse Tiefen hinabreichte, tritt auf den gedruckten Blättern nicht hervor, ist aber durch persönliche Gespräche sicher bezeugt.

Eduard Spranger, Generaloberst Beck in der Mittwochs-Gesellschaft

Politik hingewiesen. Weiter wurde die Notwendigkeit begründet, dass über aller Theorie es vor allem darauf ankomme, dass der Leiter der Politik ein moralischer Mensch sei, das heisst, als letzte Instanz dem eigenen inneren Moralgesetz, seinem Gewissen, unterworfen bleiben müsse.

Die nächsten Ausführungen beschäftigten sich mit Voraussetzungen der praktischen Politik unserer Zeit auf solcher Grundlage: der Zusammenarbeit der Völker in Handel und Wandel, dem Einfluss der geographischen Lage eines Staates auf seine Politik, dem Gesichtspunkt, dass Gefahren im Zusammenleben der Völker im allgemeinen nur vermieden werden, wenn beide Parteien ihren Vorteil finden, der moralischen Kreditwürdigkeit eines Staates und der bewaffneten Macht als seine ultima ratio – alles Voraussetzungen, aus denen keine Alleinberechtigung des totalen Krieges abgeleitet werden kann.

Schliesslich wurde – auch unter Hinweis auf früher andersgeartete Perioden in der preussisch-deutschen Heeres- und Kriegsgeschichte – dargelegt, wie die modernen Kriege die Brutalität des Krieges und im Kriege gesteigert und damit auch eine vom rein militärischen Standpunkt aus sehr ernste Gefahr heraufbeschworen haben. Der Schluss galt Gedanken vornehmlich aus Kantschen Schriften über die Einschränkung und Humanisierung des Krieges sowie der Möglichkeit der Überwindung der Lehre vom totalen Krieg mit der abschliessenden Feststellung, dass diese nicht auf dem Weg über das Kriegsinstrument, seine technische Gestaltung und Handhabung, sondern nur auf dem Weg einer sittlich fundierten Politik möglich ist, die sich in jeder Beziehung das Primat wahr, und auf der Grundlage eines neuen sittlichen Idealismus im Staat und in seinem Verhältnis zu den anderen Völkern.

1027. Sitzung
am 1. Juli 1942
im Hause
des Vortragenden Popitz

*Anwesend die Herren Baethgen,
Beck, Diels, Fechter, Fischer,
v. Hassell, Jessen, Pinder,
Sauerbruch, Schadewaldt,
Spranger, Stroux*

Der Vortragende gedachte zunächst mit Worten der Trauer des schweren Verlustes, den die Gesellschaft durch den Tod Hans Lietzmanns (gestorben am 25. Juni in Locarno) erlitten hat, und begrüsst den zum ersten Male als Mitglied anwesenden Professor Baethgen. –

Der Vortrag behandelte – im Anschluss an die Berliner

Erstaufführung von Grillparzers – Bruderzwist in Habsburg – – die Frage, ob in der Zeit vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Ausbruch des 30jährigen Krieges eine Möglichkeit bestanden hätte, die dem deutschen Volk in seiner Geschichte gestellte Aufgabe der Staatswerdung zu lösen und die Katastrophe der Religionskriege durch eine staatsmännische Tat zu vermeiden. Es wurde dabei von der These ausgegangen, dass der Staatsmann nicht dadurch zum Ziele gelange, dass er die allgemeinen Ursachen, auf denen die der Lösung der gesetzten Aufgabe entgegenstehenden Schwierigkeiten ruhen, angehe, sondern dass er das durch die Zeitumstände sich herausbildende konkrete Hemmnis erkenne und meistere. Die Überwindung des konkreten Hemmnisses sei aber immer eine Organisationsaufgabe.


Der Vortragende stellt zunächst die Frage nach den positiven Faktoren, die in jener Zeit für die Erreichung des Zieles der deutschen Staatswerdung vorhanden waren. Die Macht des Reiches sei noch kräftig und die Reichsidee in Deutschland lebendig gewesen, es sei ein Vorteil gewesen, dass Kaiser und Reich von der in der alten Kaiserzeit die Kraft des deutschen Volkes in Anspruch nehmenden Universalitätsidee befreit und auf die deutsche Nation selbst abgestellt gewesen seien, nachdem der Versuch Karls V, eine Weltherrschaft zu errichten, als eine Angelegenheit Habsburger Hauspolitik gerade an dem Widerstand der deutschen Fürsten gescheitert sei, die Umwandlung der Territorien in – zu feste Einzelstaaten – (Fichte) sei noch nicht erfolgt gewesen, es fehlte an jedem Dualismus zwischen Österreich und einem wirklich gleichwertigen Rivalen, wie es später Preussen wurde; mit Angaben über die Bevölkerungszahlen der deutschen Territorien wurde belegt, dass die Habsburger Erblande weitaus jedem anderen deutschen Territorium überlegen waren. Mit der lebendigen Reichsidee habe sich das Bewusstsein des deutschen Volkes als einer Nation begegnet. Auch die Glaubensspaltung habe damals noch nicht zu einem unüberwindbaren Gegensatz geführt. Noch habe die Hoffnung einer Vereinigung in der Religion bestanden, auch die katholisch gebliebenen Reichsstände seien dem Papismus gegenüber ablehnend gewesen und überall sei man von der Notwendigkeit einer Reformation gegenüber den Missständen in der Kirche überzeugt gewesen. Der Augsburger Religionsfriede hätte zu einem modus vivendi führen können, zumal in ihm der Kaiser zugunsten der Landesherren auf das ius reformandi verzichtet habe und – von Ausnahmen (Bayern, Innerösterreich) abgesehen, auch in den Territorien mit katholischen Landesherren, beson-

Als Gründgens die ausgezeichnete Aufführung von Grillparzers – Bruderzwist in Hause Habsburg – herausbrachte, und bald nach der Aufführung die Mittwochs-Gesellschaft wieder einmal bei Popitz zusammenkam, hielt er einen seiner schönsten Vorträge über die Frage, ob für das deutsche Volk in der Zeit zwischen dem Augsburger Religionsfrieden und dem Ausbruch des Dreissigjährigen Krieges die Möglichkeit bestanden hätte, die ihm in seiner Geschichte gestellte Aufgabe der Staatwerdung zu lösen und die Katastrophe des Religionskrieges durch eine staatsmännische Tat zu vermeiden. Er zeigte die Schwierigkeiten und die Möglichkeiten, die sich boten, und entwarf dann das Porträt eines Mannes, der auch durch Grillparzers Tragödie wandert, des Kardinals Melchior Kiesel, der als Direktor des Geheimen Rats der Kirche diese Möglichkeiten gesehen und verfolgt hat, noch nach dem Prager Fenstersturz das Unheil abzuwehren suchte, bis er durch rechtswidrige Verhaftung auf Betreiben des späteren Kaisers Ferdinand des Zweiten ausgeschaltet und beseitigt wurde. Es war einer der interessantesten Vorträge aus der letzten Zeit der Mittwochs-Gesellschaft, doppelt bedeutsam in der Rückschau, weil jetzt das heimliche Selbstgespräch des Vortragenden vernehmlich wird, der sich von der Geschichte vor eine ähnliche Aufgabe der Verhinderung eines vielleicht noch grauenvolleren Unheils gestellt sah und ahnte, dass auch sein Versuch ähnlich ausgehen würde wie der des Kardinals Kiesel.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

Theaterzettel. Die Berliner Auf-
führung – Ein Bruderzwist in
Habsburg – wurde nicht,
wie Fechter in seinen Erinnerun-
gen irrtümlicherweise vermerkt,
von Gustaf Gründgens heraus-
gebracht.

STAATSTHEATER
BERLIN



SCHAUSPIELHAUS
GENDARMENMARKT

Son n a b e n d , d e n 1 6 . M a i 1 9 4 2

Ausverkauft! Zum 17. Male

**EIN
BRUDERZWIST IN HABSBURG**

Trauerspiel von Franz Grillparzer

Regie: Lothar Müthel Bühnenbilder: Wilhelm Reinking

Rudolf II., römisch-deutscher Kaiser	Werner Krauß
Matthias seine Brüder	Walter Franck
Maximilian 	Will Dohm
Ferdinand seine Neffen	Erich Schellow
Leopold 	Ulrich Haupt
Don Cäsar, des Kaisers natürlicher Sohn	Malte Jaeger
Melchior Klesel	Alfred Schieske
Herzog Julius von Braunschweig	Wolfgang Kühne
Feldmarschall Rußworm	Kurt Eggers-Kestner
Matthes Thurn	Curt Lucas
Graf Schlick	Horst Lommer
Oberst Wallenstein	Volker von Collande
Wolf Rumpf, des Kaisers Kämmerer	Wolf Trutz
Kämmerer	Alexander Kökert
Oberst Ramee	Just Scheu
Seyfried Breuner, Hauptmann	Otto Mannstaedt
Zweiter Hauptmann	Friedrich Schoenfelder

ders auch in den Habsburgischen Erbländen keine durchgreifenden Gegenreformationen erfolgt seien.

Nur in einem Punkt lag die Gefahr des Friedens, das konkrete Hemmnis, das für den weiteren Gang der Geschichte entscheidend geworden sei, in dem geistlichen Vorbehalt. Der Vortragende legte diese reichsverfassungsmässige Streitfrage dar, deren Lösung als eine organisatorische Frage die Aufgabe eines Staatsmannes gewesen sei. Die Schwierigkeit lag in der Verflechtung der kirchenrechtlichen und staatsrechtlichen Stellung der mit Sitz und Stimme auf dem Reichstag ausgestatteten geistlichen Fürsten. Was sollte geschehen, wenn ein solcher geistlicher Fürst evangelisch wurde, konnte er, obgleich er damit aus der kirchlichen Hierarchie aus-
schied, Reichsfürst bleiben? Liess der Kaiser das nicht zu, so blieben die evangelischen Stände auf dem Reichstag in hoffnungsloser Minderheit, obgleich Deutschland inzwischen überwiegend evangelisch geworden war. Die Frage der Nichtzulassung der evangelischen Administratoren

Prokop, ein Bürger von Prag	Walter Werner
Lukretia, seine Tochter	Lola Mühl
Ein Fahnenführer	Franz Nicklich
Ein Soldat	Erik Radolf
Ein Arbeiter	Wladimir Marfiak
Ein Bürger	Wilhelm Krüger
Gerichtsperson	Walter Tarrach
Ein Kämmerling	Paul Voissel

Bühnenmusik: Franz Salmhofer

10 Bilder — Pause nach dem 5. Bild

Am Schluß des Trauerspiels bleibt der Vorhang geschlossen

Anfang 18 3/4 Uhr Ende 22 Uhr

SPIELPLAN DER STAATSTHEATER

Bei	SCHAUSPIELHAUS am Gendarmenmarkt	Bei	KLEINES RADE Nürnberger Straße	Bei	LUSTSPIELHAUS am U.-u.-S.-Bld. Friedrichstr.
		16.	20 Madame Kegels Geheimnis Ende gegen 22 1/4 Uhr AUFGEHÄNGT	16.	19 Johann Ende 21 3/4 Uhr AUFGEHÄNGT
17.	19 Abendröte Ende 21 3/4 Uhr AUFGEHÄNGT	17.	20 Madame Kegels Geheimnis AUFGEHÄNGT	17.	19 Johann AUFGEHÄNGT
18.	KdF.-Theatergemeinde Heinrich und Anna 19—22 1/2 Uhr	18.	KdF.-Theatergemeinde 19 1/2 Kollege kommt gleich Ende 21 3/4 Uhr	18.	KdF.-Theatergemeinde 20 Johann Ende 22 1/2 Uhr
ZUM 30. MALE		ZUM 30. MALE		Für die Wehrmacht	
19.	Heinrich und Anna 19	19.	19 1/2 Kollege kommt gleich	19.	19 Johann
20.	19 Abendröte	20.	20 Madame Kegels Geheimnis	20.	19 Tageszeiten der Liebe Ende 21 Uhr
21.	Heinrich und Anna 19	21.	19 1/2 Kollege kommt gleich	21.	19 Johann
22.	19 Abendröte	22.	20 Madame Kegels Geheimnis	22.	19 Liebesbriefe Ende nach 21 Uhr
23.	18 1/2 Ein Bruderzwist in Habsburg	23.	19 1/2 Kollege kommt gleich	23.	19 Johann
24.	18 1/2 Ein Bruderzwist in Habsburg	24.	20 Madame Kegels Geheimnis	24.	19 Johann
KdF.-Theatergemeinde		KdF.-Theatergemeinde		KdF.-Theatergemeinde	
25.	Heinrich und Anna 19	25.	19 1/2 Kollege kommt gleich	25.	19 Johann

der geistlichen Stifte führte zur Opposition der evangelischen Reichsstände gegen die Bewilligung der dringend notwendigen Mittel für die Türkenkriege und zur Lahmlegung der einzigen zentralen Reichsbehörde, des Reichskammergerichts, schliesslich zur Sprengung der Reichstage (1609, 1613) und zur Bildung von bewaffneten Parteien, der Union und der Liga.

Hier also, in der Lösung dieser Reichsverfassungsfrage, lag die Aufgabe eines Staatsmannes. Die Katastrophe war nur zu vermeiden, wenn der Kaiser auf der Zulassung der Administratoren bestand und gleichzeitig durch eine zündende nationale Devise – den Aufruf zum Kampf gegen die Türken – die Geister von den innenpolitischen Streitigkeiten ablenkte.

Der Vortragende stellte zum Schluss die Frage, ob es damals eine Persönlichkeit gegeben habe, die die Aufgabe erkannte und den Versuch einer Lösung im angegebenen Sinne erstrebt und die, wenn sie Erfolg gehabt hätte, als ein grosser Staatsmann in die Geschichte eingegan-

gen wäre. Eine solche Persönlichkeit sei der Kardinal Melchior Kiesel, der Direktor des Geheimen Rates des Kaisers, gewesen. Er schilderte den Aufstieg des Mannes als Ratgeber des späteren Kaisers Matthias in dessen Zwist mit seinem Bruder Kaiser Rudolph II., zeigte die geschickte Taktik, die Kiesel anwandte, um den Widerstand des katholischen Hofes gegen sein Entgegenkommen gegenüber den evangelischen Ständen zu überwinden, indem er den Eintritt des Kaisers für seine Erblande in die von Herzog Maximilian von Bayern intransigent geführte Liga durchsetzte und die Kompositionsfrage, d.h. die Frage der Zulassung der evangelisch gewordenen geistlichen Stifte, auf dem Reichstag mit der Sukzessionsfrage, d.h. der Wahl eines Nachfolgers für Matthias aus dem Hause Habsburg, verband. Auch nach dem Prager Fenstersturz versuchte Kiesel noch durch Nachgiebigkeit gegenüber den Forderungen der böhmischen Stände das Unheil zu verhindern und Zeit zur Sicherung der Reichsverfassungsfrage zu gewinnen. Der Vortragende schliesst mit der Schilderung der dramatischen Zuspitzung, die durch die rechtswidrige Verhaftung Kiesel auf Betreiben des späteren Kaisers Ferdinand II. erfolgt, und mit dem Hinweis, dass mit dem Misslingen dieses letzten Rettungsversuchs der Verfall des Reiches unaufhaltbar und eine grossdeutsche Lösung der Aufgabe deutscher Staatswerdung für Jahrhunderte unmöglich wurde.

1028. Sitzung
am 15. Juli 1942

im Hause
des Vortragenden Sauerbruch

Anwesend die Herren Baethgen,
Beck, Diels, Fechter, v. Hassell,
Oncken, Popitz, Schadewaldt,
Spranger, Stroux

Der Vortragende sprach über Paracelsus und die Persönlichkeit des Arztes.

1029. Sitzung
am 29. Juli 1942

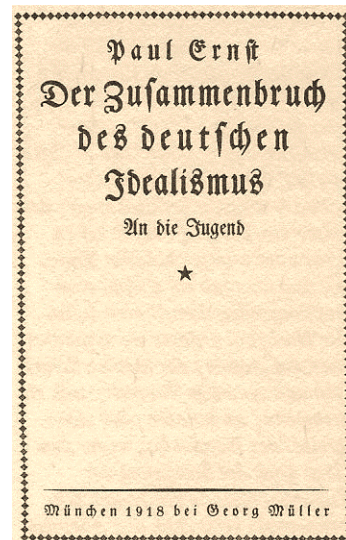
im Hause
des Vortragenden Fechter

Anwesend die Herren Baethgen,
Beck, Diels, v. Hassell, Oncken,
Popitz, Sauerbruch, Schadewaldt,
Spranger, Stroux

Der Vortragende nahm einen Aufsatz Hans Pfitzners im neuesten Band des Shakespeare-Jahrbuches, in dem Pfitzner Shakespeare gegen Angriffe Paul Ernsts verteidigt, zum Anlass, das *Problem des dichterischen Gestaltens*

im Allgemeinen zu erörtern. Paul Ernst geht (in seinem – Zusammenbruch des deutschen Idealismus –) von der These aus, dass es ein Gestalten nicht gibt: der Dichter gibt dem Leser, dem Hörer lediglich abgekürzte Anweisungen zur Belebung seiner eigenen erinnernden Vorstellungen. – Wir können seelische Vorgänge weder darstellen noch erkennen. – Die These vom Gestalten sei ein Irrtum, und so sei im Grunde auch Shakespeares Werk und Welt auf einem Irrtum aufgebaut oder zum wenigsten von ihm durchsetzt.

Hinter diesen Vorwürfen steht ein Exaktheitsideal, das zuletzt auf die naturalistischen Anfänge Paul Ernsts zurückgeht. Gestalten ist ihm identisch mit dem Abbilden des Wirklichen: Die wirkliche Problematik des dichterischen Vorgangs bleibt ausserhalb der Diskussion. Der Dichter gibt nach seiner Betrachtung lediglich Schauweisungen für das Mitgestalten von Menschen, die als Voraussetzung bereits ihre Erfahrungen mitbringen – genau wie die Maler es tun, deren Bilder zur Wirkungslosigkeit verurteilt sind, sofern der Betrachter seine Mitarbeit verweigert. Der eigentliche Problembereich des Gestaltens tut sich erst weit jenseits dieser bewussten



Haus Fechter, Berlin-Lichtenrade,
Waldweg 32
(heute Franziusweg 48)

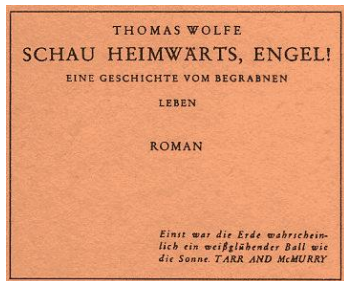
Es war Brauch geworden, da der Abend in Lichtenrade jeweils die Reihe der winterlichen Zusammenkünfte beschloss, dass er in den Juni oder Juli gelegt wurde. Die Friedensgewohnheit der festlichen Tafel mit drei Gängen war bereits im ersten Kriegsjahr gefallen: jeder der Gäste brachte jetzt ein Päckchen mehr oder weniger belegter Brote mit übergab sie diskret dem empfangenden dienstbaren Geist. Die Hausfrau ordnete sie appetitreich auf grossen oder kleinen Schüsseln und spendete ihrerseits, was sie vermochte, an Salaten oder süsser Speise: der Wandel hat weder dem Geist noch der Stimmung der Zusammenkünfte geschadet. Ich meinerseits versuchte, den Abenden bei mir etwas sommerfestliches zu geben: was auf dem Gebiete des Essens unter dem Druck der Zeit ausfallen musste, ersetzte ich, solange es ging, auf andere Weise und auf anderen Gebieten mit dem Ergebnis, dass über der Erinnerung an diese Abende der Glanz einer Fröhlichkeit liegt, in dem Sommer und freundschaftliches Beisammensein, halb ländliche Einfachheit und das Leuchten letzter grosser Geisteskultur sich zu untrennbarer Einheit verwoben haben.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

Randbezirke des Schaffens auf, da, wo die Regionen des Irrationalen, der nicht mehr definierbaren Kraft der Substanz beginnen. Der Dichter gestaltet im Grunde nicht mit Einzelzügen, sondern indem er seinen Menschen diese seine innerste Kraft ebenso mitgibt wie der Schauspieler den seinigen. Indem er sie von seinem Blut trinken lässt, bekommen sie die geheime Kraft des Daseins, über die wenig auszusagen ist, weil sie zu den letzten Geheimnissen des Lebens gehört – in der Dichtung wie in der Realität. Paul Ernsts Auflehnung gegen die Möglichkeit des Gestaltens beruht vielleicht auf der instinktiven Erkenntnis der Tatsache, dass ihm diese Substanz, er nennt sie einmal die schöpferische Frömmigkeit, im Grunde fehlt.

Diese erste Seite des Problems steht unter der Aufgabe der Verwirklichung: Es gilt Gestalten der Phantasie mit der Wucht der Realität zu versehen. Über ihr erhebt sich als zweite entgegengesetzte Phase die der Entwirklichung des Stoffes im Werk, die Aufgabe, die der alte Corinth einmal dahin formulierte: – Das Schwerste ist Unwirklichkeit üben. – Es gehört zu den Geheimnissen des Gestaltens, dass blosser Wirklichkeit für sich allein unwirksam bleibt, selbst in der Beschreibung, erst wenn sie eingegangen ist in die Seele des Gestaltenden, in sein Gefühl, seine Substanz erhält sie ihre Wirkungskraft. Man erlebt das sehr deutlich bei Stifter im Schneesturm bei den Lakerhäusern, bei Lichtenberg in der Beschreibung von Garricks Hamlet. In der modernen Literatur haben die angelsächsischen Nationen diese Entstofflichung der Materie am weitesten vorgetrieben. Der Ulysses von Joyce ist ein Beispiel, die neue Odyssee der Psychoanalyse in 24 Homer genau entsprechenden Gesängen, das nächste an der äusseren Realität erwiesene ist das Romanwerk Thomas Wolfes, der die Wirklichkeit steigend auflöst in die grossartig gestaltete Überwirklichkeit einer Sprache, die noch mehr Form wird, als die gelehrte Homerparallele von Joyce. Die amerikanische Literatur hat in einem Menschenalter den Weg vom Naturalismus bis zur völligen Vergeistigung der Materie durchlaufen: Am Beginn steht Frank Morris mit seinem – Oktopus –, dem Epos des Weizens, am vorläufigen Ende steht Wolfe mit seinem – Schau heimwärts Engel –, stehen Faulkner und Thornton Wilder!

Diese Entstofflichung ist der erste Schritt zur Vergeistigung, wie ihn Goethe vom Goetz bis zur Natürlichen Tochter ging, die jeder Wirklichkeit entzogen vielleicht das reinste Beispiel gesteigerter Klassik ist. Faust geht ebenfalls diesen Weg, und zwar in voller Klarheit, von der gestalteten Realität des Urfaust bis zur vergeistigten



Entwicklung aller Vorgänge im Gleichnis. Im Urfaust sprechen Gestalten des Lebens; im zweiten Teil spricht nur noch der dichtende Mensch jenseits aller objektiven Realität. Diese Wandlung scheint allgemein zu sein, man trifft sie bei Grillparzer, in der Libussa, im Bruderzwist und man trifft sie ebenso bei den Heutigen, beim Naturalismus, bei Hauptmann, dessen Pippa von der Realisierung des Realen bis zur Verwirklichung nur noch des inneren Seins, der Visionen, Wünsche, Hoffnungen und Träume reicht, die der dichtende Mensch, vielleicht schon von den Vorfahren, den Müttern ererbt, im Unbetretbaren der Seele in sich trägt.

Damit ist das Problem des Gestaltens an seinem tiefsten Punkt angekommen: Die Szene, in der Faust zu den Müttern hinabsteigt, gibt die letzte Einsicht in das Geheimnis des Bildens. Hier steigt der dichterische Mensch selbst hinab zu den Müttern, deren Schatten und Erbe in seiner Seele lebt: Der Mensch, dem ein Gott zu sagen gab, was er dort findet, erweckt das Ahnengut empfangenen letzten Lebens mit seinem Blut zu neuer Wirklichkeit, zu einer nicht nur mathematisch-physikalisch bedingten Wiederkehr des Gleichen: Was wir Gestaltung nennen, ist zum grossen Teil wenigstens eine der Formen, in denen das seelisch-geistige Erbe der Vorwelt mit dem Blut empfangen aus eben diesem Blut als Vision, Traum, Mythos, Dichtung von Neuem Gestalt, Realität auch für die bekommt, denen der Weg zu den Müttern verschlossen ist. Aus Hölderlins Seele klingen wirklich die Stimmen der Griechen und nicht nur die seiner Tübinger klassischen Bildung; unter Kleists Penthesilea brodeln eine Welt, die tiefer hinabreicht als die Wurzeln der Napoleonszeit. Das stärkste Beispiel zu dieser Seite des Problems der Gestaltung gibt Jeremias Gotthelf. Er baute im Gestalten, wie sein Biograph Muschg gezeigt hat, die biologischen Schichten seiner Seele ab, bis er auf völlig natürliche Weise in der letzten Tiefe seiner Erinnerungs- und Vorstellungswelt angekommen war. Der aufschlussreichste Beitrag seines Werks für dieses Gestalten im Hinabsteigen zu den sonst gestaltlosen Vorstellungen und Traumreichen in der eigenen Seele ist die Geschichte vom jungen Ritter Kurt von Koppigen; neben ihr steht der Druide, in dem die Geschichte zu einer bildhaften Wirklichkeit kommt, wie sie nur aus letzter Eidetik des innersten Besitzens wächst. Das dichterische Individuum wird hier auf eine geheimnisvolle Weise Funktionär des Gedächtnisses für alle. Das Gestalten bekommt einen transzendenten Sinn: Es wird Organ der Wiederverwirklichung von längst entwirklichtem Erinnerungsgut, das zu – erinnern – Fluch und Gnade eben der dichterischen Menschen ist.

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

1.8.42

Ich habe seit mehreren Monaten keine Aufzeichnungen machen können, weil mir Ende April 1942 gewisse Nachrichten, die ich erhielt, gesteigerte Vorsicht zur Pflicht machten. Der ganze Vorfall beweist von Neuem eine Reihe von Symptomen der heutigen Lage: 1. den, im Gegensatz zum Weimarer System, absoluten Machtwillen der heutigen Gewalthaber; 2. die von ihnen angewandte Tschekamethode; 3. ihre Minderwertigkeitskomplexe gegenüber der – Oberschicht –; 4. ihre instinktive Abneigung gegen jede wirkliche Persönlichkeit; 5. die Tatsache, dass jede Opposition und jede Kritik auch aus den deutschen Motiven als strafwürdiges Verbrechen angesehen wird; 6. folglich zitternde Angst vor allen Leuten. Nach den beglaubigten Nachrichten liegt eine unmittelbar gegen mich und auch gegen Ilse gerichtete Abneigung Hitlers vor. Nach der ganzen Entwicklung, die dieser Mann genommen hat, muss ich das als eine Ehre ansehen.

Oktober 1942

Juli 1943

1030. bis 1045. Sitzung

Zeittafel 1942/1943

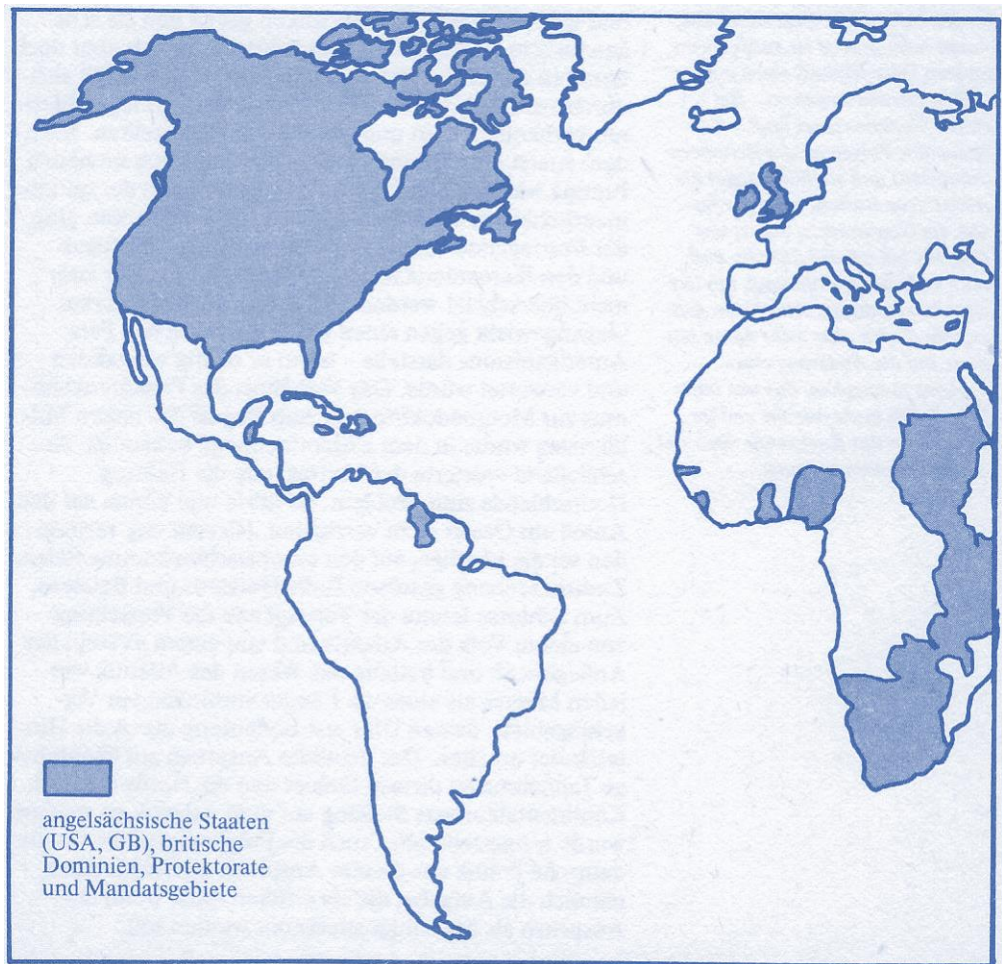
- 3. November El Alamein; Beginn des Rückzugs in Nordafrika.
- 22. November Die 6. Armee wird im Raum Stalingrad eingeschlossen. Hitler verbietet den Ausbruch.
- 14.-25. Januar Konferenz von Casablanca: Roosevelt verlangt von Deutschland die – bedingungslose Kapitulation – und erschwert dadurch den geheimen Kampf der Widerstandsgruppen gegen Hitler.
- 31. Januar Generalfeldmarschall Paulus kapituliert im Südkessel von Stalingrad. Untergang der 6. Armee.
- 18. Februar Goebbels verkündet den – totalen Krieg – . Die Geschwister Scholl und ihre Freunde rufen in Flugblättern zum Widerstand gegen den Unrechtsstaat auf. Sie werden verhaftet und am 22. Februar hingerichtet.
- 13.-21. März Verschiedene Attentate auf Hitler misslingen.
- 19. April – Mitte Mai Warschauer Gettoaufstand. Über 50'000 Juden finden den Tod.
- 5.-13. Juli Letzte deutsche Offensive im Osten. Beginn der Abwehrschlachten und Rückzüge.
- 10. Juli Die Alliierten landen auf Sizilien.
- 25. Juli Mussolini tritt zurück; der König lässt ihn verhaften.

1031. Sitzung
am 11. November 1942
im Hause Popitz
Vortragender: v. Hassell

Anwesend die Herren Baethgen,
Beck, Diels, Fechter, Heisenberg,
Oncken, Penck, Popitz,
Sauerbruch, Schadewaldt,
Spranger

Der Vortragende sprach über den politischen Begriff des – neuen Mittelmeers –, der in der angelsächsischen Publizistik neuerdings auf den Nordatlantik angewendet wird.

Ausgehend von dem Worte Theodore Roosevelts, dass auf die mittelmeerische Epoche die atlantische gefolgt sei, die wiederum von der pazifischen abgelöst werden würde, erörterte er kurz Wahrheit und Irrtum, Wortsinn und Hintergedanken dieser Behauptung. In neuester Zeit



Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

13.11.42

Immer tieferer Barometerstand in Berlin. Es wird immer klarer, wie richtig es war, den Generälen zu sagen, dass eine Systemänderung zurzeit eines noch ungeschlagen dastehenden Deutschlands erfolgen müsse. Jetzt ist es schon höchst zweifelhaft, ob die Gegenseite überhaupt noch geneigt ist, auch einem andern Deutschland einen passablen Frieden zu geben... Bei einem Systemwechsel muss man heute üble Folgen an der Peripherie (Südosten) und vielleicht sogar ein Abspringen Italiens ins Auge fassen. Im Gegensatz zu Popitz und anderen bin ich der Ansicht, dass man vorher alles tun muss, um letzteres zu vermeiden. Alle üblen Aussichten dürfen aber nicht daran hindern, auf die Änderung eines Systems loszugehen, das uns innerlich täglich mehr ruiniert und im Übrigen für das Kriegsende noch viel üblere Chancen bedeutet.

habe, beschleunigt durch den gegenwärtigen Krieg, in England wie in USA die Vorstellung von ihrer Solidarität und von einem über den Rahmen des britischen Reichs hinausgehenden, um den Atlantik als neues Mittelmeer gesammelten Commonwealth als politisches Ziel Boden gewonnen. Der Vortragende untersuchte an typischen [?] Beispielen den Begriff – Mittelmeer – und seine Anwendbarkeit auf den Nordatlantik, die keineswegs von der Hand zu weisen ist. Um so notwendiger sei es, die unter dem Schlagwort verhüllten angelsächsischen Bestrebungen unter die Lupe zu nehmen. Zunächst erörterte er dann die in England und USA selbst über diese Frage bestehenden verschiedenartigen Auffassungen, nämlich sowohl das starke Zusammenwirken, wie andererseits das englische Misstrauen gegen den anmassenden – Erben – und die amerikanischen Bedenken gegen den als sehr geschwächt angesehenen Paktgenossen. Indem aber doch inmitten dieser Zweifel der Gedanke der Solidarität sich durchzusetzen scheint, sei zu fragen, welche Gegenfaktoren vorhanden seien und wie sie sich dazu stellten. Nachdem zuerst die Stellung Frankreichs und seine im neuen Europa wichtige atlantische Aufgabe – neben der mittelmeerischen im alten Sinn – behandelt worden war, ging der Vortragende auf die Rolle Spaniens und Portugals und den iberoamerikanischen Gedanken ein, der zwar nicht überschätzt werden dürfe, aber doch ein starkes Gegengewicht gegen einen gleichmacherischen Pan-Amerikanismus darstelle – wenn er richtig verstanden und verwertet würde. Das Verhältnis des Panamerikanismus zur Monroedoktrin und zum Begriff des neuen Mittelmeers wurde in dem Zusammenhang behandelt. Anschließend erörterte der Vortragende die Haltung Deutschlands zum Problem: Es dürfe und könne auf den Anteil am Ozean nicht verzichten. Hiermit eng verbunden sei die künftige, auf den europäischen kontinentalen Zusammenhang gestützte Rolle Hollands und Belgiens. Zum Schlüsse lehnte der Vortragende die Vorstellung von einem Volk des Atlantik und von einem – Verein der Anlieger – ab und betonte das Wesen des Atlantik wie jeden Meeres als eines die Länder verbindenden Verkehrsgebiets, dessen Ufer erst Bedeutung durch die Hinterländer erhalten. Der deutsche Anspruch auf ebenbürtige Teilnahme an diesem Gebiet und die Notwendigkeit, Kontinentaleuropas Stellung auf dem Atlantik zu wahren, wurde festgestellt, aber auch die Folgerungen, die für die deutsche Politik aus diesem Anspruch zu ziehen seien, nämlich die Aufgabe, die sie erfüllen muss, wenn der Anspruch als berechtigt anerkannt werden soll.

1032. Sitzung
am 25. November 1942
im Hause
des Vortragenden Beck

Anwesend die Herren Diels,
Fechter, v. Hassell, Oncken,
Penck, Popitz, Sauerbruch,
Schadewaldt

Der Vortragende behandelte das Thema – Der 29. September 1918 – .

Der Entschluss Hindenburgs und Ludendorffs, den Krieg durch ein Friedens- und Waffenstillstandsangebot zu beenden, ist in Spa am 28.9. abends gefasst worden. Ludendorff war hierbei und in der Folge der Treibende. Am 29.9. hat sich dann der Aussenminister dem Entschluss widerspruchslos gefügt und der Kaiser ihn genehmigt; der Reichskanzler trat zurück.

Der Vortragende brachte zuerst den äusseren Hergang der Entschlussfassung vom 28.9. – nach Ludendorff – in Erinnerung. Ihre Beweggründe müssen abgeleitet werden aus der Kriegslage, aus der militärischen und politischen Vorgeschichte des Entschlusses und aus Begründungen Ludendorffs in seinen Kriegserinnerungen. Zur Würdigung des Entschlusses gehört auch der ungewöhnliche Druck der O.H.L. auf seine Durchführung, nachdem er gefasst war. Die historische Kritik muss weiter aussholen, die tieferen Ursachen des Entschlusses klarzustellen suchen und seine Folgen berücksichtigen.

Am 29.9. befand sich die ganze Westfront vom Kanal bis zur Maas in einer gewaltigen Abwehrschlacht. Sie hatte am 26.9. begonnen mit einem Angriff gegen ihren Südtail, am 27.9. gegen ihre Mitte, am 28.9. gegen ihren Nordteil. Vorausgegangen waren ihr schwere Abwehrkämpfe, in der Hauptsache zwischen Arras und Soissons: Am 8.8. hatte die zweite Armee östlich Amiens eine ernste Niederlage erlitten. Ihre Wirkung hatte bei sich verbreiterndem feindlichen Angriff allmählich, d.h. bis zum 8.9., zur Zurücknahme der Front in die Siegfried-Stellung geführt; der Kimmel-Bogen war aufgegeben worden; am 12.9. auch der St. Mihiel-Bogen gegen die Amerikaner verlorengegangen.

Erst Anfang September hatte die O.H.L. den Ausbau strategischer rückwärtiger Stellungen angeordnet: die Hermann-Stellung hinter der rechten Hälfte der Verteidigungsfront war bis zum 29.9. nur wenig gefordert worden. Dagegen befand sich die schon 1917 ausgebaute Hunding-Brunhild-Stellung hinter der linken Hälfte jener in guter Verfassung; dsgl. war die Michel-Stellung hinter dem verlorengegangenen Mihiel-Bogen schon vorhanden und ebenfalls stark. Für den beim Beziehen rückwärtiger Stellungen vorher notwendigen Abschub war dagegen bis zum 29.9. noch nichts Durchgreifendes gesche-

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

26.11.42
Weiterer Barometersturz. Stalingrad fangt an, eine Rolle wie Verdun zu spielen.

Tiefer und umfassender noch legt man die Wurzel des 29. September und seine Folgen vielleicht bloss, wenn man sich eines geschichtspphilosophischen Bildes Friedrich Meines bedient, das er in der Einleitung eines seiner Werke gebracht hat und mit dem die Ausführungen über jenen Tag geschlossen werden sollen:

– Auf ein volles Glas können noch manche Tropfen aufgeschüttet werden, ohne dass es überläuft. Sie bilden dann eine Wölbung über dem Glase. Einmal aber kommt der Moment, wo es die hinzussessenden Tropfen nicht mehr aufnimmt, sondern überfließt, und nun fließt merkwürdigerweise nicht nur der letzte Tropfen, sondern die ganze Wölbung ab. Das ist das berühmte Phänomen der Planckschen Quantentheorie. Das geschichtliche Leben bildet Analogien dazu. Lange können die Kräfte einer bestimmten Entwicklung langsam wachsen und zu einer bestimmten Entscheidung drängen, ohne dass es doch zu ihr kommt. Sie scheint dabei überreif zu werden, sie erfolgt auch schliesslich. Nun gehen auch die Wirkungen des letzten Tropfens, die sie auslöste, weit über seine ursprüngliche Bedeutung hinaus, und es kann im Weiteren Fortgänge dieser Wirkungen zu ungeahnten Katastrophen kommen. –

Ludwig Beck, Studien

Rein historisch ist wohl am ertragreichsten die Studie über den Nervenzusammenbruch Ludendorffs im September 1918. Ich erinnere mich, dass sich daran – entgegen den Gewohnheiten der Mittwochs-Gesellschaft – eine lebhaft Debatt anknüpfte. Sauerbruch vertrat nämlich die Ansicht, dass bei Ludendorff eine basedowide Anlage zum Durchbruch gekommen sei, als 1914 der Sturm auf die Festung Lüttich nicht glatt zu gehen schien (Stegemann, Geschichte des Krieges, Band 1, 108). In dem ganzen Feldzuge habe er dann die aussergewöhnliche Erregbarkeit und schwankende Gemütsverfassung gezeigt, die für die Basedowkranken charakteristisch ist. Beck behandelt Ludendorff immer achtungsvoll. Aber man kann nicht verkennen, dass er dem – grossen Gegner – Foch beinahe mehr menschliche Sympathie entgegenbringt. Verwandtes Meistertum erkennt sich auch in der kriegerischen Begegnung gegenseitig an.

Eduard Spranger, Generaloberst Beck in der Mittwochs-Gesellschaft

Um die Jahreswende 1942/43 kam Generaloberst Beck zu mir in die Charité. Er war krank. Ich stellte fest, dass er an einem Krebs litt. Eine grosse Operation war angezeigt, um die Geschwulst zu entfernen. Ich nahm sie auf meiner Privatstation in der Charité vor. Kaum konnte er wieder sprechen, fand ich bei meinen Visiten sein Bett von anderen Generälen umlagert. Ich dachte an die Gespräche am Kamin. Auch unsere Freunde aus der Mittwochs-Gesellschaft gaben sich zum Besuch bei Beck die Türklinke in die Hand. Auf diese Weise konnte Beck sich nicht erholen. Meine Frau Margot

hen. – Die Ersatzlage war sehr ernst. Der U-Bootkrieg hatte gegen die amerikanischen Verstärkungen versagt. Die feindliche Tanküberlegenheit war nicht mehr einzuholen.

Schlimmer lagen die Verhältnisse auf den übrigen Kriegsschauplätzen. Österreich-Ungarn war am Ende seiner Kraft und hatte am 14.9. zwecks Friedensföhlungnahme eine Aufforderung an alle kriegführenden Staaten erlassen. Die bulgarische Front in Mazedonien war am 15.9. durchbrochen worden. Das bulgarische Heer gab den Kampf auf. Am 25.9. war ein bulgarisches Waffenstillstandsersuchen an die Entente bekanntgeworden. Die türkische Front in Syrien war am 19.9. zusammengebrochen und die Türkei überdies jetzt auch vom Balkan her bedroht. Ausreichende Reserven zur Stützung dieser Kriegsschauplätze standen nicht mehr zur Verfügung.

Während die West-Ereignisse eine tiefe moralische Wirkung auf die Verbündeten ausgeübt hatten, war die deutsche Kriegsleitung durch sie in ihrer politischen und militärischen Einstellung vorerst nicht nachhaltig beeinflusst worden. Erst der 8.8. hatte einen gewissen Umschwung der Auffassung gebracht. Aber der Kronrat in Spa am 14.8. hatte im Grunde alles beim alten gelassen. Erst am 9.9. hatte sich die O.H.L. mit einer Friedensvermittlung durch eine neutrale Macht *ohne Aufschiebung* bereit erklärt. Doch war bis zum 29.9. in dieser Hinsicht so gut wie noch nichts geschehen. Innenpolitisch mussten Friedensverhandlungen zu einer Regierungsveränderung auf breiter Basis föhren; die O.H.L. konnte darüber kaum im Zweifel sein.

Nach Ludendorff waren die Gründe für den Entschluss vom 28.9. nachfolgende: Untätigkeit der Reichsregierung, Absicht, den Verbündeten ihre schwere Lage zu erleichtern (die rasches Handeln verlange, nicht die Westlage), Aussicht, in Wilson einen geeigneten Mittler zu finden, aber Absicht, bei unerträglich Bedingungen weiter zu kämpfen, wozu nur die O.H.L. Heer und Volk vereinigen würde.

Der Vortragende schilderte dann die Verhandlung mit Hintze in Spa am 29.9., ihr Ergebnis, den Vortrag beim Kaiser, die Rückreise Hintzes nach Berlin mit dem begleitenden Major von dem Bussche, die Besprechung Ludendorffs mit dem Abteilungschefs am Abend zur Klarstellung seiner Haltung, die Stimmung in der Operationsabteilung des O.H.L., in der Umgebung des Kaisers und anderer. Eingehend wurde der ungewöhnliche Druck, vor allem Ludendorffs, tageweise auf die Reichsregierung bis zum 7.10. zwecks Absendung der Note an Wilson verfolgt

und die Diskrepanz zwischen der Auffassung Ludendorff-Hindenburg und dem neuen Reichskanzler Prinz Max von Baden gekennzeichnet, schliesslich wie allmählich die Stellen wechselten, indem die Reichsregierung an dem widerwillig einmal beschrittenen Weg festhielt, während Ludendorff und Hindenburg immer mehr von ihrer Haltung vom 29.9. abrückten.

Der Vortragende bezeichnete den 29.9. als einen schwarzen Tag der deutschen Führung. Die Ursachen, die ihn möglich werden liessen, liegen weit zurück. Die günstige militärische Lage nach dem Zusammenbruch Russlands und vor der Frühjahrsoffensive 1918, ferner die Lage nach ihr und nach der Offensive vom 27.5.1918 war politisch nicht ausgenutzt worden. Auch nach der missglückten Offensive vom 15.7. war keine militärische und politische Umstellung erfolgt, auch nichts grundsätzlich anderes nach dem 8.8. und bis zum 29.9.1918. Durch persönliche Erinnerungen wurde belegt, dass es sich mit diesem Urteil nicht nur um ein solches post eventum handle. Spätestens nach dem 18.7., dem entscheidenden Anfangsangriff Fochs musste man sich ein bescheideneres Kriegsziel stecken und Strategie und Taktik in dessen Dienste stellen. Die Politik musste alles daransetzen, den Abschluss des Krieges rasch herbeizuführen, die Kriegführung eine weise Ökonomie der Kräfte betreiben. Beide haben die Dinge im Grunde jedoch unverändert bis zum 29.9. treiben lassen. Trotzdem rechtfertigte an diesem Tage weder die Lage an der Westfront noch die auf den anderen Kriegsschauplätzen das Friedens- und Waffenstillstandsangebot. Bei sofortigem Übergang zu elastischer Abwehr im Westen – zunächst bis zur Antwerpen-Maas-Stellung – bestand durchaus auch am 29.9. für die O.H.L. die Möglichkeit, sich einer etwaigen militärischen Katastrophe zu entziehen und der Politik Zeit zum Handeln zu verschaffen. Nunmehr war es die O.H.L., die alle Trümpfe aus der Hand gab.

Die persönliche Schuldfrage wurde nur kurz gestreift, da den Rahmen des Vortrags übersteigend, aber doch das Urteil dahin abgegeben, dass, so umstritten vieles ist und innerhalb der weiter lebenden Generation auch bleiben wird, für die Folgen des Schrittes vom 29.9. in erster Linie Ludendorff und Hindenburg verantwortlich sind – mit einem Hinweis auf Prinz Max-, nicht andere, wenn sie auch Fehler begangen haben mögen und der Lage nicht gewachsen waren. Im tiefsten Grund hat der 29.9. nur das vorgeschrittene Stadium einer schon lange nicht mehr gesunden, überreifen Entwicklung geoffenbart, die zu einem für Deutschland guten Abschluss nicht mehr zu bringen war, allerdings auch keineswegs in eine politische

und ich machten daher kurzen Prozess mit ihm, holten ihn aus der Charité heraus und brachten ihn auf Margots Gut nach Gross-Röhrsdorf bei Dresden. Wir versuchten, seinen Aufenthalt geheim zu halten. Es gelang uns jedoch nicht. Generäle, Offiziere und Politiker fanden den Weg zu ihm. Das Haus füllte sich mit einer Geschäftigkeit, die uns unheimlich wurde. Ich mischte mich nicht ein.

Ferdinand Sauerbruch, Das war mein Leben

Die Lücke im Jahre 1943 erklärt sich daraus, dass Beck unseren Zusammenkünften sehr lange fernbleiben musste. Wegen eines bössartigen Darmleidens unterzog er sich bei Sauerbruch einer Operation, der die in solchen Fällen notwendigen Nachoperationen folgten. Diejenigen unter uns, die insgeheim den kommenden Mann in ihm erblickt hatten, fanden dadurch ihre Hoffnungen schmerzlich in Frage gestellt. Denn selbst bei einer völligen Genesung war kaum zu erwarten, dass ihm die Durchführung einer entscheidenden Aktion noch möglich sein würde. Als ich den Rekonvaleszenten einmal in der Charité besuchte, hatte er einen erheblichen Apparat von Büchern um sich, der den Schluss nahelegte, daJ3 er mit einer grösseren Arbeit beschäftigt wäre. Nicht viel später zeigte sich, wie gut die Heilung gelungen war. Denn als wir beide nach einer Sitzung allzulange im lebhaften Gespräch von der Haltestelle hin und hergegangen waren, sah ich ihn dem fahrenden Omnibus nacheilen und behende auf ihn aufspringen.

Eduard Spranger, Generaloberst Beck in der Mittwochs-Gesellschaft

und militärische Katastrophe auszumünden brauchte, wie sie dann tatsächlich bald eingetreten ist.

1033. Sitzung
am 9. Dezember 1942
im Hause
des Vortragenden Diels

Anwesend die Herren Baethgen,
Beck, v. Hassell, Heisenberg,
Jessen, Penck, Popitz,
Sauerbruch, Spranger

Der Stillste unter den Männern der älteren Generation war Ludwig Diels, der Direktor des Botanischen Gartens...

Er war das einzige Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft, das ihr bereits als Vertreter der zweiten Generation angehörte. Sein Vater Hermann Diels, dem wir die Vorsokratiker verdanken, genoss in früheren Jahrzehnten den Ruhm, einer der fleissigsten und häufigsten Vortragsredner des Kreises zu sein... Was er in der Mittwochs-Gesellschaft an Vorträgen hielt, ob er über die biologischen Grundlagen der Species sprach oder über die botanischen Fundamente der Ernährungswirtschaft des Menschen, über die Leistungen des Abendlandes zur Erschliessung der malaiischen Flora oder über Wesen und Wirken des Blütenstaubes – immer hörte man einen Mann, der ebenso um die Gräser zwischen den Pflastersteinen wie um die Welt wusste und das Besondere nur als Zugang zum Ganzen nahm. Er war ein Gelehrter von Weltruhm; er muss zugleich ein Mensch mit Wärme und Beziehung auch zu seiner weiteren täglichen Umgebung gewesen sein.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten

Der Vortragende sprach über: *Botanische Grundlagen der Ernährungswirtschaft der Menschheit*. Es wurde daran erinnert, dass zwar alle grünen Pflanzen befähigt sind, mit Hilfe der Sonnenenergie organische Nährstoffe zu bilden, dass aber nur wenige davon geeignet sind, den Menschen zu ernähren. Denn meistens liegen jene Stoffe geborgen im Innern der Zellen und sind abgeschlossen hinter Zellwänden aus Zellulose. Brauchbar zur Nahrung sind daher nur solche Pflanzenteile, die nachgiebige oder leicht verletzbar Wände haben. Diesen Vorzug bieten vor allem die sogenannten Speicherpflanzen mit ihren dünnwandigen, stoffreichen Geweben in Knollen bzw. Samen. Der Vortragende gab einen Überblick, wie die Vegetationszonen der Erde ursprünglich mit solchen Speicherpflanzen versehen sind. Er betonte, dass die in so üppigem Pflanzenwuchs prangenden tropischen Waldgebiete enttäuschend arm sind als Nahrungsräume, und weist auf den armseligen Zustand der Urwald-Primitiven hin, in dem sich jene Kargheit der Lebensmittel spiegelt. Schmale Linien besserer Versorgung bilden in den grossen Hylaen des Tropengürtels nur die Flusstäler mit ihren wechselreicheren Rändern. Wasserpflanzen wie Seerosen, Reis, Bananen sind dort die Gegenstände einfachsten Anbaues; auf sie gründen sich die noch punktförmig zerstreuten und unsteten Ansiedelungen des Tropen-Menschen. Der Vortragende verfolgte, wie in dem stärker periodischen Klima der Monsun- und Steppenländer der Vorrat nahrhafter Speicherpflanzen zunimmt, und wie sich besonders dort, wo dauerndes Wasser verfügbar bleibt, wie am Nil, Ganges, den chinesischen Strömen, Kerne des Ackerbaus und der Menschen-Verdichtung bilden. Demgegenüber wird in den höheren Breiten die naturgegebene Lage wieder schwieriger. Die grossen Waldländer von Europa nördlich vom Mittelmeer, von Nordasien und von Nordamerika sind nicht gesegnet mit nährstoffreichen Gewächsen; selbst die Früchte an den Bäumen, den Nadelhölzern, Eichen, Birken usw. bieten wenig; man versteht, dass diese riesigen Räume so lange menschenarm geblieben sind. Wir wissen zwar, dass stel-

lenweise schon in der jüngeren Steinzeit dort Getreide gebaut wurde, aber erst vor kaum zweitausend Jahren begann der Aufstieg in diesen Gebieten, indem die Menschen des Nordens fremde Erfahrungen zu verwerten lernten und erst langsam, dann immer stürmischer durch Wissenschaft, Technik und Verkehr die Ernährungswirtschaft der Erde auf neue Bahnen lenkten. Auch diese Wendung beruht im letzten auf der Leistung der Pflanze, die gewaltige Vorräte von Energie der Sonne fossiliert aufgespeichert hat in der Kohle und den Ölen. Die Betrachtung schloss deshalb mit der Frage, ob es dem Menschen beschieden sein werde, sich von der Pflanze unabhängig zu machen und sich Nährstoffe durch andere Formen der Energie zu verschaffen.

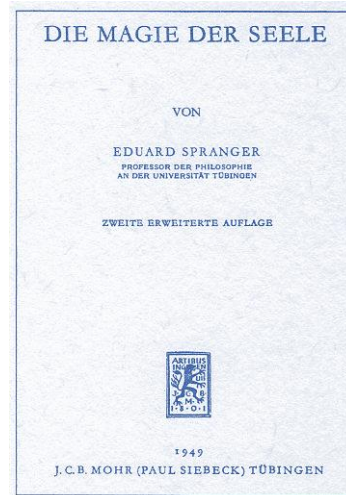
1035. Sitzung
 am 6. Januar 1943
 im Hause
 des Vortragenden Spranger

*Anwesend die Herren Beck,
 Diels, Fechter, v. Hassell,
 Heisenberg, Pinder, Popitz,
 Sauerbruch, Schadewaldt,
 Stroux*

Der Vortragende behandelte das Thema – Die Schicksale des Christentums in der modernen Welt – .

Mindestens seit der Aufklärung beobachtet man einen fortschreitenden Abbau der christlichen Glaubensüberzeugung. Es soll die Hypothese gemacht werden, dass das wichtigste ideologische Fundament des Abendlandes einen zeitüberlegenen Wahrheitskern besitzt und dass er von vielen modernen Menschen nur nicht mehr *verstanden* wird, weil sich die Bewusstseinsverfassung grundlegend geändert hat, aus der heraus man sich die wesentlichen Zusammenhänge der Welt zurechtlegt. Die Geschichte des Christentums zeigt, dass man es schon in sehr verschiedene Bewusstseinsverfassungen übersetzt hat, gleichsam in verschiedene, jeweils zeitgemässe – Sprachen – .

Der erste Teil des Vortrages gab einen gedrängten Überblick über die fünf wichtigsten Formungen dieser Art. 1) Die Urform des Christentums entspricht der damals noch weithin herrschenden *magischen* Denkweise. Unmittelbares Eingreifen Gottes in die Welt, Verwandlung Gottes in einen Menschen, äussere Wunder, Sprache Gottes zu dem Menschen bedeuten damals nichts Unerhörtes. 2) Die zweite Gestalt des Christentums ist seine Umgiebung in wissenschaftliche Formen; am nächsten liegt uns das *rationale* Christentum der Aufklärung. Hier Kritik der historischen Offenbarung durch die Vernunft,



Der Vortrag – Schicksale des Christentums in der modernen Welt – stammt aus einer kleinen Berliner Mittwochs-Gesellschaft, die 1944 durch das tragische Schicksal einiger ihrer hervorragendsten Mitglieder auch weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Was ich dort am 6. Januar 1943 ausgeführt habe, ist jedoch für den Druck erheblich erweitert worden. Mit Bewegung gedenke ich der edlen ermordeten Männer, denen ich diese Gedankengänge zuerst entwickeln durfte.

Eduard Spranger, Die Magie der Seele. Aus dem Vorwort zur 1. Auflage

Beseitigung der äusseren Magie, Beschränkung des Glaubensgehaltes auf das, was vor dem Ordnungsdenken standhält. 3) Eine besondere Weiterbildung dieses Deismus ist das *moralistische* Christentum: Jesus ein menschlicher Tugendlehrer oder die praktische Vernunftidee des reinen, heiligen Menschen. Auch hier wird das Historische sekundär gegenüber der Kritik vom Gewissen her. 4) Einen starken Rückschlag bedeutet das *spekulative* Christentum (z.B. Fichte und Hegel). Eine höhere dialektische Vernunft erkennt in den Glaubensgehalten ewige Wahrheiten, die nur in Mythen eingekleidet waren. Sogar die Lehre von der Dreieinigkeit bleibt als Ausdruck des ewigen Weltprozesses bestehen: Enttäuserung Gottes an die Natur (Sohn), Wiederaufhebung der Trennung durch den Tod des zum Menschen verendlichten Gottes, Rückkehr in Gott durch den Heiligen Geist und die unendliche Liebe. Die Dialektik ist eine wissenschaftlich methodisierte Erneuerung magischer Anschauungen. 5) Das *historistische* Christentum als neue Aufklärungserfrucht geht dagegen auf den historischen Jesus zurück (Bibelkritik). Soweit damit kein Abbau des Glaubens bezweckt ist, entsteht das Missverständnis, als ob der historisch treu aufgefasste Jesus ein ausreichendes Fundament des Glaubens sei, während damit in Wahrheit die ganze Gefahr eines religionsgeschichtlichen Relativismus hereinbricht (v. Harnack, Troeltsch als sein Kritiker).

Im zweiten Teil des Vortrages wurde die Frage aufgeworfen, ob noch eine modernste 6. Sprache möglich sei, in die man heute das Christentum übersetzen müsste. Als Leitfaden wurde die Existentialphilosophie benützt, die vielleicht der neuesten Bewusstseinsverfassung entspricht. Da diese jeder spekulativen Systematisierung abhold ist, käme man auf ein *Christentum der inneren Erfahrung*, das schon im Pietismus und in gewissen Formen der Mystik sein Vorspiel hat. Die Frage ist, ob das religiöse – Urerlebnis –, das auf der ungedachten Schwelle der – Existenz – spielt, mit dem Gehalt des christlichen Glaubens wesensidentisch sei. Die Durchführung dieses Gedankens hat grosse Schwierigkeiten. Denn das unmittelbare Urerlebnis als solches ist unfassbar. Es findet seine Auslegung (objektivierende Darstellung) immer in einem Geisteszusammenhang, der die Mittel liefert, die frommen Gemütszustände im Sinne Schleiermachers auf Aussagen zu bringen. Christliches können diese Aussagen nur enthalten, wenn sie auf Jesus als den Ursprungspunkt der höchsten religiösen Erlebnisse Bezug nehmen, also etwas Historisches mit in sich aufnehmen. Wird dies zugelassen, so ist weiter zu fragen, ob das Urerlebnis durch die christlichen Ausdrucksformen adäquat wiedergegeben

werde, und noch weiter, ob das Urerlebnis immer dasselbe bleibt, das das Christentum meint. Letzteres ist nicht der Fall. Das lehrt die Gestaltenfülle der Religionsgeschichte und Religionspsychologie. Es gibt zahllose, tief religiöse Menschen, deren Frömmigkeit eine andere ist als die christliche.

Wer trotzdem an dem Glauben festhält, das Christentum sei die höchste, ja die absolute Religion, hätte also die Aufgabe, in anderen Menschen solche frommen Grunderlebnisse hervorzurufen, die den christlichen gleich sind. Bei derartigen – Bekehrungsversuchen – versagt aber jede auf psychologische Gesetze gegründete Methode. Der Vorgang ist so geheimnisvoll, dass man von einer *Magie der Seele* reden könnte. Denn wenn auch die äussere Magie endgültig abgetan ist, so bleibt doch im Inneren der Seele Raum für magische Vorgänge. Der Sinn eines solchen Christentums, das auf dem Prinzip der inneren Magie beruht, wurde näher anschaulich gemacht. Die überlieferten Glaubenssätze spielen darin nur die Rolle von Bildern und Gleichnissen für rein innerseelische Prozesse. – Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis –, die wesentlichen Schicksale vollziehen sich ganz im *sentiment intérieur*; es führt auch allein auf den religiösen Sinn der Natur und der äusseren Geschichte.

Zu beweisen ist die – Absolutheit – eines solchen Christentums nicht, und auch die – Universalität – der Kirche ist von ihm aus schwer wiederherzustellen. Es wirkt nur durch Beweise des Geistes und der Kraft, die auch etwas Magisches an sich haben. Wer einer solchen Seelenhaltung begegnet, wird bei günstigen Bedingungen von ihr überwunden, wie sie ihrerseits die Welt überwindet. Die Kraft der Weltüberwindung ist das letzte Geheimnis des Christentums. Wer sie nicht sucht, wird sich in diesem Glaubensbereich fremd fühlen. Die Deutung des Todes und die Haltung zum Tode bleibt also das Entscheidende.

1036. Sitzung
am 20. Januar 1943
im Hause
des Vortragenden Pinder

*Anwesend die Herren Baethgen,
Beck, Fechter, v. Hassell,
Heisenberg, Popitz,
Schadewaldt, Stroux*

Der Vortrag behandelte – in entfernter Gleichheit zu dem vorangehenden des Herrn Spranger – den Wandel des Sinnes der Kunst durch ihre Geschichte. Drei Sätze wurden aufgestellt und in umgekehrter Reihenfolge behandelt:

Genies um 1500

Leon Battista Alberti	1404-1472	Baumeister (Maler, Bildhauer, Dichter, Musiker, Schriftsteller)
Hieronymus Bosch	1450-1516	Maler
Sandro Botticelli	1445-1510	Maler
Bramante	1444-1514	Baumeister und Maler
Lucas Cranach d. Ä.	1472-1553	Maler, Zeichner, Holzschnittentwerfer und Kupferstecher
Philibert Delorme (de l'Orme)	zwischen 1510/15-1570	Baumeister
Albrecht Dürer	1471-1528	Maler, Zeichner, Graphiker (Kunstschriftsteller)
Matthias Grünewald	um 1470/75-1528	Maler
Hans Holbein d.J.	1497-1543	Maler und Zeichner
Leonardo da Vinci	1452-1519	Maler, Bildhauer und Baumeister
Pierre Lescot	1510-1578	Baumeister
Niccolo Machiavelli	1469-1527	Schriftsteller
Michelangelo	1475-1564	Bildhauer, Maler, Baumeister (Dichter)
Andrea Palladio	1508-1580	Baumeister
François Rabelais	um 1494-1553	Schriftsteller
Raffael	1483-1520	Maler und Baumeister
Tilman Riemenschneider	um 1460-1531	Bildhauer und -Schnitzer
Hans Sachs	1494-1576	Dichter
Veit Stoss	um 1440/45-1533	Bildhauer, Kupferstecher und Maler
Tizian	um 1477-1576	Maler

Genies um 1800

Esprit Auber	1782-1871	Komponist
Honoré de Balzac	1799-1850	Dichter und Schriftsteller
Ludwig van Beethoven	1770-1827	Komponist

Lord Byron	1788-1824	Dichter
Gaetano Donizetti	1797-1848	Komponist
Caspar David Friedrich	1774-1840	Maler und Graphiker
Johann Wolfgang von Goethe	1749-1832	Dichter
Francisco José de Goya	1746-1828	Maler, Radierer und Lithograph
Franz Grillparzer	1791-1872	Dichter
Joseph Haydn	1732-1809	Komponist
Friedrich Hölderlin	1770-1843	Dichter
Ernst Theodor Amadeus Hoffmann	1776-1822	Dichter, Komponist, Zeichner und Maler
Jean Auguste Dominique Ingres	1780-1867	Maler und Zeichner
Jean Paul	1763-1825	Dichter
Heinrich von Kleist	1777-1811	Dichter
Leo von Klenze	1784-1864	Baumeister
Friedrich Gottlieb Klopstock	1724-1803	Dichter
Joseph Anton Koch	1768-1839	Maler und Radierer
Carl Gotthard Langhans	1732-1808	Baumeister
Novalis	1772-1801	Dichter
Giacomo Meyerbeer	1791-1864	Komponist
Friedrich Overbeck	1789-1869	Maler
Aleksandr Sergejewitsch Puschkin	1799-1837	Dichter
Christian Daniel Rauch	1777-1857	Bildhauer
Gioacchino Rossini	1792-1868	Komponist
Philipp Otto Runge	1777-1810	Maler (Schriftsteller)
Friedrich von Schiller	1759-1805	Dichter
Karl Friedrich Schinkel	1781-1841	Baumeister, Maler und Bühnenbildner
August Wilhelm von Schlegel	1767-1845	Dichter und Schriftsteller
Franz Schubert	1797-1828	Komponist
Stendhal	1783-1842	Schriftsteller
Bertel Thorvaldsen	1768-1844	Bildhauer
William Turner	1775-1851	Maler
Carl Maria von Weber	1786-1826	Komponist

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

22.1.43

Wenn die Josephs [Generäle] den Ehrgeiz hatten, mit ihrem Eingreifen so lange zu warten, bis klar ersichtlich sei, dass uns der Gefreite in den Abgrund führt, so hat sich dieser, ihr Traum erfüllt. Das Schlimme ist nur, dass auch unsere sichere Voraussicht sich bestätigt hat, es werde dann zu spät und jedes neue Regime eine Liquidationskommission sein...

In unserem inneren Kreise starke Gegensätze bei bisher allzu schwacher Führung durch Beck. Auch schwere Bedenken von verschiedenen Seiten gegen Goerdeler, mindestens als politischen Leiter, dann auch gegen Popitz, dem man frühere bedenkliche Haltung unter Göring sowie finanzpolitische schwere Fehler, endlich allzu langes Mitmachen im System vorwirft...

Ich persönlich halte mich aus den Personenkämpfen möglichst heraus, versuche Beck Korsettstangen einzuziehen und vertrete im Übrigen den Standpunkt, dass die Zahl der Brauchbaren zu gering und die Qualitäten der Genannten zu gross sind.

1. Die Kunst will nicht zu allen Zeiten das Gleiche; sie ist nicht zu allen Zeiten das Gleiche.

2. Die Künste, untereinander verglichen – und zwar schon die bildenden Künste untereinander –, wollen und können auch nicht das Gleiche.

3. *Deshalb* schon herrschen nicht zu allen Zeiten alle Künste gleichmässig, sondern es gibt eine – offenbar gesetzmässige – Verlagerung der Ausdruckszonen.

Zuerst Punkt 3 als am meisten – geschichtliche – Tatsächlichkeit. Das Mittelalter (12./13. Jahrhundert) zeigt uns Kathedralen und Dome: Gesamtkunstwerke unter Führung der Baukunst. Das 19. Jahrhundert zeigt uns das Versagen von Kathedrale und Dom. – Das 19. Jahrhundert hat eine raffinierte Malerei, aber nicht einmal zeit-eigene *Rahmen* für seine Bilder (Rahmen ist ein letzter Rest von Architektur). Das Mittelalter zeigt uns keine Malerei der Netzhautindrücke, aber lauter – Rahmen –: Architektur. – Die Geniezeiten Deutschlands um 1500 und um 1800 zeigen: um 1500 grosse bildende Künstler, um 1800 grosse Dichter und Tonkünstler. Beide Zeiten kennen sogar eine – Romantik –, doch die um 1500 ist ohne philosophische Bewusstheit, dafür augensinnlich und blutvoll, die um 1800 voller Philosophie, aber im Augensinnlichen schwach; jene um 1500 schwach im Dichterisch-Musikalischen, diese um 1800 gerade darin stark. Was 1500 *erscheint*, kann 1800 *erklingen*. Um 1500 führt *Dürer*, um 1800 *Goethe*. – Entsprechende Vergleiche zwischen 15. und 13. Jahrhundert (malerische und plastische Gesinnung), auch zwischen 12. und 13., zwischen 13. und 17. (neben dem Naumburger Meister noch kein Rembrandt, neben diesem kein Naumburger Meister mehr möglich). – Zuletzt: im Mittelalter die Kathedrale, im 19. Jahrhundert die Symphonie. Beethoven im Mittelalter hätte bauen oder meisseln, also gerade nicht Beethoven sein können. Seine Unversetzbarkeit beruht auf der Unversetzbarkeit der *Künste!*

(Punkt 2) *Diese selber wollen nicht das Gleiche!* Gemeinsam ist nur der Wille, Vergängliches zu *bannen*. Unser Sinnesapparat wird in der Kunst aus – Empfänger – zum – Sender –. Die raumkörperliche Welt erfahren wir durch: 1. Ortsbewegung unseres Körpers, 2. Tasten, 3. Sehen. Dem entsprechen die Künste (von Schmarsow zuerst klar gesehen). Das *Bauwerk* ist 3-dimensional, räumlich *und* körperlich, die Statue ebenfalls 3-dimensional, doch nur noch körperlich, das Bild 2-dimensional, das Tonwerk 1-dimensional. Also *Dimensionsverlust* im Wirklichen. Er ist Dimensionsgew/nn im Geistigen. Fällt die 3. Dimension in der Wirklichkeit ab (Gemälde), so ist sie erst geistig erobert. Malerei kann Architektur und Pla-

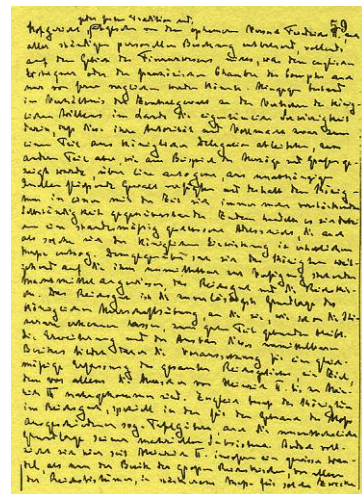
stik, die beide noch zur – Wirklichkeit – gehören, spiegeln – *nicht umgekehrt!* Das in Wirklichkeit dimensionsärmere kann das in Wirklichkeit dimensionsstärkere spiegeln und aufnehmen – nicht umgekehrt (Ausblick in weite Möglichkeiten!). – Daher begreiflich, dass nicht von Rembrandt über Naumburg zu Speyer entwickelt werden kann, sondern nur umgekehrt. Unumkehrbare Richtung heisst nicht einfacher – Fortschritt –, sondern nur: Verlagerung der Ausdruckszonen vom Festen zum Gelösten. Einem architektonischen Zeitalter folgt ein plastisches, diesem ein malerisches, diesem ein musikalisches.

.Wir stehen vor der schwierigen Frage: hier ist ein Ende! Können wir von Neuem anfangen? Welch eine Kunst ist jetzt noch *möglich*? – Sie ist nicht zu allen Zeiten das Gleiche (Punkt 3 – oder 1). Sie ist früher rein magisch, Beute-Bannung, Dämonenbannung. Sie wird in archaischen Hochkulturen schon Götter- und Gottverehrung im Sinn erhöhter Menschlichkeit. Sie ist noch weit entfernt vom – Kunstgenuss – . Höchste Werke der Kunst entstehen, *um da zu sein*, nicht um betrachtet, geschweige denn – genossen – zu werden. (Versteckte Formen, wie ägyptische Relieffreihen, – Schatzhaus des Atreus –). Auch mittelalterliche Kunst kennt den Betrachter noch nicht. Dessen – Anerkennung – erfolgt erst gegen 1400 (besonders deutlich durch die Perspektive). *Vor* dieser – Anerkennung des Betrachters – wächst künstlerische Form als *Natur*, wie Kristall oder Pflanze. *Nach* ihr nicht nur Perspektive im Bilde (unter Eindringen ausserkünstlerischer, wissenschaftlicher Überlegungen), sondern auch Berechnung auf *Schaubarkeit* bei Baukunst und Plastik. Anerkennung des Betrachters heisst aber nun also auch: Anerkennung des *Bildes*. Das Bild ist etwas sehr Edles, es hat aber auch seine Gefahr: den – Schein – (bei Schiller und in Goethes – Märchen – ist – Schein – gleich – Schönheit –), Schein *kann* auch – Lüge – heissen (Fassaden des 19. Jahrhunderts). – Im Mittelalter war *mehr Wirklichkeit*: das Fresko auf der Wand beliess die *Wand*, das Bild auf der Buchseite die *Buchseite*, das Glasgemälde das Glas-Fe/?-ster in der Wirklichkeit. Später wurden alle diese Wirklichkeiten durch *Schein* ersetzt. Die – Sinnensprache – des *Auges* bedeutete in aller Vergeistigung einen Verlust an *Wirklichkeit*.

Unsere Aufgabe ist schwer, die Lösung unsicher: können wir noch einmal aufbauen? Wir müssen wieder bei der Architektur anfangen. Wir sind auch schon dabei. Die Lösung hängt jedoch *nicht* von der künstlerischen Begabung ab. *Stil* kommt nur aus gemeinsamem *Glauben*. *Form* ist nur sicher, wenn das *Überformale* gesichert ist. Der Weg von der Kathedrale zur Symphonie ist *zugleich*:

berbüro ohne Archiv und Registratur, das königliche Hofgericht, jeder festen Tradition und, abgesehen von dem ephemeren Versuch Friedrichs II., auch aller ständigen personellen Besetzung entbehrend, vollends auf dem Gebiet des Finanzwesens nichts, was der französischen Chambre des Comptes auch nur von ferne verglichen werden könnte. Hingegen bestand im Verhältnis der Zentralgewalt zu den Vertretern des königlichen Willens im Lande die eigentümliche Schwierigkeit darin, dass diese ihre Autorität und Vollmacht zwar zum einen Teil aus königlicher Delegation ableiteten, zum anderen Teil aber, wie am Beispiel der Herzöge und Grafen gezeigt wurde, über eine autogene, aus unabhängigen Quellen fließende Gewalt verfügten und deshalb dem Königtum in einer mit der Zeit sich immer mehr verstärkenden Selbständigkeit gegenüberstanden. Zudem handelte es sich dabei um eine standesmäßig geschlossene Adelsschicht, die auch als solche sich der königlichen Einwirkung in erheblichem Masse entzog. Demgegenüber sah sich das Königtum weitgehend auf die ihm unmittelbar zur Verfügung stehenden Machtmittel angewiesen, das Reichsgut und die Reichskirche. Das Reichsgut ist die zuverlässigste Grundlage der königlichen Herrschaftsübung, an die sie, wie schon die Itinerare erkennen lassen, zum grossen Teil gebunden bleibt. Die Erweiterung und der Ausbau dieses unmittelbaren Besitzes bilden die Voraussetzung für eine gleichmässige Erfassung des gesamten Reichsgebietes, ein Ziel, dem vor allem die Herrscher von Heinrich II. bis zu Heinrich III. nahegekommen sind. Zugleich besass das Königtum im Reichsgut, speziell in den für den Gebrauch des Hofes ausgeschiedenen sogenannten Tafelgütern, auch die unentbehrliche Grundlage seiner materiellen Subsistenz. Jedoch vollzieht sich hier seit Heinrich II. insofern ein gewisser Wandel, als nun der Besitz der grossen Reichskirchen, vor allem der Reichsbistümer, in stärkerem Masse für solche Zwecke herangezogen wird. Hier wirkt sich die Vorstellung vom Obereigentumsrecht des Reiches am Reichskirchengut aus, der zufolge dieses letztere im Grunde einen Teil des Reichsgutes darstellt. Die umfassenden Schenkungen der Herrscher an Bistümer und Reichsabteien laufen also letzten Endes auf eine verwaltungsmässige Dezentralisation hinaus, bei der das Königtum als Entgelt für die Überlassung von Besitztümern und Rechtstiteln, die es selber nicht genügend zu nutzen vermag, weitgehende Leistungen mannigfacher Art in Anspruch nimmt, neben solchen wirtschaftlicher Natur vor allem Truppenstellung und persönliche Dienste des hohen Klerus, der damit in die Funktion der eigentlichen Reichsbeamtenschaft einrückt. Entspre-

Friedrich Baethgen
1890-1972. Historiker, Mediävist.
Seit 1939 Ordinarius in Berlin.
Forschungen zur Kaiserzeit und zum Papsttum.
Nach dem Kriege Präsident der Monumenta Germaniae Historica und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft 1942-1944.



Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

14.2.43

Die letzten Wochen haben die schwerste bisher erlebte Krise dieses Krieges gebracht, eigentlich die erste wirkliche Krise, leider nicht nur Krise der Führung und des Systems, sondern für Deutschland. Sie wird durch den Namen Stalingrad symbolisiert. Zum ersten Mal gelingt es Hitler nicht, die Verantwortung abzuwälzen, zum ersten Mal bezieht sich das kritische Raunen unmittelbar auf ihn. Insofern liegt eine echte Krise vor: die militärische, bisher durch einige intuitive Lichtblicke, durch geglücktes Hazardieren, gegnerische Unzulänglichkeit und durch Zufälle verdeckte eigene Unfähigkeit des – genialsten Feldherrn aller Zeiten –, d.h. des grössenwahnsinnigen Gefreiten, steht im Vordergrund. Das Opfern kostenbaren Blutes für unsinnige oder verbrecherische Prestige-Gesichtspunkte ist weithin klar.

chend muss die Zentralgewalt darauf bedacht sein, diesen hohen Klerus dem königlichen Interesse möglichst eng zu verbinden, und sie erreicht dieses Ziel auch tatsächlich durch eine wohlüberlegte Personalpolitik, die neben der Verwendung von Angehörigen der königlichen Sippe vor allem der Hofkapelle und einzelnen dem jeweiligen Königshause besonders nahestehenden Stiftern, wie etwa unter den Saliern St. Simon und Judas in Goslar, die Aufgabe zuweist, als Pflanzschulen und Ausbildungsstätten der künftigen Reichsbeamenschaft zu dienen. Jedoch krankte dieses System, so gut es im allgemeinen auch bis zum Investiturstreit und dann wieder unter Friedrich Barbarossa funktionierte, auf die Länge gesehen an dem doppelten Mangel, dass es die Kirche in allzu hohem Masse für Zwecke in Anspruch nahm, die ihrem eigentlichen Wesen fremd waren, und dass andererseits der standesmäßige Zusammenhang des hohen Klerus mit dem weltlichen Adel sich nicht überwinden liess, sondern vielmehr auch bei ihm das gleiche Streben nach Unabhängigkeit und selbständiger Machtbildung sich immer stärker geltend machte. Damit wird es auch Zusammenhängen, dass die Staufer, besonders Friedrich Barbarossa, wieder in höherem Masse auf das weltliche Reichsgut zurückgriffen und dieses mit den Mitteln einer zielbewussten Territorialpolitik zu einem geschlossenen königlichen Machtgebiet auszubauen suchten. Einen wichtigen Fortschritt bedeutete es dabei, dass die Zentralgewalt nunmehr in den Ministerialen für die Verwaltung und den inneren Ausbau dieses Reichsterritoriums ein Instrument besass, das kraft der besonderen Bindungen, denen diese ständische Gruppe unterlag, die Gewähr dauernder Zuverlässigkeit in sich zu tragen schien. Allein auch hier setzte sich auf die Dauer eine ähnliche Entwicklung wie beim hohen Klerus durch; der sich mit grosser Schnelligkeit fortsetzende ständische Aufstieg der Ministerialen liess auch diese in die allgemeine Front des nach Selbständigkeit verlangenden Adels einrücken.

Im Ganzen gesehen ergibt sich also das negative Resultat, dass das deutsche Königtum des Hochmittelalters trotz aller Bemühungen und zeitweiliger Erfolge den Aufbau einer regelmässig funktionierenden inneren Staatsorganisation nicht zu leisten vermochte hat. Die Gründe für diese Erscheinung werden schwerlich und gewiss nicht ausschliesslich darin gesucht werden dürfen, dass man, wie es neuerdings formuliert wurde (O. Brunner), die germanischen Wurzeln der deutschen Volksordnung – eben jene eigenwüchsige Adelherrschaft – nicht habe aufgeben können und wollen; sind doch andere germanische Völker wie vor allem die Normannen von den gleichen

Grundlagen aus, wenn auch unter Verwertung romani-
scher Einflüsse, zur Ausbildung einer besonders straffen
und leistungsfähigen inneren Verwaltung gelangt. Ent-
scheidend war vielmehr die Tatsache, dass die deutschen
Energien durch den Reichsgedanken zu frühzeitig und zu
ausschliesslich nach aussen gelenkt wurden, ohne dass vor-
her für eine nach so hohen Zielen greifende auswärtige
Politik die tragfähigen inneren Fundamente gelegt wor-
den wären.



Aus einem Brief Eduard Spren-
gers vom 3. März 1943:

*Die Zerstörungen sind fürchterlich.
Ich war vormittags gestern in der
Stadt (pflichtgemäss als Seminar-
direktor). Da war der schlimmste
Anblick die Hedwigskirche. Die
ganze wundervolle Patinakuppel ist
einfach verschwunden. Auf der Süd-
seite der Linden brannte es noch an
verschiedenen Stellen. (Kranzler
demoliert, Passage, Hotel Bristol
betroffen etc.) Mehrere Bahnstre-
cken waren noch gesperrt – so nach
Wannsee, Lichterfelde-Ost, nachts
auch nach Grünewald, wo die Kir-
che zerstört sein soll und viele Vil-
len gebrannt haben.*

1038. Sitzung
am 10. März 1943
im Hause
des Vortragenden Stroux

Anwesend die Herren Baethgen,
Diels, Fechter, v. Hassell,
Heisenberg, Pinder, Popitz,
Spranger

Dieser spricht über – Harmonie als Wesenszug griechi-
schen Denkens – .

Die Fülle antiker Quellenzeugnisse und moderner Lite-
ratur zwingt zu einer Auswahl. Drei Gebiete sind die
wichtigsten, um die Rolle, die die Harmonie im griechi-
schen Denken spielte, zu veranschaulichen: 1. Die Har-
monie im kosmischen Weltbild, 2. in der Ethik, 3. in den
Künsten und der Theorie der Künste. Schon die griechi-
sche (theophrastische) Lehre vom Ursprung der Philoso-
phie, dass die Schönheit des Himmels, die pulchritudo
rerum caelestium, den Menschengest auf die Frage nach
dem Ur- und Grundstoff der Welt, den dpxai, den Samen
aller Dinge, geführt habe, gründet sich auf die kosmische

Harmonie. Noch mehr verlangte die Beziehung der Einheit des Grundstoffes zur Vielheit der Dinge, der Teile zum Ganzen, der Prozess des Werdens und Vergehens nach der Regel des organisch gefügten Zusammenhangs, der ordnenden Harmonie. Mit dem Problem der Ganzheit des Geteilten im Einzelding, im körperlichen Organismus, im Weltganzen bleibt die Funktion der Harmonie für alle Folge verbunden. Die beginnende Philosophie entwickelt dafür noch keine Theorie, sie lässt sie axiomatisch gelten und zeigt damit, dass die Vorstellung im griechischen Denken schon in der vorphilosophischen Zeit fest verwurzelt ist. Das entspricht der These der späteren griechischen Wissenschaftslehre, dass vor dem Entstehen der Theorie deren wichtigste Inhalte durch Übung und Beobachtung entdeckt werden, charakteristisch für die Harmonie, dass ihr ordnendes Wirken auf allen Gebieten der Künste und Wissenszweige, in deren griechische Anfänge wir Einblick haben, anerkannt und als heuristisches Prinzip angewendet wurde. In der Religion beherrscht sie die Vorstellungen von den Gestalten der Götter, von Ordnung und Mass ihres Regimentes, dadurch werden das Olympische und das Apollinische zu Symbolen des Harmonischen. Hier begegnet als mythische Gestalt auch die personifizierte Appovia, die Tochter des Ares und der Aphrodite, die Gemahlin des Kadmos, dessen Name damit der Ausdeutung als ΚΩποϋ verfällt. Mindestens seit der Zeit des geometrischen Stiles erscheint sie in den Künsten und Kunstformen, in der Musik, in den Anfängen des geographischen Erdbildes, in der noch untheoretischen Medizin, vor allem auch in der Poesie. Hier ist Homer im Inhalt wie durch die poetische Form der beste Zeuge. Ein Neuplatoniker stellt Homer und Plato zu dem Paare der navappovioi zusammen. Nach solcher Vorbereitung unternahm die Philosophie die theoretische Begründung und Weiterentwicklung. Zwei Fragen treten in den Vordergrund: die kosmische Ordnung und die nach dem verborgenen Untergrund, der das Wesen der sichtbaren oder hörbaren Harmonien erkläre. Auf die erste gab, wie Aristoteles kritisch feststellt, erst Anaxagoras anderthalb Jahrhunderte nach dem Beginn der ionischen Philosophie die erste Antwort, in seiner Lehre vom Weltgeist, dem Νοῦς, als Welt schöpfer, der noch einseitig, und ohne dass die Konsequenzen für alle Vorgänge der Natur gezogen waren, die kosmische Ordnung verbürgte. Die so begründete wechselseitige Beziehung zwischen Harmonie und Schöpferglaube entwickelte sich in der Folge zur eigentlichen Grundlage des philosophischen Gottesglaubens, der philosophischen Religion. Aus ihr empfing die Altersphilosophie Platons

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

28.3.43

Am 11.3.43 war der Anmarsch zur Mittwochs-Gesellschaft bei Prof. Stroux in Lichterfelde ganz eindrucksvoll, denn das rechte und linke Nachbarhaus waren total ausgebrannt. Der gute Mann sprach dann über den Begriff der Harmonie in der Antike, ein Thema, auf das man sich zuerst schwer konzentrieren konnte, zumal er ziemlich ohne Aufblicken vorlas. Es war aber nachher doch interessant, es gab sogar stehend anschliessend für mich Laien eine ganz instruktive Erörterung.

Am 25. 3. war ich bei Plettenberg im Niederländischen Palais zum Abendessen mit Ulrich Schwerin und Fritz Schulenburg. Schulenburg erzählte mir, – man – habe ihn informiert, ich würde vom nächsten Tage an auch telefonisch überwacht, woran mich nur wundert, dass das wirklich erst jetzt geschehen sollte. Ich möchte also sehr vorsichtig sein; das Ziel der Gestapo sei, den Kreis der Beziehungen der Überwachten festzustellen; aber ich solle ja nicht alle Telefone mit meinen Freunden plötzlich unterlassen!

die Offenbarung der Gottheit. Aus der gleichen Quelle leitete Aristoteles die Gottesgewissheit her, die mittlere Stoa, vor allem Posidonius, machte die kosmische Harmonie zum wichtigsten und evidentesten ihrer Gottesbeweise. Cicero nahm gerade diesen Beweis mit Enthusiasmus auf, seine in begeisterter Sprache im Werke – *De natura deorum* – gegebene Darstellung gewinnt in der lateinischen Welt neue Wirkungsmöglichkeit für diesen am meisten griechischen der Gottesbeweise. Nach kurzem Ausblick auf Neuplatonismus und Scholastik wendet sich der Vortragende zur zweiten Hauptfrage nach dem inneren Wesen der Harmonie. Wenn es auch Vorstufen gab – Anaximander scheint die wichtigste –, so haben doch Pythagoras und die Pythagoreer die für alle Zeiten entscheidende Entdeckung gemacht, als sie aus der in der Musik beobachteten Abhängigkeit der Tonhöhe von der Länge der Saite mit ihrer Schwingungszahl den Schluss auf die mathematische Norm, die durch Zahlen ausdrückbaren Proportionen, als Grund und innere Regel der den menschlichen Sinnen erscheinenden Harmonien zogen. Die Fruchtbarkeit dieser Entdeckung für jede Art Naturphilosophie, Naturwissenschaft und Mathematik ist unerschöpflich. Die Lehre von der Sphaerenharmonie im Weltall ist nur eine die menschliche Phantasie besonders ergreifende Folgerung, die wiederum durch Ciceros lateinische Fassung im *Somnium Scipionis* eine neue Ausbreitung erfuhr. Auch in anderen Teilen älterer Philosophie trat die Rolle der Harmonie bei den Pythagoreern hervor, so namentlich der Lehre vom *Kaipéc* und der Ordnung ihres Gemeindelebens, doch ist Harmonie und Symmetrie des Kosmos und die Beziehung zu ihrer Zahlenlehre das Entscheidende.

In der Ethik vertritt die ausserordentlich hellenische Tugend der *oaxppooüvn* das Mass und die Symmetrie. Sie ist die *pérpioç*, die *KÖopioç*, die harmonische Tugend. Im platonischen *Timaios* wird das Ebenmass zwischen Seele und Leib als wichtigste Voraussetzung nicht nur für Gesundheit, sondern auch für Tugend postuliert. Die Stoa formuliert die Aufgabe des sittlichen Lebens schlechthin als: im Einklang, in Harmonie leben. Auf ihr beruht nicht nur Würde und Freiheit der Persönlichkeit, sondern auch die Glückseligkeit. In stoischem Sinne formuliert Seneca: Das Gute in seiner Vollkommenheit heisst Harmonie der Seele: *animi concordia*. Die praktische Ethik hat in der Lehre vom Angemessenen, den *npérov*, einen zur *oüxppooüvn* gehörenden, aber aufs vielseitigste anwendbaren Massstab für ein der sittlichen Harmonie entsprechendes Handeln geschaffen. Der höchste Begriff des Sittlichen, das *ayaóðv*, ist nach plato-

nischer Lehre eins mit dem Schönen. Gemeinsam ist der Bestimmung des Begriffes des Schönen bei Plato, Aristoteles und der Stoa seine harmonische Natur, fassbar in dem richtigen Masse, der *perpiornc*, und der richtigen Entsprechung der Teile der *oupeTpia*. Die Stoiker definieren schlechthin: Das Schöne ist das in vollkommenem Sinne Symmetrische (*rö reAeiœc öüpperpov*). Dem entsprechen die Anwendungen auf die einzelnen Zweige der Kunst. Das wird an Ästhetik und Poetik, Schauspielkunst, Plastik und dem plastischen Kanon, Malerei und namentlich an Vitruvs Forderungen für die Architektur verfolgt.

Alle einzelnen Bereiche aber, in denen Wesen und Wirkung der Harmonievorstellungen verfolgt werden konnten, zeigen, dass Harmonie keine Lehre ist, die der griechische Geist, sei es durch die Beobachtung der Natur, sei es durch glückliche Entdecker von aussen empfing, sondern dass sie zu seinem eigenen inneren Wesen von Natur gehört und eine Anschauungsform seines Denkens ist. Gerade dieser Grundzug des hellenischen Geistes hat unsere Klassiker zu ihm hingezogen. Der Vortragende schliesst mit einem Hinweis auf Kepler, der nach den Zeugnissen seines Werkes – *Harmonices Mundi* – von dem Postulat der Harmonie im Kosmos ausging, sich aus antiken Quellen zunächst historische Gründe sammelte und von dem Forschen nach den Gesetzen der harmonischen Ordnung zu seiner Entdeckung geführt wurde.



1039. Sitzung
am 17. März 1943
im Hause
des Vortragenden
Schadewaldt

Anwesend die Herren Baethgen,
Diels, Fechter, v. Hassell,
Heisenberg, Pinder, Popitz,
Sauerbruch, Spranger, Stroux

Dieser spricht über: *Die Gestalt des homerischen Sängers*. In dem platonischen Dialog – *Ion* – tritt uns, gut kenntlich, der Rhapsode aus der Zeit des ausgehenden fünften Jahrhunderts entgegen. Er führt ein Wanderleben und trägt an den grossen Festen den Homer (neben anderen alten Dichtern) auswendig vor. Seine Gestalt lässt sich zurückschreitend bis ins 6., ja hoch ins 7. Jahrhundert zurückverfolgen: der – blinde Sänger – des Apollonhymnus wie auch Hesiod sind Rhapsoden. Wenn Homer selbst in *Ilias* und *Odyssee* aber nicht den – Rhapsoden –, den – Sprecher zum Stab –, sondern stattdessen den – Aöden –, den – Sänger zur Leier –, kennt, so erklärt sich

Wolfgang Schadewaldt

1900-1974. Altphilologe, Graecist.
Seit 1941 Ordinarius in Berlin.
Bedeutender Homer-Forscher
(*Von Homers Welt und Werk*, 1945).
Mitglied der Preussischen Akademie.
Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft
1942-1944.

wie über das Grundlegende. So eben bei dem Abend bei uns, den ich lebhaft in Erinnerung habe. Ich hatte noch gerade mit von Hassell gesprochen, den wir besonders gern mochten; dann waren alle gegangen, nur Sauerbruch (der eine gewisse Vaterstellung bei uns einnahm, denn er war ein Kollege meines Vaters in Zürich gewesen und hat mir als Kind mit einer nächtlichen Operation Leben und Gesundheit gerettet) und Heisenberg (mit dem wir von Leipzig her sehr befreundet waren), blieben noch lange – inter pocula – sitzen. (Sauerbruch meinte, er bekomme ja Voralarm durchgesagt.) Und da schimpften Heisenberg etwas gemässigter und Sauerbruch auf seine lebhaft und recht laute Art über Schimpanski, das war der Deckname für Hitler, derart, dass ich fast etwas ängstlich wurde, denn nur durch eine dünne Wand getrennt – pokulierten – in der Küche sein Chauffeur und unsere Haushaltshilfe! Als ich später mit den Kindern in unser Haus ins Riesengebirge zog und mein Mann uns im Sommer 1944 wegen einer Lungenentzündung folgte, hörten wir im Radio von dem Attentat, erst ohne Namen. Da sah mich mein Mann nur an und sagte: – Da sind doch unsere Leute aus der Mittwochs-Gesellschaft dabei. – Und so war es dann auch.

Geglaubte formt sich für jeden Sänger in immer neuen Hinsichten immer neu. – Die Betrachtung versuchte sich schliesslich an der Frage nach dem dichterischen Selbstbewusstsein des alten Sängers. Irgendein Bewusstsein der eigenen – Originalität –, des – Genialen – usw. ist ihnen fremd. An der Stelle solcher moderner Vorstellungen steht bei ihm der starke und einfache Musenglaube: in seiner höchsten Kraft weiss der Sänger sich abhängig von den Musen, als den Mächten des Gedächtnisses und der gedichteten Wahrheit. Der Sänger fühlt sich deswegen auch durchaus als ein Wahrer des Wahren; in der grossen Tat, den grossen Schicksalen, die zu – rühmen – seines Amtes ist, tritt dies Wahre ihm als eine zündende Kraft entgegen. Irgendein bewusster Erzieherwillen, und sei es auch nur in der Form des – Förderns – im horazisch-peripatetischen Sinne (– prodesse –), fehlt vollständig. Die Wirkung des Gesanges geht für den homerischen Sänger auf in dem aus dem Gesänge strömenden – Ergötzen – (répneiv), das freilich in einem ganz umfassenden, totalen, leiblich-geistigen Sinne zu verstehen ist. Diese – Terpsis – – ein freudig-starkes Ergriffensein – gehört als spezifische Wirkungsform zum Epos, so wie – Katharsis – – reinigende Erschütterung – zur Tragödie gehört. Und so ordnet die Sonderbetrachtung der alten Sängergestalt sich schliesslich in die Erkenntnis einer allgemeinen frühgriechischen Grundkraft ein, nämlich der gesunden Fähigkeit, sich in ungebrochener sinnlich-geistiger Einigkeit dem Wirklichen hinzugeben und hingebend sich seiner zu bemächtigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung

Berlin, Freitag, 14. Mai 1943

82. Jahrgang 14.5. Nr. 228/229 12 Pfennig

REICHS-AUSGABE

Unsere Afrikaner

Das Radio, 13.4. Die Millionen von Menschen, denen die grossen Aufgaben der Weltarbeit und der Lebens- und Arbeitsfähigkeit der Menschheit anvertraut sind, sind die Afrikaner. Die Afrikaner sind die Menschen, die die Weltarbeit und die Lebens- und Arbeitsfähigkeit der Menschheit anvertraut sind. Die Afrikaner sind die Menschen, die die Weltarbeit und die Lebens- und Arbeitsfähigkeit der Menschheit anvertraut sind.

Zwischen Atlas und Pyrenäen

Von Wilhelm Rösner

Die ersten Schritten der selbstbestimmten Arbeit haben sich zwischen den Atlas und den Pyrenäen vollzogen. Die ersten Schritte der selbstbestimmten Arbeit haben sich zwischen den Atlas und den Pyrenäen vollzogen.

den Vorräte an Munition, Lebensmitteln und Trinkwasser auch in diesem Stadium noch die feindliche Aufklärung zur Überbrückung stols abgewiesen. Der rüstliche Kommentar spricht von einem Kampf, bei dem die Vorräte an Munition, Lebensmitteln und Trinkwasser auch in diesem Stadium noch die feindliche Aufklärung zur Überbrückung stols abgewiesen. Der rüstliche Kommentar spricht von einem Kampf, bei dem die Vorräte an Munition, Lebensmitteln und Trinkwasser auch in diesem Stadium noch die feindliche Aufklärung zur Überbrückung stols abgewiesen.

Hener, der Geist, den Rommel Ihnen gab, setzte nicht nur ein unvergänglich Beispiel zum Letzten entschlossenen Soldatentums – er schrieb auch Kriegsgeschichte.

Widerstand bis zur letzten Patrone

33 Feindbomber bei Terrorangriff auf Westdeutschland abgeschossen

Aus dem Führerhauptquartier, 13.5.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: In tagesdem Brückenkopf kämpften die deutschen Soldaten Truppen auch gestern mit heroischer Erbitterung gegen den in überlegener Stärke von Front und hinten angreifenden Gegner. Nach Erschöpfung der letzten Munition und Verzichtung des gesamten Kriegsgutes wurde auch an größeren Abschnitten der Südfront der Widerstand eingestellt. Dagegen setzten in tagesdem Kriegsgüter einzelne Kampfgruppen, soweit sie sich über Munition verfügten, in vorbildlicher soldatischer Hingebung ihren Widerstand fort.

Auf der Ostfront wurden feindliche Angriffe an Kuban-

1041. Sitzung
am 19. Mai 1943
im Hause

des Vortragenden Sauerbruch Stroux, Wilcken, ferner
als Gäste die Herren
v. Lewinsky und
Graf Waldersee

Anwesend die Herren Baethgen,
Diels, v. Hassell, Heisenberg,
Popitz, Schadewaldt, Spranger,

Zu den erfreulichsten Seiten meines Lebens in Berlin gehörten die Abende der sogenannten Mittwochs-Gesellschaft... Ich erinnere mich an eine abendliche Zusammenkunft bei Sauerbruch, der uns nach seinem wissenschaftlichen Vortrag über Lungenoperationen ein für die damalige Hungerzeit geradezu fürstliches Abendessen mit herrlichem Wein vorsetzte, so dass am Schluss Herr von Hassell auf dem Tisch stand und Studentenlieder sang...

Der Vortragende sprach über Technik und Medizin.

1042. Sitzung
am 2. Juni 1943
im Hause
des Vortragenden Popitz

Anwesend die Herren Diels,
v. Hassell, Heisenberg, Fechter,
Pinder, Schadewaldt, Spranger,
Stroux

Werner Heisenberg, Der Teil und das Ganze

Der Vortragende sprach über die künftige Gestaltung der Sozialordnung.

Nachdem er einleitend die Bedeutung einer befriedigenden Lösung der sogenannten sozialen Frage für die Beseitigung der den Frieden dauernd gefährdenden Unruhe in den einzelnen europäischen Völkern hervorgehoben hatte, bezeichnete er als Inhalt der sozialen Fragen die Besserung und Sicherung der Lebensverhältnisse der Menschen, die ihre Arbeitskraft – die einzige Quelle ihres Einkommens – an den im Privateigentum anderer, der Unternehmer, befindlichen Produktionsmitteln einsetzen. Er schilderte zunächst den Zustand dieser Menschen, die weitaus die Mehrheit des Volkes ausmachen: Unsicherheit im Lebensschicksal, bezüglich der Beschäftigungsgelegenheit, der zweiten Lebenshälfte, in Krankheit, bei Arbeitslosigkeit, in der Sorge für die Familie und geringe Höhe des Lebensniveaus, da die Löhne für den Durchschnitt der Arbeiter sich nicht oder wenig und nicht anhaltend über dem Existenzminimum erheben. Das Wissen um die Lage der Gleichgestellten schaffe unter ihnen eine Notgemeinschaft, die sich von den über ihnen [befindlichen] dünnen Schichten absetze, zum Klassengegensatz, zur Gefahr des Klassenkampfes führe. Dieser Zustand habe sich in Deutschland in den letzten hundert Jahren herausgebildet. Er sei weniger auf das kapitalistische System oder die liberalen Lehren der klassischen Nationalökonomie, als auf die mit der Beherrschung der Naturkräfte sich entwickelnde Herrschaft der Technik zurückzuführen. Diese habe die Beseitigung der selbständigen Handwerks- und Kaufmannsbetriebe mit ihrer geistigen und räumlichen Einheit von Arbeits- und Privatleben zur Folge gehabt [und] führe zur Zusammenfassung der Produktionsmittel in immer umfangreicheren Betrieben.

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

9.6.43
Dieser Staat entwickelt sich immer mehr zu einem unsittlichen und bankrotten Unternehmen, unter der Führung eines verantwortungslosen Spielers, der selbst kaum noch als geistig normal bezeichnet werden kann und von Gesindel umgeben ist. Und so rollen wir dem Abgrund entgegen, kein – Feldmarschall – handelt so, wie es ihm eine höhere Pssichauffassungsgebiete würde... Viele Beratungen, das heisst – viele – eigentlich nicht, weil die Vorsicht zu seltenem Treffen zwingt, ausserdem die Unmöglichkeit, etwas zu tun, lähmend wirkt, aber immerhin bei jeder Gelegenheit Aussprache mit dem langsam gesunden Beck, Popitz,... Die Entwicklung ist furchtbar.

Der Vortragende ging darauf auf die Absichten ein, mit denen die bisherige Sozialpolitik den Schäden dieses Zustandes zu begegnen gesucht habe, und schilderte die Motive dieser Absichten. Alle diese Abhilfen – charitative Hilfen, Eigenhilfe der Arbeiter, Wohlfahrtseinrichtungen der Werke und schliesslich die umfassende soziale Gesetzgebung des Staates – hätten zwar mannigfache Milderungen gebracht, bestätigten aber durch ihr Vorhandensein und in ihrer Motivation im Grunde den unhaltbaren Zustand und seien auch ungenügend – Durchschnitt der Invalidenrente 31 RM – und hätten eine Befriedigung der grossen Massen nicht erreicht.

Er frage sich daher, ob nicht eine Sozialordnung erreichbar sei, die eine grundsätzliche Lösung der sozialen Frage durch Beseitigung der Ursachen ihrer Entstehung zum Inhalt habe.

Mit einem Ausbau der bisherigen Sozialleistungen könne das nicht erreicht werden. Der Versuch, die Löhne so zu steigern, dass das Lebensniveau der arbeitenden Massen wesentlich verbessert würde, könne nicht gelingen; das gleiche gelte von einer Erhöhung der Sozialbeiträge zu Lasten der Unternehmer. In einer freien Wirtschaft seien nach den wirtschaftlichen Gesetzen der Lohnbildung solche höheren Löhne auf die Dauer überhaupt nicht erreichbar. Aber auch nicht, wenn man das Angebot an Arbeitskraft monopolisiere. Die Gewerkschaften hätten ein solches Monopol indirekt durch Organisierung der Arbeiter, Streikdrohung und terroristische Verhinderung des Streikbruchs zu erreichen versucht, seien aber im letzten bei diesem Machtkampf gescheitert, da sie erkennen mussten, dass höhere Löhne sich im Kreislauf der Wirtschaft in höhere Preise umsetzen, so dass nominal erhöhte Löhne zu einer dauerhaften Vermehrung von Kaufkraft in der Hand der Arbeiter nicht führen. Das gleiche gelte auch, wenn der Staat selbst durch Gesetz das Arbeitsangebot monopolisiere, wie es durch das Gesetz über die Ordnung der nationalen Arbeit in Verbindung mit der ausschliesslich vom Staat erfolgenden Arbeitsvermittlung durchgeführt sei. Man könne dabei oft wesentliche Verbesserungen, insbesondere im Ausbau des Tarifvertragswesens, erreichen, aber den Nexus Löhne-Preise nicht grundsätzlich beseitigen. Auch höhere Sozialleistungen – Plan der allgemeinen Altersversorgung in Deutschland, Beveridge-Plan in England – hätten hier ihre unüberschreitbare Grenze.

Auch die – in vielem erfolgreiche – Bemühung, der Sozialpolitik den Geschmack der Wohltätigkeitsmassnahmen zu nehmen, sie als Pflicht gegenüber der Volksgemeinschaft umzudeuten, ändere an diesem Ergebnis

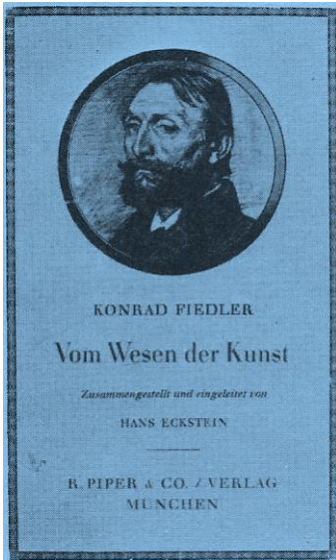
grundsätzlich nichts. Es sei auch zweifelhaft, ob man mit der restlosen Beseitigung der Eigenhilfe der Arbeiter selbst und ihrer Selbstverwaltung die dauernde Befriedigung der Arbeiter finden könne.

Einen grundsätzlichen Versuch zu einer Lösung bedeutet die Lehre des Marxismus. Er wolle durch die Überführung der Produktionsmittel aus der Hand der Privatunternehmer in die Hand der Gemeinschaft Kapitalrente und Unternehmergeinn ausschalten und damit das gesamte Sozialprodukt allen nach Massgabe ihrer Arbeitsleistung zur Verfügung stellen. Die Durchführung dieser Lehre im Bolschewismus zeige, dass gerade hierdurch der restlose Sieg der Technokratie besiegelt werde, denn die Diktatur des Proletariats habe lediglich an die Stelle des die Kosten der Arbeit in Rechnung stellenden Privatunternehmers die skrupellose, lediglich auf die Schaffung immer grösserer Produktionsmittel gerichtete Monomanie des Technikers gesetzt und die Lebenslage der Arbeiter nicht gebessert, sondern zur vollen Hörigkeit herabgedrückt.

Der Vortragende schildert zum Schluss einen an ihn herangetragenen Lösungsversuch, der von der Erkenntnis ausgehe, dass der Fehler der bisherigen Wirtschafts- und Sozialordnung darin bestehe, dass die Arbeitskraft lediglich als Ware angesehen werde. Dies führe dazu, dass in die Rechnung des Unternehmers die Arbeitskraft lediglich als Kostenfaktor der hergestellten Waren mit dem im Lohn zum Ausdruck kommenden Betrage eingesetzt werde, der dem Unterhalt des Arbeiters während seiner Beschäftigung entspreche. Es fehle die Besinnung darauf, dass die Arbeitskraft des Arbeiters ein Kapital darstelle, für dessen Regeneration genauso systematisch Vorsorge getroffen werden müsse, wie es in der Ertragsermittlung des Unternehmers bei dem eingesetzten Sachkapital geschehe, das nicht bloss mit den Kosten der Unterhaltung, sondern auch mit den Abschreibungen für Abnutzung in der Rechnung erscheine. Betrachtet man die Arbeit als einen Kapitalwert, so müsse auf diesen Wert auch ein Teil des Gewinns entfallen, der dem Verhältnis des Wertes des Leistungskapitals der Arbeit zum im Unternehmen eingesetzten Sachkapital entspräche. Für die Bemessung der Abnutzungsgrade wie des Gemeinanteils bedürfte es der Bewertung des Leistungskapitals nach seinen Gestehungskosten, zu denen die Bedürfnisse der noch nicht arbeitsfähigen, noch in der Ausbildung befindlichen Menschen, der Mütter und der Alten gehören.

Der Vortragende wies auf diese interessante Überlegung hin, deren Überführung in die Praxis freilich eine

gewaltige Wertrevolution zur Folge haben würde. Auch wenn man in dieser Konstruktion nur eine Utopie sehen wollte, so zeige sie doch, dass die bisherigen Wege der Sozialpolitik grundsätzlich begrenzt seien, solange die Bezahlung der Arbeitskraft und die Bemessung der Sozialleistungen in dem Nexus Lohn-Preis befangen bleibe.



1043. Sitzung
am 16. Juni 1943
im Hause
des Vortragenden Fechter

Anwesend die Herren Baethgen,
Diels, v. Hassell, Heisenberg,
Pinder, Popitz, Sauerbruch,
Schadewaldt, Spranger, Stroux

Dieser sprach über *Conrad Fiedler* und die Bedeutung seiner Kunsttheorie für die Betrachtung nicht nur der bildenden Kunst der Gegenwart. Ausgehend von der gegenwärtigen Situation der Kunst, die zum dritten Mal eine naturalistische Welle durchlebt, untersucht er die Klärung, die von Fiedlers Schriften über Kunst sich für die heutige Lage ergeben kann. Nach einer kurzen Lebensskizze wird der Umriss des Fiedlerschen Versuchs, zu Beginn der impressionistischen Zeit eine grundlegende Theorie des künstlerischen Schaffens allein vom Begriff der Sichtbarkeit aus zu geben, etwa im Sinne der Behandlung gegeben, die Hermann Konnerth in seiner Dissertation über Fiedlers Werk angebahnt hat. Fiedler ging von der Gegenwart vom Naturalismus aus und kam zu einer Betrachtung etwa im Sinne Cézannes; von seinem konsequent festgehaltenen psychophysischen Parallelismus [aus] untersucht er sowohl Sprache und Denken wie Sehen und Malen auf die Beziehungen zwischen innerem Vorgang und äusserer Ausdruckstätigkeit. Der Vortragende skizziert Fiedlers Kunsttheorie nach der begrifflichen wie nach der visuellen Seite, seinen Versuch, die Malerei als alleinige Fortsetzung der Tätigkeit des Auges aufzuzeigen, die in der Kunst die einzige bleibende Verfestigung erhält. Er gibt einen Umriss des grossen Aufsatzes über den Ursprung der künstlerischen Tätigkeit, um dann in Andeutungen zu zeigen, in welcher Richtung Fiedlers kantischer Versuch einer Kunsttheorie abseits des Gebietes der Malerei auch für die Bereiche des Wortes, der Dichtung fruchtbar gemacht werden könnte. Sprache ist von Fiedlers Betrachtung aus ebenso eine Ausdrucksbewegung wie Malerei oder Zeichnung: sie ist Verwirklichung eines inneren Vorgangs, der seine bleibende Realisierung erst in den Worten und ihrem Gefüge findet. Fiedler beschränkt seine Erörterungen seltsamerweise

auf die Beziehungen zwischen Sprechen und Denken, übergeht aber die zwischen Sprache und Fühlen und damit zwischen Sprache und Ausdruck, d.h. Dichtung. Gerade für die dichterischen Grundprobleme aber ergibt sich von Fiedlers Welt aus mehr an fruchtbaren Möglichkeiten für eine Theorie der Dichtung als der Freund Hans v. Marées geahnt hat. Sobald Sprache ein Sein ist und nicht nur ein Sein bezeichnet, wird Dichtung die sprachliche Verwirklichung und Verfestigung des Seelisch-Geistigen, das im Leben verlangend vergeleitet, in der Dichtung aber bleibende Dauer empfängt, soweit nicht die andere Seite der Sprache, die fertige, im Wort bereits für alle verfestigte, sich hemmend dem nur Gelebten in den Weg stellt. An der Quelle der Dichtung tut sich die Frage auf, ob die inneren Vorgänge im Dichter das Primäre und die Worte ihr Ausdrucksleib sind, in dem sie sich verwirklichen, oder ob der Dämon der Sprache selbständig aufklingend, das Seelische erst von den Worten aus nachträglich heraufzieht. Ist Hölderlin der Fall des absoluten Dichters, oder trägt selbst ihn die Melodie der eigenen Sprache weiter und weiter vom Wirklichen, von der Substanz fort; geht das Verdichten nicht zuletzt auf die Sprache und nicht auf das Gefühl? Ist Dichten nicht zum grossen Teil Kampf gegen den Dämon der Sprache, gegen die Macht der fremden Seelen, die in den Worten fortlebt und bei Gestalten wie Brentano, wie Nietzsche, selbst wie Kleist so sehr Herr über das Persönliche wird, dass Goethe diese Romantik des selbtherrlichen Wortrausches mit Recht das Kranke nannte. Rilkes bewusstes Abbrechen der eigenen Entwicklung ist der Fall eines Dichters, der als erster diesen Dichter als Opfer seiner eigenen Sprache erkannt und von seiner schwächtigen Substanz aus versucht hat, Gegengewichte gegen die selbtherrlich gewordenen Worte zu schaffen.

Fiedler ist mit seiner Betrachtung an der Fruchtbarkeit dieser Erkenntnisse vorübergegangen: er umschrieb *eine* Möglichkeit und einen Weg der Fixierung künstlerischer Ablaufprozesse. Die einseitige Konsequenz seiner Deutung aber brachte es mit sich, dass er gerade von dieser Einseitigkeit aus Wege für andere Bereiche wies, die noch heute zu neuen bedeutsamen Zielen zu führen vermögen.

Es ergab sich eine Stimmung, wie sie selbst an diesen Lichtenrader Sommerabenden selten gewesen war. Vor allem Ulrich v. Hassell öffnete an diesem Tage die Schlagbäume seiner Seele soweit, wie wir es kaum vorher an ihm erlebt hatten. Er sass auf der Lehne eines Sessels und sang in die Nacht, und das Leben schien noch einmal, wie es in früheren Jahren der Freiheit und des unbelasteten Daseins gewesen war.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten



Werner Heisenberg
 1901-1976. Physiker.
 Mitbegründer der modernen
 Atomphysik.
 1932 Nobelpreis für Physik.
 Seit 1941 Ordinarius in Berlin und
 Direktor des Kaiser-Wilhelm-Insti-
 tuts für Physik.
 Mitglied der Preussischen Akademie.
 Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft
 1942-1944.

1044. Sitzung
 am 30. Juni 1943
 im Harnackhaus
 Vortragender: Heisen-

Anwesend die Herren Baethgen,
 Fechter, v. Hassell, Pinder,
 Popitz, Schadewaldt, Spranger,
 Stroux

Der Vortrag handelt von der Veränderung des Wirklichkeitsbegriffs der exakten Naturwissenschaft und von den Folgerungen, die aus dieser Veränderung gezogen werden können.

- Er gliedert sich in die drei Abschnitte:
1. Die Wirklichkeit der klassischen Physik.
 2. Die neuen Erfahrungen.
 3. Folgerungen aus der neuen Erkenntnis-Situation.
- Das Weltbild der klassischen Physik kann seit Newton durch folgende Grundzüge charakterisiert werden: Sie handelt von einer Wirklichkeit, die als ein vom Menschen und vom Erkenntnisakt unabhängiges Objekt betrachtet wird und über die man durch das Experiment etwas erfahren kann. Diese Wirklichkeit ist im Raum und verändert sich in der Zeit. Spätere Ereignisse sind durch die früheren vollständig determiniert im Sinne einer lückenlosen Kette von Ursache und Wirkung.

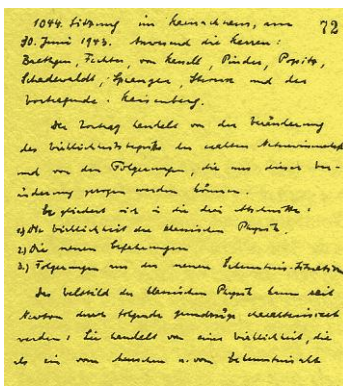
Auch die erkenntnistheoretische Wendung der Kantischen Philosophie hat an diesen Grundzügen nichts geändert, sie hat ihnen vielmehr durch den Gedanken des – a priori – eine besondere philosophische Dignität verliehen.

Dieses Weltbild der klassischen Physik hat noch andere Wissenschaften, insbesondere im 19. Jahrhundert, aufs stärkste beeinflusst. Beispiel: Darwinsche Abstammungslehre, Verfolgung von Kausalketten in der Medizin, der Technik usw.

Die moderne Physik hat zunächst den Bereich möglicher Erfahrungen weit über den Rahmen der unserer Anschauung zugänglichen Phänomene erweitert. Die Erweiterung des klassisch-physikalischen Weltbildes in den Bereich unendlich-grosser und unendlich-kleiner Räume macht der Anschauung Schwierigkeiten. Die Frage nach der Existenz der Atome wird schon von Kant in der Antinomienlehre behandelt.

Die Physik versucht, die Alternative, ob die Materie diskret (atomar) oder kontinuierlich verteilt sei, durch Experimente empirisch zu entscheiden. Die Antwort der Materie fällt verschieden aus, je nach dem angestellten Experiment. Dadurch wird die Objektivierbarkeit eines experimentellen Resultats in Zweifel gezogen. Die so entstandene Krise führt schliesslich – nach einigen Jahrzehnten physikalischer Forschung – zu folgender Lösung:

Das Objektive, von dem die Physik redet, ist nicht



Es muss im Winter 43/44 gewesen sein, dass Popitz, der in der Nähe meiner Eltern wohnte, ihn bat, zu ihm zu kommen. Bei diesem Besuch erfuhr Heisenberg, dass ein gewaltsamer Umsturz geplant sei und man sich überlege, wie Deutschland neu und besser zu ordnen sei, wenn das Nazi-Regime beseitigt und der Krieg durch Kapitulation beendet worden sei. Da Heisenberg selbst ständig über solche Fragen nachdachte,

mehr ein Vorgang, sondern die Kenntnis eines Vorgangs. Es gibt Kenntnisse oder Kenntnisgesamtheiten, die einander ausschliessen, die zumindest komplementär sind. Als Folge dieser Komplementarität kann nicht mehr von einer eindeutigen Determiniertheit der Vorgänge gesprochen werden.

In der modernen Physik gehört also der Erkenntnisakt selbst mit zur Naturbeschreibung. Erst diese begriffliche Erweiterung macht die Erklärung der chemischen Qualitäten aus den Atombewegungen möglich.

Dieser in der modernen Physik vollzogene erkenntnistheoretische Schritt macht die Notwendigkeit anderer, ähnlicher Schritte wahrscheinlich, wenn es sich etwa um die Abgrenzung des physikalisch-chemischen Begriffssystems gegen das eigentlich biologische handelt. In diesem Zusammenhang wird auch an eine verwandte Schichteneinteilung der Wirklichkeit in Goethes Nachträgen zur Farbenlehre erinnert.

Durch die Analogie zur modernen Physik wird jedoch in jedem Fall die Forderung erhoben, es müsse möglich sein, die verschiedenen Begriffssysteme rational sauber gegeneinander abzugrenzen, ihre Widerspruchsfreiheit nachzuweisen und ihr Zusammenpassen im einzelnen zu analysieren.

Wenn man die Veränderung des physikalischen Weltbildes als Symptom für allgemeine Wandlungen in der Struktur des menschlichen Denkens ansieht, so kann man etwa vergleichsweise sagen, dass das Mittelalter die Welt vom Menschen her – gedeutet – habe, dass die Neuzeit die objektivierbare Schicht der Wirklichkeit in den Mittelpunkt gerückt, rational analysiert und zu beherrschen gelernt habe, während wir uns jetzt der Tatsache bewusst werden, dass die Welt insofern von uns selbst unausweichlich abhängt, als sie eine von uns erkannte Welt ist. Die Menschen werden also vielleicht in Zukunft nicht nur die subjektive Bedingtheit der Welt anerkennen, sondern auch versuchen, diese Bedingtheit selbst rational zu verstehen und damit ihrer Herr zu werden.

1045. Sitzung
am 14. Juli 1943
im Hause
des Vortragenden Jessen

Anwesend die Herren Baethgen,
Diels, v. Hassell, Heisenberg,
Fechter, Pinder, Popitz,
Schadewaldt, Spranger

Dieser behandelte das von Adolph Wagner formulierte – Gesetz der wachsenden Ausdehnung des Finanzbedarfs – .

fand ein ausserordentlich fruchtbares und intensives Gespräch statt, das eine zwar kurze, aber sehr vertrauensvolle Freundschaft schuf

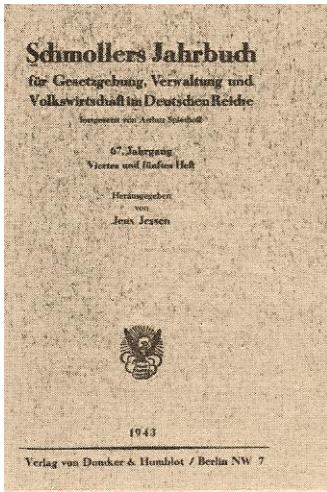
Elisabeth Heisenberg, Das politische Leben eines Unpolitischen. Erinnerungen an Werner Heisenberg

Soviel ich weiss, ist Heisenberg in der Mittwochs-Gesellschaft nie direkt aufgefordert worden, sich an den verschwörerischen Aktivitäten, in die ein grosser Teil der Mitglieder verwickelt war, zu beteiligen. Heisenberg wäre auch wohl nicht dazu bereit gewesen, denn es war ihm in erster Linie darum zu tun, sich für den Wiederaufbau nach dem Kriege zur Verfügung zu stellen, und ergab der Revolution zu diesem Zeitpunkt nur noch wenig Chancen. Er war der Meinung, dass, nachdem die Dinge soweit gediehen waren, der Krieg auch bis zu seinem schrecklichen Ende durchlitten werden müsste. Ein revolutionärer Umsturz hätte die Katastrophe nun auch nicht mehr abwenden können; er hätte womöglich die Verwirrung über Recht und Unrecht noch hoffungsloser um sich greifen lassen, so dass auch das – Nachher – unter keinen klaren Voraussetzungen hätte begonnen werden können.

Elisabeth Heisenberg, Das politische Leben eines Unpolitischen. Erinnerungen an Werner Heisenberg

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:
4.7.43

Beck geht es Gottseidank endlich besser, der arme, kranke Mann wurde sogar in der Charité überwacht. Oster erschien bei Sauerbruch nur, um ihn darauf hinzuweisen.



Nach einer Präzisierung des Inhalts dieses Satzes und einer begrifflichen Abgrenzung des Finanzbedarfs wurde das einzige historische Beispiel, das für eine Verifizierung zur Verfügung steht, nämlich Gross-Britannien, einer zahlenmässigen Beschreibung und Analyse unterworfen.

Der Vortragende versuchte zu zeigen, dass man nur mit bestimmten Einschränkungen von dem Vorliegen eines solchen – Gesetzes – sprechen könne, die sich aus den Unterschieden der empirischen Darstellung ergeben. Immerhin sei bei Zugrundelegung längerer Zeitabschnitte die stetige zahlenmässige Steigerung nicht nur der absoluten, sondern auch aller Verhältniszahlen unbestreitbar. Besonders die letzten 50 Jahre hätten einen jähen Aufstieg aufzuweisen.

Die deutliche und immer wieder erkennbare Ursache der Steigerung seien Kriege und die Vorbereitung auf sie gewesen, wie eindeutig aus der Entwicklung des Finanzbedarfs zu entnehmen. Bemerkenswert sei aber, dass die Beendigung des Krieges regelmässig zu keiner Zurückbildung des Staatshaushaltes führe. Der Grund für diese auffällige Erscheinung wurde in der Tatsache des Zusammenwirkens von drei Faktoren erblickt: der allgemeinen Tendenz der Umwandlung des Einzelbedarfs in einen Staatsbedarf, der Steigerung dieses Vorgangs in Zeiten politischer Spannung und rein haushaltsmässigen Tatbeständen, unter denen das Wachstum der öffentlichen Schuld im Vordergrund steht.

Dies führte zu der Beantwortung der naheliegenden Frage nach der Reaktion des Steuerzahlers. Der verdeckte Staatsbedarf vermöge allein zu einer solchen, oft ruckartigen Inanspruchnahme des einzelnen Einkommensbeziehers zu verhelfen. Die finanzpolitische Frage sei dann weiter die Überführung in einen offenen Finanzbedarf. Die Möglichkeiten einer solchen Überführung fanden abschliessend eine Erörterung.



Dezember 1943

Juli 1944

1046. bis 1056. Sitzung

Zeittafel 1943/1944

- 4. Januar Die Rote Armee erreicht die ehemalige polnische Ostgrenze.
- 6. Juni Invasion (Landung der Alliierten in Nordfrankreich).
- 13. Juni London wird zum ersten Mal durch die – Vergeltungswaffe – (Rakete VI) beschossen.
- 22. Juni Sowjetische Offensive, die zum Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte und des Südflügels führt.
- 20. Juli Stauffenbergs Attentat im Führerhauptquartier. Der Versuch eines Staatsstreichs unter Einsatz des Ersatzheeres scheitert, die blutige Verfolgung der Oppositionen beginnt.

1046. Sitzung
am 15. Dezember 1943
im Hause Popitz
Vortragender: v. Hassell

Anwesend die Herren Baethgen,
Diels, Fechter, Popitz,
Sauerbruch, Schadewaldt,
Spranger, Stroux

Der Vortragende knüpfte an seinen Vortrag vor zwei Jahren über Mussolini an, dessen tragischen Charakter er damals angedeutet habe, und gab auf Grund seiner persönlichen Erfahrungen eine Skizze der Persönlichkeit König Alexanders von Jugoslawien, bei dem sich die Tragik verwirklicht habe. Er schickte einige Worte über die Verhältnisse des Landes voraus, das er zu regieren hatte, und schilderte die aussergewöhnlichen Schwierigkeiten, mit denen dies Staatswesen zu kämpfen hatte. Diese erblickte er vor allem in dem Fehlen jeder gemeinsamen Geschichte der Reichsteile und in ihrer kulturellen Uneinheitlichkeit, begründet besonders in der konfessionellen Verschiedenheit, wobei der Lauf der Dinge die politische Führung an den kulturell am tiefsten stehenden Volksteil gelangen liess, die Serben, denen es nicht gelang, ihren politisch ersten Rang gegenüber vor allem den Kroaten durchzusetzen.

Ebenso bedeutsam wurde die persönliche Lebensgeschichte des Königs, der aus einem der beiden um die Freiheit von der Türkenherrschaft verdienten, sich untereinander wild und skrupellos bekämpfenden Klane stammte. Ohne Aussicht auf den Thron, ja auch nur auf ein Leben in höherer Region geboren, unbeachtet und herumgestossen, dann plötzlich Thronfolger, aber bald in die furchtbare Niederlage des Ersten Weltkriegs gerissen, schliesslich König eines gewaltig gewachsenen Staates; danach wieder in schier unüberwindliche Schwierigkeiten der inneren Politik verstrickt, durch eigenen Entschluss Diktator und mit Kraft und Klugheit bemüht, eine Lösung zu finden, um dann durch Mörderhand zu fallen.

So war er kein Fürst wie andere Fürsten, sondern durch alle Höhen und Tiefen wandernd in den Besitz aller menschlichen Erfahrung gelangt. Nach allem gewiss in den Mitteln nicht wählerisch, aber ein Mann von bestem Willen für sein Volk, klug und tatkräftig, im innersten Herzen gütig, zugleich voll tiefer Skepsis den Menschen und Dingen gegenüber, seiner eigenen Tragik voll bewusst.

Der Vortragende schilderte dann Alexanders persönliches Wesen, seine Schlichtheit und soldatische Auffassung und gab Beispiele aus seiner persönlichen Erinnerung, sowohl auf dem Gebiet der politischen Arbeit wie der menschlichen Erholung, vor allem von gemeinsamer Jagd. Der Mann, der gewohnt sein musste, niemand

Aus einem Brief Eduard Sprengrers vom 18. Dezember 1943:

Am Mittwoch waren wir in der ziemlich reparierten Wohnung von Popitz zu 9 bei der Mittwochs-Gesellschaft, sogar Sauerbruch. Die Stimmung war gar nicht so schlecht. Man befreit sich eben einmal von all dem Elend. Nun kommen aber wieder dunkle Nächte, die als gefährlich gelten.



Alexander I. von Jugoslawien
(1888-1934)

Das Attentat von Marseille

Erfütterter steht heute die Welt vor den furchtbaren Folgen des verbrecherischen Attentats von Marseille. Die jugoslawische Nation hat durch dieses blutige Verbrechen, dessen Hintergründe noch nicht geklärt sind, ihren König verloren, das französische Volk steht an der Bahre seines Außenministers.

Der Führer und Reichszankler hat sofort nach dem Eintreffen der furchtbaren Meldungen der jugoslawischen Königin und dem französischen Staatspräsidenten sein und des deutschen Volkes Beileid ausgedrückt. Wahrhaftig aufrichtiges Mitgefühl erfüllt das ganze deutsche Volk, das über der reinen Politik nie das Bedürfnis nach menschlich-personlichen Beziehungen zu unterbrücken gewillt ist.

Ausschnitt aus der »Deutschen
Allgemeinen Zeitung« vom
11. Oktober 1934

zu vertrauen, griff gern nach der freundschaftlichen Beziehung zu dem Ausländer, von dem er glaubte, dass er mit ihm ehrlich das Beste suchte.

Der Vortragende schilderte das Verständnis des Königs für seine Bemühungen zugunsten der deutschen Volksgruppe und schliesslich Alexanders aussenpolitisches Streben nach einer deutsch-französischen Versöhnung.

Das Leben des Königs endete tragisch. Ob es ihm gelungen wäre, seine Ziele zu erreichen, ist eine offene Frage geblieben.

1050. Sitzung
am 8. März 1944

*Anwesend die Herren v. Hassell,
Jessen, Popitz, Spranger
im Hause Popitz*

Vortragender: Baethgen

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

23.2.44

In der letzten Berliner Periode wieder ein schwerer Luftangriff. Furchtbarer Eindruck morgens, vor allem in Halensee. Bisher 15-17 Grossangriffe. Ergebnis: 50% von Berlin zerstört oder schwer mitgenommen. Warum sollen sie nicht noch die anderen 50% machen?...

Popitz fand ich degoutiert und nervös – begreiflicherweise. Man hat ihm gesagt, man fürchte ein Vorgehen gegen ihn und Goerdeler. Goerdeler scheint, schwer gewarnt, bewegungsunfähig zu sein. Stauffenberg hat Popitz erzählt, dass die Josephs [Generäle] Goerdeler nicht mehr empfangen wollten. Es geht alles zum Teufel!

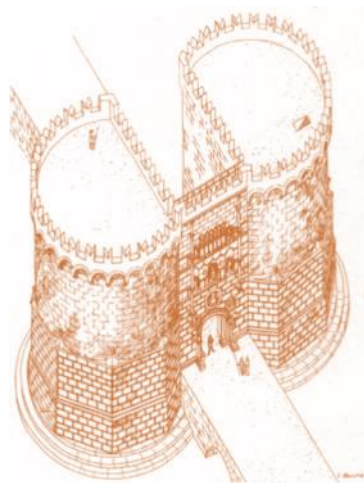
Der Vortragende sprach über die Persönlichkeit Kaiser Friedrichs II. und behandelte vor allem die Frage seiner völkischen Zugehörigkeit.

Ein Blick auf die Ahnentafel ergibt bei nur sehr geringem Einschlag lateinischen Blutes (Savoya) eine Mischung germanischer und romanischer Elemente, wobei die letzteren noch etwas überwiegen, da vor allem die mütterliche Familie der Normannenherrscher als vollkommen romanisiert angesehen werden muss. Diese Mischung spiegelt sich auch in dem äusseren Erscheinungsbild, von dem weniger die vorhandenen bildlichen Darstellungen als vielmehr die literarischen Quellen eine ungefähre Vorstellung vermitteln. Für die Formung der inneren Persönlichkeit sind neben den Erbanlagen die gestaltenden Mächte von Umwelt und Erleben in Rechnung zu stellen. Entscheidend sind hier vor allem die frühen, in Palermo verbrachten Jugendjahre gewesen, die Friedrich in besonders nahe Berührung mit der Mannigfaltigkeit der Völker und Kulturen seines Erbreiches brachten. Diese bestimmenden Eindrücke sind auch durch die dann folgende deutsche Periode nicht ausgelöscht worden. Trotz mancher Verbindungsfäden, die den Kaiser vor allem mit dem Elsass verknüpften, blieb Friedrich im Ganzen gesehen in Deutschland ein Fremder; wenn er später noch in die deutschen Verhältnisse eingreift, handelt es sich dabei überwiegend um Massnahmen, die nicht so sehr seiner eigenen Initiative entspringen, sondern zu denen er die Anregung von aussen her empfängt. Vielmehr liegt seit 1220 für ihn der Schwerpunkt menschlich und politisch in Italien. Bestimmend ist dabei einmal die Tatsache, dass das sizilische Erbreich für die kaiserliche Machtbildung eine Grundlage bot, wie

sie in gleicher Stärke damals in Deutschland nicht mehr zu finden war, nicht weniger aber die innere Verwandtschaft, die zwischen den hier herrschenden allgemeinen Formen des öffentlichen Lebens und der persönlichen Veranlagung des Herrschers bestand. Der realistische Rationalismus, der einen Grundzug von Friedrichs Wesensart ausmacht, zeigt sich am deutlichsten in seiner staatsmännischen Tätigkeit, in der Art, wie er die staatliche Schöpfung seiner mittelalterlichen Vorfahren weiterentwickelte und zur Reife brachte. Dabei sind als die hervorragendsten Merkmale zu nennen: eine noch stärkere Zurückdrängung der feudalen Elemente, als das schon bei den Normannen geschehen war, und ihre Ersetzung durch ein juristisch geschultes Beamtentum meist bürgerlicher Herkunft; weitere Durchgliederung der Behördenorganisation, besonders an der Zentrale, und weitgehender eigener Anteil des Herrschers an der Führung der Geschäfte; Steigerung der zentralistischen Tendenzen in der Absicht, ein einheitliches Recht für ein einheitliches Staatswesen zu schaffen; bewusste Rechtschöpfung im Gegensatz zu der germanischen Vorstellung der Findung oder Weisung latent vorhandenen Rechtes; Anlehnung an das römische Recht, das dem Kaiser als der klare Spiegel der Vernunft gemässer erscheint; natürliche Vernunft und Humanität als Richtschnur der Gesetzgebung; kühle und klare Vernünftigkeit auch in der Verwaltungstätigkeit, die in vielem schon an den aufgeklärten Absolutismus der Neuzeit gemahnt. Andererseits erfahren neben der Einwirkung römischer, byzantinischer und arabischer Vorbilder auch die absolutistischen Vorstellungen gegenüber der normannischen Epoche eine starke Akzentuierung, die besonders im Zeremoniell, im Gepränge der Hofhaltung, in der fürstlichen Selbstdarstellung durch die Kunst (Triumphtor von Capua) zutage tritt und die in der Sprache der Kaiserlichen Kanzlei und Umgebung bis an die Grenze der Vergottung übersteigert wird. Gegenüber der sonst im allgemeinen herrschenden Auffassung betonte der Vortragende jedoch, dass von dieser Seite her der innerste Nerv von Friedrichs Herrscherpersönlichkeit schwerlich zu erfassen sei. Vielmehr ist seine tatsächliche Politik gekennzeichnet durch eine überaus nüchterne Einschätzung der tatsächlichen Gegebenheiten, wie sich das verdeutlichen lässt sowohl an seiner Haltung gegenüber den Westmächten (Verzicht auf jeglichen Hegemonieanspruch, Appell an die monarchische Solidarität und damit Anerkennung der vollen Souveränität dieser Mächte) wie auch an seiner grundsätzlichen Einstellung dem Papsttum gegenüber (Gedanke des einträchtigen Zusammenwirkens mit dem



Goldaugustalis
Kaiser Friedrichs II.



Triumphtor zu Capua. Rekonstruktionszeichnung der Brückentürme



Seite aus dem Falkenbuch Kaiser Friedrichs II.

Kaisertum, stärkstes Entgegenkommen in Konfliktfällen, grundsätzlicher Verzicht auf jeden Versuch eines kaiserlichen Gegenpapsttums). Der gleiche, stark entwickelte Wirklichkeitssinn aber zeigt sich dann weiter auch in den überaus vielseitigen wissenschaftlichen Beobachtungen des Kaisers, den stets auf konkrete Anschauung gerichteten Fragen an zeitgenössische Gelehrte wie auch in seiner eigenen wissenschaftlichen Leistung, dem Falkenbuch. An diesem Werk ist das eigentlich Epochemachende die vollkommene Selbständigkeit gegenüber älteren Vorbildern und selbst der Autorität des Aristoteles sowie die durchaus empirische, auf Beobachtung und Experiment aufgebaute Methode. Endlich ist durch dies enge und nahe Verhältnis zur Wirklichkeit auch die weltanschauliche Einstellung des Kaisers beeinflusst. Zwar behielt das Christentum in seinen Reichen die Geltung als Staatsreligion, deren Innehaltung nötigenfalls mit strengen Strafen erzwungen wurde. Für ihn selbst aber hat die religiöse Kultübung offenbar nicht viel bedeutet, sein Denken wurzelte viel zu stark im Diesseits, als dass die Fragen des Transzendenten einen massgebenden Platz darin hätten einnehmen können. Andererseits ist er jedoch auch schwerlich der überzeugte Ketzler und Atheist gewesen, als den das Papsttum ihn zu brandmarken suchte, und zur vollen Klarheit und Folgerichtigkeit der Einstellung im religiös-metaphysischen Bereich ist er wohl überhaupt nicht gelangt.

Zusammenfassend konnte festgestellt werden, dass diese innere Zwiespältigkeit der religiösen Haltung, das Unvermögen und auch das mangelnde Bedürfnis, hier zu einer eindeutigen Entscheidung zu gelangen, mehr von romanischer als von germanischer Geistesart zeugt, ebenso wie auch eine ganze Reihe sonstiger, für das Bild seiner Persönlichkeit als konstitutiv erkannter Züge: die Rationalität der Staatsauffassung, die Neigung zum Zentralismus und Absolutismus, die ausgeprägte, auch in seinen künstlerischen Bestrebungen hervortretende Liebe zur Antike, die in dieser frühen Zeit nur auf italienischem Boden erwachsen konnte, endlich auch der nüchterne und klare Sinn für die Realität der Dinge. Dagegen wird man das Deutsche in Anspruch nehmen können für die faustische Weite und Tiefe seines Erkenntnisdranges, und väterliches, staufisches Erbe ist zweifellos die ausserordentliche Vitalität, ohne die die unvergleichliche Intensität seines Schaffens und Erlebens nicht zu denken wäre. Seiner geistigen Art nach aber steht er vorwiegend in der Tradition der mütterlichen Familie, und der italienische Boden hat ihm das Wesentliche für seine innere Formung und Ausrichtung gegeben.

1051. Sitzung
am 17. Mai 1944
im Hause
des Vortragenden Diels

Anwesend die Herren Baethgen,
Beck, Fechter, v. Hassell,
Schaeder, Spranger, Stroux

Der Vortrag behandelte *das Wesen der biologischen Species*.

In der Biologie besteht seit etwa 250 Jahren die Species als ein grundlegender Begriff. Die Wissenschaft suchte zunächst ihren Inhalt und ihre Umgrenzung durch eine zunehmende Zahl von Merkmalen der Form und des physiologischen Verhaltens zu bestimmen, deren Konstanz gefordert wurde. Doch zeigte es sich, dass eine solche Konstanz nur selten verwirklicht ist, dass die Merkmale vielmehr stark schwanken und dass ihnen für die Klassifikation wechselnder Wert innewohnt. Linné ordnete daher jeden Träger veränderter, aber nicht vererbbarer Merkmale als – Varietas – der Species unter und führte sie zurück auf eine – causa accidentalis –, auf die Wirkung eines Aussenfaktors also; seine Varietas entspricht demnach der – Modifikation – der heutigen Biologie.

Die Lösung Linnés hat sich jedoch als unhaltbar herausgestellt. Denn die geographische Isolierung zahlreicher Formenkreise setzt in der Regel den Einfluss der Umwelt voraus und erschüttert die negative Einschätzung der Aussenfaktoren, die in der Anfangszeit der modernen Genetik üblich war. Der Nachweis, dass modifikative Änderungen des Plasmas und des Kerngefüges nicht nur vorkommen, sondern häufig in erblichen Erscheinungen sich auswirken, beweist, dass äussere Faktoren die Bildung auch von Species herbeiführen können, Species und Varietas im Linnéschen Sinne sich also nicht scheiden lassen. Vielmehr erkennt man jetzt koordinierbare Mikrospecies an, die zuerst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Jordan und Kemer grundsätzlich angenommen und von vielen Biologen sanktioniert wurden, so sehr auch damit die Gefahr einer Zersetzung des Speciesbegriffes heraufbeschworen wurde. Um dieser Gefahr zu begegnen, suchte man die Species durch die Kriterien der Kreuzbarkeit und der Fertilität zu festigen. Doch ergab sich dabei, dass sehr häufig auch zweifellos verschiedene Species sich zu kreuzen und Bastarde zu bilden vermögen (z.B. Fingerhut, Primel, Rosen, Weiden). Freilich liefern solche Kreuzungen nicht selten geschwächte Nachkommen, die ihrerseits steril bleiben. Man versuchte daher die Species zu beschränken auf Organismen, die sich kreuzen lassen und dabei eine unverminderte Nachkommenschaft ergeben. Dem wider-

Womit damals die Gedanken des Verewigten im Stillen beschäftigt waren, erschloss sich mir in einem längeren Gespräch, das ich nach einer der letzten Zusammenkünfte beim Heimwege von Ludwig Diels oder Popitz auf der Strasse hin- und hergehend mit ihm führte. Erfragte mich, ob ich ihm eine neuere gute Wallensteinbiographie nennen könnte; ferner, ob ich einen jüngeren Historiker wüsste, der mit der Geschichte der einzelnen deutschen Landesteile so gut vertraut wäre, dass er bei Friedensverhandlungen sofort über territoriale Verhältnisse und Ansprüche Auskunft geben könnte, man also nicht auf lange Untersuchungen angewiesen, sondern gerüstet wäre.

Eduard Spranger, Generaloberst
Beck in der Mittwochs-Gesellschaft

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

14.4.44

... auch jetzt würde ein Systemwechsel noch verbesserte politische Möglichkeiten bedeuten, vor allem durch sofortiges Abhalten eines deutschen ordentlichen Gerichts über die uns regierenden Verbrecher, als moralische Entlastung und zur Bereinigung des deutschen Ehrenschildes auch politisch wesentlich.

Man macht nun Foch als sichtbarstem Exponenten dieser bewegten Zeit den Vorwurf,... dass der Geist der klassizistischen französischen Politik, der in ihm lebendig war, seine Feldherrnschaft massgebend beeinflusst habe.

Der objektive Vorwurf ist richtig. Der Versailler Friede ist nicht zuletzt aus diesen Gründen zu einem europäischen Unfrieden geworden. Über den subjektiven Vorwurf bin ich anderer Ansicht. Die Adresse, an die er zu richten ist, ist nicht der Feldherr, sondern der Staatsmann. .. Hatte aber Clemenceau – die Frage ist eigentlich schon beantwortet –, hatte irgendein Staatsmann Frankreichs oder auch in den alliierten Ländern ernstlich ein so weises Ziel im Auge, wie es zum Beispiel eine Verständigung mit Deutschland aufgrund jahrhundertalter Erfahrung, aufgrund der Erkenntnis, dass die Welt vor einem neuen Stadium der gegenseitigen Beziehungen angelangt war, aufgrund moralischer Überlegungen gewesen wäre? Nicht nur Foch war belastet mit der Erinnerung an seine Jugend, mit Gedanken an die Begleichung alter Schulden. Der Verlierer in einem Kriege pssegt in solchen Punkten, bei denen es sich für ihn zugleich vielleicht um einen letzten Ausweg handelt, klarer zu sehen, als der Gewinner im Hochgefühl des Sieges alle Folgen seiner Bedingungen zu überblicken vermag. Das ist Schuld. Das – Gericht der Weltgeschichte – hat das Urteil über den unseligen Friedensvertrag von Versailles einschliesslich der französischen Rheinlandpolitik gesprochen. Hat es aber damit auch den Feldherrn und Menschen Foch gerichtet? Ich glaube nein...

Ludwig Beck, Studien

sprach der Umstand, dass mitunter gerade bei nächster Verwandtschaft das Kreuzungsvermögen fehlt und Selbststerilität vorherrscht (z.B. Schaumkraut, Süsskirschen). Damit ist erwiesen, dass Verwandtschaftsgrad und Fortpflanzungsfähigkeit nicht gesetzmässig fest gebunden sind, dass auf ihr Verhältnis ein sicheres Diagnostikum der Species nicht zu gründen ist. Auch die gleiche Abstammung gibt nicht immer ein zuverlässiges Kriterium, und umgekehrt kann für eine unbestrittene Art nicht immer ein gleicher Stammbaum angenommen werden. Für den Haushund z.B. ist allgemein anerkannt, dass mehrere Species von Wölfen an seiner Bildung beteiligt sind.

Alle diese verschiedenen Problematika der Species spielen eine grosse Rolle in der Anthropologie und spiegeln sich in den Versuchen, den Menschen und seine Varianten biologisch zu klassifizieren.

Es ergibt sich, dass die Species mit ihren Gliedern keine Realität ist, sondern eine unentbehrliche Abstraktion. Aber trotz schwerer Nachteile ihrer subjektiven Fassung hat sie sich bewährt als ein praktischer Behelf, die Mannigfaltigkeit der Organismenreiche zu bewältigen, und muss darum auch in Zukunft mit dauernder Kritik gepflegt werden.

1052. Sitzung
am 31. Mai 1944
im Hause Sauerbruch
Vortragender: Beck

Anwesend die Herren Baethgen,
Diels, Fechter, v. Hassell,
Jessen, Sauerbruch, Spranger

Der Vortragende sprach über das Thema: – Foch, unser grosser französischer Gegner, wie ich ihn sehe. –

Einleitend wird die Schwierigkeit, aber auch Notwendigkeit hervorgehoben, sich vom Gegner, zumal einer zeitlebens deutschfeindlichen Persönlichkeit wie Foch, ein *unvoreingenommenes* Bild zu machen. Dieses aber ist nötig, wenn man Foch richtig erkennen und von ihm lernen will. Dazu muss ferner das ganze Leben von Foch als Grundlage herangezogen werden. Das französische Quellenmaterial ist das ergiebigste, danach das englische, das deutsche spärlich und nicht frei von Voreingenommenheit.

Foch war Südfranzose, Beamtensohn, strenger Katholik, hauptsächlich auf geistlichen Schulen herangebildet. In Metz bereitete er sich 69/70 auf der école polytechnique für einen Zivilberuf vor. Seine Einschätzung des Einflusses der études des lettres und scientifiques als Bil-

dungsgrundlagen wurden hervorgehoben. Der Niederbruch Frankreichs 1870/71 veranlassten Foch, sich, nach bestandenem Examen für die école polytechnique 1871 in Nancy, dem Offiziersberuf zuzuwenden. Seine gründliche und vielseitige militärische Laufbahn bis 1914 wurde skizziert, auf sein erfolgreiches Streben, vor allem die englische und russische Armee kennenzulernen, hingewiesen. Es folgten Ausführungen über seine beiden Lehrbücher von 1903 und 1904, – Des principes de la guerre – und – De la conduite de la guerre –, wie über seine berühmt gewordene Rede 1903 über die Schlacht von Laon 1814. Die genannten Bücher geben ein gutes Bild von der geistigen Werkstatt Fochs und seiner taktischen und strategischen Gedankenwelt vor dem Ersten Weltkrieg. Bemängelungen dieser durch Liddel Hart in seinem – Foch, the man of Orléans – werden zurückgewiesen, die Ziele, die sich Foch als Lehrer des Generalstabs und seines Nachwuchses gestellt hatte, untersucht. Die Laoner Rede wird in den Schlussfolgerungen über das endliche Scheitern des Feldherrn und Staatsmannes Napoleon als eine Art persönlichen Glaubensbekenntnisses Fochs bezeichnet, an dem er auch später, so in seiner Rede zum 100. Todestag Napoleons am 5.5.1921, festhielt. Der Vortragende erläuterte dabei seine abweichende Auffassung über die von Foch in seiner Rede 1903 aufgestellten Rechtsgrundsätze und ihre Befolgung in den späteren Entscheidungen des Weltkriegs zu der Auffassung des Prof. Beyerhaus-Breslau in seiner Schrift – Die Europa-Politik des Marschalls Foch –. – Sodann wurde Fochs äussere Laufbahn im 1. Weltkrieg behandelt, vor allem seine Rolle als schliesslicher Commandant en Chef des armées alliées en France. Fochs Führung und Führungsgabe wurde im einzelnen – zunächst auf Grund einer Stegemannschen Abhandlung – geprüft: sein Glück, seine Willenskraft und die Tatsache, dass er immer erst eingreifen musste, als der Höhepunkt der Krise bereits überschritten gewesen war. Ergebnis: Fochs Glück war verdient, weil er tüchtig war (Moltke). Fochs Willenskraft war ergänzt durch seine ratio und seinen Glauben an Gott, Fochs Eingreifen erfolgte für ihn selbst noch im Nebel völliger Ungewissheit, diese allein ist für das Urteil massgebend, nicht der nachher erkannte Stand der Dinge. Des Weiteren wurde erwähnt, dass, wenn Foch im Laufe des Krieges frühere Auffassungen über diesen hat über Bord werfen müssen, es ihm ergangen ist, wie wohl allen oberen Führern in beiden Lagern. Schliesslich galt die Untersuchung der Frage, ob und inwieweit Fochs Feldhermkunst in der zweiten Hälfte 1918 zu Recht oder zu Unrecht beanstandet wird. Der Vortragende kommt zu dem Urteil, dass



Ferdinand Foch (1851-1929)

Aus einem Brief Eduard Sprengrers vom 3. Juni 1944:

Bei Sauerbruch gibt es nach einem kurzen Vorspiel immer gleich Sekt. Da man wenig im Magen hat, wird die Stimmung bald animiert. Beck hielt den Vortrag über Foch. Jessen, den Sauerbruch nach einem schweren Autounfall bei Alarm wieder zusammengeflickt hat (Schädel-, Nasenbein- und Fussbruch), war auf der Bahre herangeholt worden. Beck, trotz schweren Brandes im Hause, 24.125. III., geht es – märchenhaft – gut. Sonst leben wir monoton. Die Flieder- und Kastanienblüte waren herrlich. Aber in der Nähe ist alles so zerstört, dass man nicht gehen mag.

Gelegentlich brach auch der Stolz des Mediziners aus Sauerbruch hervor, elementar und so, dass er selber lachen musste. Jens Peter Jessen,... hatte einen schweren Autounfall erlitten, Brüche der Beine, des Nasenbeins, allerhand sonstige Verletzungen. Sauerbruch hatte ihn in zäher, geduldiger Arbeit wieder zurechtgemacht, und als wir an einem schönen warmen Frühsommerabend bei ihm im Grünwald in der Herthastrasse zusammenwaren, liess er den Patienten Jessen, noch auf einer Bahre liegend, aber sonst wieder wohltauf, als Überraschung zu uns hereintragen, damit er an dem festlichen Stullenmahl teilnehme, das durch einen frühen Fliegerangriff noch einen besonderen Reiz bekam. Die Freunde waren alle hocherfreut; ich gratulierte Sauerbruch vor allem zu der ausgezeichnet gelungenen Reparatur von Jessens Gesicht. Er sähe genauso aus wie früher, und seine Nase habe vollkommen die alte Form.

– Ja –, sagte Sauerbruch stolz, – und vor allem: seit zwei Tagen kann er wieder mit ihr atmen. Ich habe ihm zwei neue Naslöcher hineingebrannt. – Als er mein etwas frapportiertes Gesicht sah, musste er selber lachen.

Paul Fechter, An der Wende der Zeit

Foch durchdacht, folgerichtig und immer im Rahmen des Möglichen, also richtig gehandelt hat. Dem grundsätzlichen Gedanken Fochs hinsichtlich der Entscheidungsoffensive aus dem Stellungskrieg heraus wird unter den Voraussetzungen, wie sie für ihn bestanden, zugestimmt.

Fochs Stellungnahme, von Clemenceau gefordert, zu dem deutschen Waffenstillstandsangebot wird nach ihrer politisch-militärischen Seite hin eingehend betrachtet. Auch hier wird ihm als dem militärisch Höchstverantwortlichen für die erfolgreiche Wendung des Krieges zugestimmt, auch dass er den Waffenstillstand, so er ihn nach den von ihm vorgeschlagenen Bedingungen haben konnte, einer letzten Entscheidung mit den Waffen vorzog.

Bei dem Urteil über die sogenannte Fochsche Rheinlandpolitik wird ihr militärischer Hintergrund als massgebend für die Beurteilung und Haltung Fochs betont und die Schuld an der französischen Rheinlandpolitik nicht so sehr ihm als der politischen Leitung zuerkannt.

Es folgen dann noch Ausführungen über Fochs Stellung- und Einflussnahme nach dem Krieg, über seine unversöhnliche Einstellung gegen Deutschland, seine mancherlei Warnrufe, dass der Friede Frankreich die erforderliche Sicherheit nicht verschafft habe, schliesslich auch über Persönliches aus den letzten Lebensjahren Fochs, die ihm zuteil gewordenen Ehrungen, vor allem die Einweihung seines Reiterstandbildes in Cassel. Zusammenfassend müsse man in Foch, ohne ihn in der Reihe grosser früherer und zeitgenössischer Soldaten plazieren zu müssen, einen grossen Gegner sehen, von dem viel zu lernen ist; der Ablauf der militärischen Ereignisse 1918 auf dem Hauptkriegsschauplatz erfordere zum vollen Verständnis, dass man an seine Persönlichkeit ohne Voreingenommenheit heranzugehen und sie zu würdigen bemüht sei.

1053. Sitzung
am 14. Juni 1944
im Hause
des Vortragenden Stroux

*Anwesend die Herren Baethgen,
Beck, Diels, Fechter,
Heisenberg, Popitz, Schaefer,
Spranger*

Gastgeber und vorgesehener Redner Herr Schadewaldt. Da Herr Schadewaldt aus dem Riesengebirge, wo er schwer erkrankte, eine Absage schicken musste, aber den Wunsch hatte, dass die Sitzung auch ohne ihn gehalten werde, hielt Herr Stroux einen improvisierten Vortrag über Caesars Darstellung des Eburonenaufstandes.

Einleitend würdigte er kurz die einzigartige Rolle, die



das Bellum Gallicum Caesars in der römischen wie der europäischen Literatur spielt als Monument, in dem zugleich die Genialität des Feldherrn und die des Schriftstellers Caesar weiterlebt und als ein Grundbuch europäischer Geschichte, in dem die Bedeutung Galliens und der von Caesar herbeigeführten Westausdehnung des Imperium Romanum für den geschichtlichen Aufbau Europas ihre erste Begründung findet. Unter den Problemen, die das nur dem äusseren Scheine nach einfache und schlicht berichtende Buch umgeben, tritt das der Glaubwürdigkeit Caesars hervor, über das viel disputiert und auch rasonniert wurde. Es gilt, hierfür wirkliche Kriterien zu finden, die über den unerquicklichen und unergiebigen Gegensatz caesarfeindlicher Verdächtigung und caesarfreundlicher Apologetik hinwegführen, stattdessen aber die Art, wie Caesar durch Darstellung und vor allem durch Anordnung der Ereignisse motiviert und die von ihm gewollte Auffassung suggeriert, erkennbar machen. Der Vortragende sieht in der die zweite Hälfte des 5. und grosse Teile des 6. Buches füllenden Darstellung des Eburonenaufstandes und des Kampfes mit Ambiorix das beste, von Caesar grossangelegte Beispiel für diese Darstellungsweise. Hier tritt die Wende seiner grossen Erfolge ein, die zur letzten, aber grössten Krise, dem von Vercingetorix geführten Aufstand von ganz Gallien, die Vorbe-



Gallische Gefangene unter einer aus gallischen Waffen gebildeten Trophäe (Triumphbogen von Orange)

reitung bildet. Caesar musste alles daran gelegen sein, die Momente, die seine, des Oberfeldherrn, eigene Verantwortung begründen konnten, zurücktreten, dafür das unberechenbare Kriegsglück, die Fehler seiner Legaten, besondere Umstände, die den Feind begünstigten, als die wahren Gründe der erlittenen Rückschläge erscheinen zu lassen. Ambiorix' erster Sieg war zugleich die schwerste Niederlage, die Caesars Heer in Gallien überhaupt erlitt. Anderthalb Legionen, die gesamte Besatzung eines Winterlagers, wurden vollständig aufgerieben. Die Darstellung und die Charakterisierung des einen der beiden Kommandanten ist ganz auf die Lösung der Schuldfrage abgestellt. Aber abgesehen davon, dass nach römischer Auffassung die Verantwortung des Feldherrn für das, was der von ihm eingesetzte Legat als Unterführer verfehlt, durch dessen Preisgabe nicht entlastet wird, sind die Momente, die auf diese Verantwortung Caesars Rückschlüsse erlauben, durch die Art der Darstellung ganz verdeckt: Warum sind die Winterlager zu Ambiorix und den Eburonen verlegt, wie weit waren die früheren guten Beziehungen Caesars zu Ambiorix für die Wahl des Standortes massgebend, warum wurden *zwei* Kommandanten, deren Kommandogewalt in den Stunden der Gefahr verhängnisvoll rivalisierte, ernannt? Von dem gefährlichen Eindruck der Niederlage auf ganz Gallien wird vorerst nicht gesprochen, dafür die Bestürmung des zweiten Lagers durch Ambiorix zu einem sehr überlegt komponierten Gegenbeispiel ausgestaltet. Hier handelt der Legat, wie es römischen Grundsätzen entsprach, deshalb gelingt, wenn auch unter grössten Schwierigkeiten, die Verteidigung so lange, bis das rettende Erscheinen Caesars die Aufhebung der Belagerung und den Sieg über die an Zahl weit überlegene Masse des Belagerungsheeres brachte. Nun tritt der Feldherr mit einer Rechtfertigungsrede vor das Heer, die dieses von dem belastenden Eindruck der Niederlage erlösen soll. Noch stärker zeigt sich der Dienst, den Anordnung und Folge der Ereignisse und die Darstellungsweise der Rechtfertigung des Feldherrn leistet, in der Entwicklung des neuen Kriegsplanes, mit dem Caesar die Taktik des Ambiorix, sich einer Schlacht zu entziehen und von Sümpfen, Wäldern und Schlupfwinkeln aus den Kleinkrieg zu führen, zunichte machen wollte. Der Plan, der im Aufgebot der Gallier, als Plünderer und Beutemacher das Eburonenland zu verwüsten, bestand, widersprach römischer Tradition, war zudem, wie sich zeigte, im Ganzen unwirksam, brachte bewaffnetes Kriegsvolk in Gallien in Bewegung und lockte als am meisten ungewollte Folge ein germanisches Reiterkorps der Sugambren über den Rhein, dem

um ein Haar ein römisches Kriegslager mit dem gesamten Train der unter Caesar operierenden Truppen zum Opfer gefallen wäre. Hier springt auch aus Caesars vorsichtiger Verdeckung in die Augen, dass sein neuer Plan im Ganzen eine Fehlrechnung war, dass Ambiorix weder von den Eburonen abgesetzt noch von den Römern gefangen wurde. Noch im X. Buch, dem letzten Kriegsjahre, nach dem Entscheidungskampfe mit Vercingétorix, muss Caesar, wie sein Fortsetzer berichtet, einen *neuen* Verwüstungszug mit den eigenen Legionen durch das Eburonenland unternehmen. Und wieder entkam Ambiorix selbst der Verfolgung. Die Motivierung aber, die Caesar seinem neuartigen Plane gibt, steht wieder, wie der Vortragende zu erweisen sucht, im Dienste der Rechtfertigung. Nur das unberechenbare Kriegsglück hat Caesars Absichten durchkreuzt, nur dieses den Einbruch der Germanen und ihr unerwartetes Erscheinen vor dem römischen Lager verursacht. Bevor das aber niedergeschrieben wurde, hatten die Ereignisse Caesar ebenso über die Erfolglosigkeit des Planes wie über die Gefahr, die mit dem Aufruf plündernder Sklaven verknüpft war, belehrt, darum wendet er die ganze geschilderte Kunst indirekter Motivierung auf, um die Überlegungen, die ihn zu diesem Plane führten, als richtig zu erweisen. Was sich am Beispiel der Darstellung des Eburonenaufstandes beobachten lässt, ist eine auch für die anderen Teile des *Bellum Gallicum* geltende Kunst indirekter Motivierung, die für Caesars Art, das Urteil in der von ihm gewollten Richtung zu führen, charakteristisch ist.

1054. Sitzung
am 28. Juni 1944
im Hause
des Vortragenden Popitz

Anwesend die Herren Baethgen,
Beck, Diels, v. Hassell,
Heisenberg, Pinder, Spranger,
Stroux

Dieser sprach über die Frage, ob es einen allgemeingültigen *Begriff des Staates* gibt, der als politische Organisationsvorstellung der gesamten Geschichte brauchbar sei. Dies sei besonders in der letzten Zeit bezweifelt worden, so von dem Historiker Otto Brunner, der den Begriff des Staates für die politischen Gebilde des Mittelalters für unanwendbar erklärt habe, und von dem Staatsrechtler Carl Schmitt, der im Staat eine doch nur zeitgebundene Organisationsform des 19. Jahrhunderts sehe, die sich nicht auf andere Zeiten und Völker übertragen lasse. Der Vortragende versuchte demgegenüber einen Staatsbegriff zu entwickeln, der, ohne inhaltlos zu sein, Allgemeingültigkeit in Anspruch nehmen könne.

Aus einem Brief Eduard Spren-
 gers vom 29. Juni 1944:

Der Angriff am 21. Juni, während
ich in der Stadt war, war einer der
allerschwersten. Fast die ganze
Innenstadt hat gebrannt, manches
Gebäude zum dritten und vierten
Mal...

Gestern war Mittwochs-Gesell-
schaft. Sachverständige dort rech-
nen mit der Entscheidung in diesem
Jahr. Mit meinem besonderen
Freund [Ludwig Beck] konnte ich
eingehend reden; volle Überein-
stimmung. – Heute Nachmittag ist
öffentliche Leibniz-Sitzung der Aka-

demie in dem Drittel des Preussischen Finanzministeriums, das noch steht. Heisenberg redet und feiert zugleich die 50jährige Zugehörigkeit von Planck zur Akademie...

Aus den unveröffentlichten Tagebüchern Ludwig Diels*:

*Donnerstag, 13. Juli 1944
Die letzte Akademie-Sitzung vor den Ferien mündet wieder in ein langes Gerede über die Präsidentenwahl aus. Schliesslich kommt zur Sprache, ob nur ein Parteimitglied als Präsident bestätigt werden würde. Manche tun sehr erstaunt über diese Möglichkeit, ob aus Naivität oder aus Diplomatie, ist nicht zu entscheiden!*

Er dürfe allerdings keine Elemente enthalten, die erst dem modernen Staate eigen seien, insbesondere seien solche juristischen Konstruktionen unbrauchbar, die geregelte Rechtsbeziehungen zwischen den Mitgliedern des Staates und dem Inhaber der Herrschaftsgewalt unterstellten oder für den Staat begriffsnotwendig das Merkmal des Rechtsschutzes in Anspruch nähmen. Überhaupt dürften in einen allgemeingültigen Begriff des Staates keine Merkmale eingefügt werden, die von einer bestimmten Lehre des Staates ausgingen, ihm religiöse, moralische, rechtsstaatsmässige Aufgaben zuwiesen. Die Geschichte zeige, dass nicht einmal die Aufgabe des Schutzes der Staatsangehörigen gegen Störungen von aussen oder im Inneren allen staatlichen Gebilden eigen sei. Auch Theorien über die Entstehung von Staaten – Ausbeutungstheorie, contract social usw. – haben mit dem Begriff selbst nichts zu tun.

Rein empirisch liessen sich folgende vier Erscheinungen finden, die in ihrer Zusammenfassung den Staat konstituierten:

1. Eine von anderen Menschen abgesetzte Gruppe von Menschen,
2. ein Gebiet, auf dem sie wohnen,
3. eine Herrschaftsgewalt, die sich auf diese durch das Gebiet abgegrenzten Menschen beziehe, und
4. ein dauernd wirkender Sinnzusammenhang, in dem die Menschen infolge ihrer Unterstellung unter die Herrschaftsgewalt stehen.

Vor näherer Erläuterung dieser vier Merkmale wird die Frage nach dem Oberbegriff für das Gebilde, das es aus diesen Merkmalen zu definieren gilt, untersucht. Als Oberbegriff komme nicht in Betracht der Begriff des Zustandes (Kant) oder der Ordnung (Aristoteles). Auch nicht der des Organismus, weil ein von Naturgeschehen beherrschtes Leben sich nur bei Einzelindividuen vorstellen lasse und, wenn man den Gesamtwillen aus der Gemeinsamkeit des Bewusstseins und des Willens der Angehörigen des Staates konstruieren wolle, man sich im Widerspruch mit den geschichtlichen Gegebenheiten befinde, da es genug Staaten gegeben habe, in denen von einer Gleichgerichtetheit des politischen Willens der Untertanen keine Rede sein könne. Dasselbe liesse sich gegen die Verwendung des Begriffes Verband als Oberbegriff für den Staatsbegriff einwenden, weil eben jede echte Verbundenheit unter den Angehörigen eines Staates fehlen könne. Auch der Begriff Volk sei unanwendbar; was man auch als konstituierend für diesen Begriff ansehe – die Gemeinsamkeit der Sprache, der Rasse, Religion, der Kultur usw. –, ein Blick in die Geschichte

zeige, dass es viele Staaten gegeben habe, die in jeder dieser möglichen Bedeutungen mehrere Völker umfassen (z.B. Österreich-Ungarn, Belgien, selbst das Heilige römische Reich deutscher Nation, Jugoslawien mit Katholiken, Orthodoxen und Mohammedanern).

Nach dieser vergeblichen Suche nach einem für alle Staaten geeigneten Oberbegriff wandte sich der Vortragende der näheren Erläuterung der empirisch gefundenen vier Begriffsmerkmale zu.

Mit der Ablehnung der allgemeinen Brauchbarkeit des Begriffes Volk sei zu dem ersten – der Menschengruppe – nichts weiter auszusagen. Das Begriffsmerkmal Gebiet sei unentbehrlich, wandernde Stämme seien noch keine Staaten, sie seien Staatengründer. Die in vielen Perioden feststellbare Flüssigkeit der Grenzen sei kein Argument gegen dieses Begriffsmerkmal, das lediglich den Bereich bezeichnen wolle, der die zum Staate gehörenden Menschen, deren Beieinander bereits ein territoriales Moment enthalte, zusammenfasse; die geographische Lage eines Staates sei seine Umwelt, aus der ihm seine politische Aufgabe erwachse und in dem seine Kontinuität sichtbaren Ausdruck erhalte.

Eingehende Behandlung erfuhr das Begriffsmerkmal der Herrschaftsgewalt, denn nicht nur der Staat habe eine Herrschaftsgewalt, es könne neben ihm noch andere Machtträger geben, die Herrschaftsgewalt ausüben, so Territorien, Grundherrschaften usw. Es bedürfe also der Qualifizierung der Herrschaftsgewalt, die dem Staat und nur ihm zuzuerkennen sei. Der Vortragende lehnte ab, diese Qualifizierung mit der lange Zeit herrschenden Lehre in dem Begriff der Ursprünglichkeit zu sehen, wobei unterstellt wird, dass alle anderen im Staate bestehenden Herrschaftsgewalten ihre Macht vom Staate ableiten (Delegationstheorie der modernen Staatslehre). Es sei Otto Brunner durchaus zuzugeben, dass im Mittelalter die Länder, Grundherrschaften usw. eine vom Reich nicht ableitbare, autogene Herrschaftsgewalt besessen haben. Auch das Phänomen des Länderstaates sei mit dem Begriff der Ursprünglichkeit nicht konstruierbar. Es bestände vielmehr in solchen Fällen eine Teilhaberschaft mehrerer je für sich autogener Gebilde an der Bildung des staatlichen Willens. Dem Staat stünde kein Monopol auf die Herrschaftsgewalt zu, wohl aber sei seine Herrschaftsgewalt den anderen im Staat bestehenden an echtem Wirkungsgrad überlegen, sei die oberste Herrschaftsgewalt. Das wurde insbesondere für das alte deutsche Reich und seine Territorien näher dargetan.

Das vierte Begriffselement – der Sinnzusammenhang

Aus Ulrich v. Hassells Tagebuch:

10.7.44

Die Katastrophe zeichnet sich immer deutlicher am Horizonte ab. Bisher sprachen alle Anzeichen noch für eine ziemlich lange Dauer, aber Jetzt mehren sich doch die Momente, die ein baldiges Ende als möglich erscheinen lassen... Bei Popitz war eine Mittwochs-Gesellschaft, in der er über den – Staat – sprach, etwas schwer, Stimmung gedrückt. Beck ist hoffnungslos (für ein Attentat). Mit Wolf Ulli nochmals bei Popitz. Ich besuchte vorher Jessen, der noch von seinem Autounfall her liegt. Er scheint noch eine leise Hoffnung zu haben. Bei Popitz sprachen wir über den entsetzlichen Fall Kiep. Er und Fräulein von Thadden sind auf Zeugnis des schweinishen Lockspitzels Dr. med. Reckzeh wegen Defaitismus zum Tode verurteilt worden – vielleicht schon tot. Zwischen Jessen und Popitz traf ich Sauerbruch auf der Strasse, der bei dem Blut- – Justiz – Minister Thierack war, um für eine Begnadigung Kieps zu sprechen. Er ist immer hilfsbereit und mutig. Thierack tat halb- oder unorientiert, machte Andeutungen über – Verbindung mit dem Feinde – und warnte Sauerbruch, sich für zum Tode Verurteilte einzusetzen, was oben sehr übel aufgenommen würde!

Aus einem Brief Eduard Spren-
gers vom 12. Juli 1944:

*Die Vorlesungen und Übungen
machen immer noch berechtigte
Freude. Wenn trotz aller Nöte fast
immer alle vollzählig da sind, so ist
das wohl ein Beweis, dass man nicht
ganz an den Gemütern vorbeiredet.
Ich habe auch im privaten Verkehr
günstigste Eindrücke. Ein für die
Habilitation Befähigter bekamte
sich ganz schlicht zu dem Satze, dass
wir einfach das Wahre, das Gute
und das Schöne wieder ehren müsst-
en, ein anderer dazu, dass man die
Idee der Menschheit wieder zu
Ehren bringen müsste.*

zwischen den der Herrschaftsgewalt unterworfenen Men-
schen – dürfe, wenn man der Geschichte nicht Gewalt
antun wolle und nicht in die Frage von der Idee eines
Staates abgleiten wolle, nicht dahin gedeutet werden, dass
sich aus den gleichgerichteten Einzelwillen irgendwie ein
Gesamtwille konstruieren lassen oder dass, wie Smend es
darzulegen versucht habe, im Wege eines ständigen Inte-
grationsprozesses eine gegenseitige Durchdringung von
Staat und Einzelnen stattfinde. Staatsgefühl, Patriotis-
mus, die Überzeugung von der Gemeinsamkeit der Auf-
gabe machten den idealen Staat aus, sie sollten vorhan-
den sein, ihre Ausbildung zu verfolgen, sollte sich der
Inhaber der Herrschaftsgewalt angelegen sein lassen.
Aber die Geschichte zeige, dass alles das auch fehlen
könne. Für den Allgemeinbegriff des Staates sei der Zu-
stand des Unterworfenseins unter die Herrschaftsgewalt
allein dasjenige, was die zum Staat gehörende Menschen-
gruppe zum Kollektivum mache. Zwar ergäbe sich im
Laufe der Geschichte gewiss in den geschichtlich tragen-
den Staaten eine Vertiefung des Sinnzusammenhanges,
es entstände eine Ordnung des Zusammenlebens, ein
Apparat des Staates – Heer, Polizei, Justiz usw. –, aber
unbedingt geschichtsnotwendig seien alle diese Qualifi-
zierungen nicht.

Es ergibt sich danach folgende Begriffsbestimmung für
den Staat im Sinne eines allgemeingültigen Begriffs für
alle Völker und Zeiten:

Staat ist die auf einem Gebiet lebende und sich ständig
erneuernde Gruppe von Menschen, die dadurch zusam-
mengehalten ist, dass sie einer Herrschaftsgewalt unter-
steht, die ihrerseits dem Grade nach allen anderen in
diesem Gebiet noch bestehenden Herrschaftsgewalten
übergeordnet ist.

Zum Schluss zeigte der Vortragende, dass gegenüber
einem solchen Allgemeinbegriff die Ansicht Otto Brun-
ners, das Mittelalter kenne keinen Staat, unbegründet sei.
Seine an sich durchaus wertvollen Bemühungen, die
Unterschiede der Verfassungslage im Mittelalter von der
des modernen Staates herauszuarbeiten, zeigten nur, dass
eine Begriffsbestimmung des Staates falsch ist, wenn sie
nicht die Verschiedenheiten in der geschichtlichen
Entwicklung berücksichtige.

1055. Sitzung
am 12. Juli 1944
im Harnackhaus
Vortragender: Heisenberg

Anwesend die Herren Baethgen,
Beck, Diels, Fechter, Jessen,
Popitz, Schaefer, Sauerbruch,
Spranger, Stroux

Der Vortrag stellte sich die Aufgabe, die Frage – Was sind die Sterne? – durch die Geschichte der Astronomie zu verfolgen und insbesondere die Antwort, die unsere Zeit auf diese Frage gibt, darzulegen.

Der historische Teil des Vortrages musste leider unvollständig bleiben, da die notwendige Literatur nicht zugänglich war. Im Altertum stand im allgemeinen die Frage – Wie bewegen sich die Sterne? – im Vordergrund. Es war gewissermassen – wie es etwa im Timaios bei Plato anklingt – die erste Aufgabe der Sterne, durch ihre gleichmässigen Umläufe das Mass der Zeit festzulegen. Man könnte annehmen, dass dabei die Frage nach der Natur der Sterne eine einheitliche, naheliegende Antwort gefunden hätte, etwa die Antwort: – Die Sterne sind feurige Körper, die Licht und Wärme ausstrahlen. – Diese Antwort wird auch, in etwas verschiedenen Formen, von mehreren Philosophen gegeben: Heraklit, Empedokles. Aber es gibt auch ganz andere Auffassungen: Aristoteles nimmt an, dass die Sterne starr mit der Sphäre verbunden seien, in der sie sich bewegen, dass sie also auch ihrer Beschaffenheit nach dieser Sphäre ähnlich, insbesondere nicht – feurig – seien. Ihr Leuchten soll dann dadurch zustande kommen, dass sie bei der mit der Bewegung verknüpften Reibung in der Luft diese erhitzen und zum Leuchten bringen. Bei Anaxagoras sind die Gestirne trockene Massen, die an den Rand des Weltalls geschleudert worden sind und sich dort entzündet haben. – In der späteren Diskussion wies Herr Stroux daraufhin, dass die Stoiker die Sterne als aus einem – feurigen Hauch – bestehend angesehen haben, eine Anschauung, die schon viel eher mit der modernen Auffassung, – die Sterne sind glühende Gaskugeln –, verglichen werden kann.

Hinsichtlich der Grösse zerfielen die Himmelskörper in zwei Gruppen: Sonne und Mond einerseits, die Sterne (Fixsterne und Planeten) andererseits. Dabei war bekannt, dass der Mond viel kleiner war als die Sonne, das Verhältnis der Grösse der Sterne zu der des Mondes war unbekannt, jedenfalls galten die Sterne als viel kleiner als die Sonne.

Beim Beginn der Neuzeit brachte die Entdeckung des Kopernikus einen vollständigen Wandel in den Ansichten über die Grössenverhältnisse des Sternsystems hervor. Die nur mit den feinsten Instrumenten noch nachweisbare – Parallaxe – der Fixsterne zwingt dazu, anzunehmen,

Aus den unveröffentlichten Tagebüchern Ludwig Diels':

Mittwoch, 12. Juli 1944
Unsere Mittwochs-Gesellschaft tagt im Harnackhaus. Heisenberg spricht über das Wesen der Sterne. Die Stimmung ist gedrückt. Besonders Jessen, der Defätist, trägt dazu bei. Ergibt uns zu verstehen, er habe gestern mit hohen Militärs gesprochen, die erklärt hätten, im September werde der Krieg – aus – sein!

Ein heller Sommertag steigt auf – Werner Heisenberg hat die Mittwochs-Gesellschaft ins Harnackhaus gebeten zu seinem Jahresvortrag über die Frage – Was sind die Sterne? –. Es sind viele gekommen, ganze zehn Mann von uns: Ludwig Beck ist dabei, der Generaloberst Beck mit seinem grossartig noblen Gesicht, das man damals zum letzten Male sah; denn der Vortrag fand genau eine Woche vor dem 20. Juli 1944 statt. Popitz sitzt neben Beck, Jens Jessen, den ebenfalls jener Schicksalstag hinwegraffte, ist auch gekommen, ebenso Ludwig Diels, damals noch Herr des Botanischen Gartens, und sogar Sauerbruch hat sich freigemacht: er will auch wissen, was die Sterne sind. Und Heisenberg erzählt. Er rekapituliert die Geschichte der Vorstellungen vom Wesen der Gestirne, so gut er es kann: die notwendige Literatur ist selbst ihm nicht mehr zugänglich gewesen – im Jahre 1944. So kommt er, der Not gehorchend, bald auf die heutige Astrophysik – und die Gestirne verwandeln sich vor uns in glühende Gaskugeln...

Paul Fechter, Menschen auf meinen Wegen

Ich erinnere mich an den letzten Abend dieser Gesellschaft im Juli 1944, zu dem ich die Mitglieder ins Harnackhaus eingeladen hatte. Ich hatte den Nachmittag über in meinem Institutsgarten Himbeeren gepflückt, die Leitung des Harnackhauses hatte Milch und etwas Wein beigesteuert, so konnte ich meine Gäste wenigstens mit einem frugalen Mahl bewirten. Dann berichtete ich über die Atomenergie in den Sternen und ihre technische Ausnützung auf der Erde, soweit ich eben nach den Geheimhaltungsbestimmungen darüber reden durfte. An der Diskussion beteiligten sich vor allem Beck und Spranger. Beck sah sofort, dass sich von hier aus alle bisherigen militärischen Vorstellungen von Grund auf ändern müssten, und Sprangerformulierte, was wir Physiker seit längerer Zeit vermuteten, dass die Entwicklung der Atomphysik Wandlungen im Denken der Menschen verursachen könnte, die weit in die gesellschaftlichen und philosophischen Strukturen reichen.

Werner Heisenberg, Der Teil und das Ganze

dass die Fixsterne *viel* weiter von der Erde und Sonne entfernt sind als die Planeten. Aus dieser weiten Entfernung folgt wieder, dass sie etwa so gross und so hell sein müssen wie die Sonne; denn sonst wäre nicht verständlich, dass sie noch in so weiter Entfernung so deutlich zu sehen sind. Durch diese Erkenntnis bildet sich eine ganz andere Gruppeneinteilung der Sterne: Sonne und Fixsterne sind von gleicher Art, sie sind die grössten Himmelskörper und leuchten als glühende Gaskugeln. Die Erde und die Planeten sind viel kleiner, sie sind kalt und leuchten nur in dem von der Sonne erborgten Licht; die Monde umkreisen als noch kleinere, kalte Massen die Planeten.

Die Erfolge der Newtonschen Mechanik bei der Erklärung der Planetenbewegungen legen die Ansicht nahe, dass das Verhalten der Sterne nach den *gleichen* Gesetzen verstanden werden könne wie das der Dinge auf der Erde.

Der erste entscheidende Schritt zu einem Verständnis der physikalischen Natur der Sterne war die Entdeckung der Fraunhoferschen Linien im Spektrum der Sonne.

An diesen Linien, die auch bei leuchtenden Gasen im Laboratorium beobachtet werden können, erkannte man, dass jedenfalls die Oberfläche der Sonne aus glühenden Gasmassen besteht, die aus den gleichen chemischen Elementen zusammengesetzt sind, die wir auch auf der Erde kennen. Die Sonne ist also offenbar eine Kugel aus glühenden Gasen der uns bekannten Elemente; das Spektrum zeigt, dass die häufigsten Elemente Wasserstoff und Helium sind. Eine auf diesen Voraussetzungen fussende Berechnung (Emden, Eddington) zeigt, dass die Sonne von aussen nach innen zu immer dichter und immer heisser wird; ihre Temperatur ist an der Oberfläche etwa 6'000 Grad, im Zentrum 20 Millionen Grad. Die meisten Fixsterne sind im Prinzip ähnlich gebaut. Unklar bleibt zunächst die Frage nach dem Ursprung der Energie, die dauernd vom Stern ausgestrahlt wird. Ein Stern ist ein riesiger Verbrennungssofen – aber was wird verbrannt?

Die nächstliegenden Antworten auf diese Frage können alle widerlegt werden: der reine Wärmehalt würde die Strahlungsenergie etwa nur für ein Jahr decken können; chemische Umsetzungen würden vielleicht für 1'000 bis 10'000 Jahre reichen, die Gravitationsenergie höchstens 10 Millionen Jahre. Wir wissen aber, dass die Sonne schon mehrere Milliarden Jahre strahlt.

Die richtige Antwort ist erst in den letzten Jahren gefunden worden. Es handelt sich bei dem für die Energielieferung massgebenden Prozess um einen Atomkern-

prozess, um die Verwandlung des Elementes Wasserstoff in das Element Helium. Dieser Prozess findet nach Untersuchungen von v. Weizsäcker und Bethe in der Weise statt, dass durch Anlagerung von Wasserstoffatomkernen aus Kohlenstoff Stickstoff und aus Stickstoff Sauerstoff entsteht, wonach sich der Sauerstoff wieder in Kohlenstoff und Helium spaltet. Der (nur in kleinen Mengen vorhandene) Kohlenstoff wirkt also als Katalysator für den Prozess Wasserstoff—Helium. Die Rechnung zeigt, dass dieser Prozess etwa die richtigen Energiemengen liefert, ausserdem erklärt er das beobachtete Verhältnis der Elemente Kohlenstoff und Stickstoff.

Der heutigen Astrophysik erscheinen also die Sterne als glühende Gaskugeln, die hauptsächlich aus Wasserstoff und Helium bestehen, und in denen dauernd Wasserstoff zu Helium verbrannt wird.

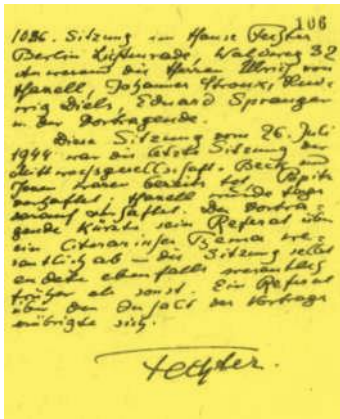
Meine allerletzte Unterredung mit Beck hatte ich nahe beim Harnackhaus in Dahlem, am 12. Juli 1944, nachdem Heisenberg dort die Mittwochs-Gesellschaft empfangen hatte. Sie bezog sich auf das Schlachtfeld von Grossbeeren. Es fiel mir auf wie eilig er davonstrebte. Dies war 8 Tage vor dem 20. Juli 1944.

Eduard Spranger, Generaloberst Beck in der Mittwochs-Gesellschaft



Aus den unveröffentlichten Tagebüchern Ludwig Diels':

*Freitag, 28. Juli 1944
Nach Tisch erfahre ich durch den Rundfunk das Ende des Mitglieds unserer Mittwochs-Gesellschaft Beck. Er habe sich erschossen, als er verhaftet wurde, heisst es. Am 12. Juli hat er (im Harnackhaus) noch an der Sitzung teilgenommen, in der Heisenberg über das Wesen der Sterne sprach. Die Aufgabe von Lemberg, Bialystok usw. deutet wichtige Entschlüsse im Osten an.*



1056. Sitzung
 am 26. Juli 1944
 im Hause
 des Vortragenden Fechter

Anwesend die Herren Diels,
 v. Hassell, Spranger, Stroux

Diese Sitzung vom 26. Juli 1944 war die letzte Sitzung der Mittwochs-Gesellschaft. Beck und Jessen waren bereits tot, Popitz verhaftet; Hassell wurde tags darauf verhaftet. Der Vortragende kürzte sein Referat über ein literarisches Thema wesentlich ab – die Sitzung selbst endete ebenfalls wesentlich früher als sonst. Ein Referat über den Inhalt des Vortrages erübrigte sich.

Aus den unveröffentlichten Tagebüchern Ludwig Diels’:

Mittwoch, 26. Juli 1944
 Nachmittags um 5 beginnt bei Fechter in Lichtenrade die letzte Zusammenkunft der Mittwochs-Gesellschaft vor der grossen Pause. Es ist ein schöner Sommerabend. Aber die Teilnahme beschränkt sich auf v. Hassell, Stroux, Spranger und mich. Man ist etwas bedrückt von diesem Mangel; selbst Popitz fehlt. Fechter spricht über die Sprache in ihrer Gewalt auf Schriftsteller und Dichter, überzeugt aber wenig. Ich komme ziemlich unbefriedigt nach Hause und liege von 1/41-1/43 wach.

Epilog

Acht Tage nach diesem Vortrag kam die Katastrophe des 20. Juli, Becks Ende, Popitz’ Verhaftung. Auf den 26. Juli war die letzte sommerliche Zusammenkunft der Mittwochs-Gesellschaft angesetzt – wie jedes Jahr in Lichtenrade. Es ergab sich die Frage: sollte man an dem Treffen



Prozess vor dem Volksgerichtshof, stehend Julius Langbehn, rechts daneben Johannes Popitz

festhalten, sollte man es ausfallen lassen? Nach reiflichem Überdenken entschied ich mich für die Zusammenkunft; ich rief Hassell an, er sagte sofort zu und war durchaus für Weitermachen. Ein Mitglied der Gesellschaft war anderer Ansicht: man sollte doch zum wenigsten verschieben. Ich fragte: Wieso? verwies auf Hassells Haltung und hielt an meiner Betrachtung der Situation fest. Da stimmte der Andere zu und gab seinen Widerstand auf.

An diesem 26. Juli 1944 fand in Lichtenrade in dem inzwischen zu einer halben Ruine gewordenen Hause die 1056. und zugleich letzte Sitzung der Mittwochs-Gesellschaft statt. Zugegen waren Spranger, Stroux und Ulrich v. Hassell. Ich sprach über irgendein literarisches Thema: die Konzentration, sowohl die eigene wie die der Zuhörer, auf das zeitferne Gebiet war so schwierig zu erreichen, dass ich ein gut Teil des Vortrags ausfallen liess. Auf den leeren Stühlen rings sassen die Schatten der anderen, der Toten, der Verhafteten; als jemand Hassell fragte, wie es ihm ginge, lachte er und erwiderte achselzuckend: – da es noch nicht in der Zeitung steht... – Es war ein makabrer Abschied von rund 80 Jahren lebendigen geistigen Wirkens.

Paul Fechter, Menschen und Zeiten



Ulrich v. Hassell bei der Vernehmung durch den Volksgerichtshof

Aus den unveröffentlichten Tagebüchern Ludwig Diels’:

*Montag, 11. September 1944
Früh lese ich in der Zeitung, dass unter den Verurteilten der 20.-Juli-Verschwörung auch Herr v. Hassell aus der Mittwochs-Gesellschaft hingerichtet worden ist! Sein Hauptinteresse war – Menschen-Studium – und – Menschen-Kenntnis –: und so endet er!*

Verzeichnis sämtlicher Sitzungen und Protokolle

vom Herbst 1932
bis zum 26. Juli 1944

887. Sitzung am 9. November 1932 im Hause Drews
Über die Problematik der Weimarer Reichsverfassung
888. Sitzung am 23. November 1932 im Hause Lietzmann
Über neugefundene manichäische Papyri
889. Sitzung am 1. Dezember 1932 im Hause Penck
Über das Hochland Südamerikas
890. Sitzung am 11. Januar 1933 im Hause Groener
Über Erlebnisse im Grossen Hauptquartier 1914-1916
891. Sitzung am 25. Januar 1933 im Hause Maier
Über die Anfänge der europäischen Philosophie
892. Sitzung am 8. Februar 1933 im Hause Petersen
Über die Idee des deutschen Nationaltheaters
893. Sitzung am 22. Februar 1933 im Hause Weisbach
Über die Frühzeit des Rubens
894. Sitzung am 8. März 1933 im Hause Diels
Über die künstliche Gewinnung von Pflanzenformen
895. Sitzung am 26. April 1933 im Hause Popitz
Über die jüngste deutsche Entwicklung
896. Sitzung am 10. Mai 1933 im Hause Wilcken
Über die Geschichte des griechischen Nationalgefühls im
Altertum
897. Sitzung am 24. Mai 1933 im Hause Ficker
Über Krieg und Gefangenschaft in Russland
898. Sitzung am 7. Juni 1933 im Hause Fischer
Über die Rassen der Juden
899. Sitzung am 28. Juni 1933 im Hause Schlitter (mit Damen)
Über die Wirtschaftspolitik des italienischen Faschismus
900. Sitzung am 8. November 1933 im Hause Wiegand (mit Damen)
Über byzantinische Kaiserpaläste in Konstantinopel
901. Sitzung am 22. November 1933 im Hause Drews
Über die preussische Verwaltungsreform in Geschichte
und Gegenwart
902. Sitzung am 6. Dezember 1933 im Hause Groener
Über den Luftkrieg
903. Sitzung am 20. Dezember 1933 im Hause Penck
Über das südöstliche Tibet
904. Sitzung am 10. Januar 1934 im Hause Ficker
Über Ballonfahrten im Gebirge
905. Sitzung am 24. Januar 1934 im Hause Oncken
Über die Auswirkungen des konfessionellen Problems
auf die deutsche Geschichte
906. Sitzung am 7. Februar 1934 im Hause Weisbach
Über Caravaggio
907. Sitzung am 21. Februar 1934 im Hause Lietzmann
Über die Evangelische Kirche Deutschlands vom März
1933 – Februar 1934

908. Sitzung am 7. März 1934 im Hause Wilcken
Über die staatsrechtlichen Formen der römischen
Diktatur
909. Sitzung am 2. Mai 1934 im Hause Popitz
Über das Problem der territorialen Reichsreform
910. Sitzung am 16. Mai 1934 im Hause Diels
Über das Geschlecht
911. Sitzung am 13. Juni 1934 im Hause Petersen
Über Stefan George
912. Sitzung am 27. Juni 1934 im Hause Fischer
Über Phaenogenetik
913. Sitzung am 11. Juli 1934 im Hause Sauerbruch
Über Prothesen
914. Sitzung am 7. November 1934 im Hause Lietzmann
Über das römische Weltreich von Trajan bis Decius
915. Sitzung am 21. November 1934 im Hause Ficker
Über Westturkestan
916. Sitzung am 5. Dezember 1934 im Hause Drews
Über den deutschen Richter
917. Sitzung am 19. Dezember 1934 im Hause Penck
Über eine Rheinreise von Bingen nach Koblenz
918. Sitzung am 9. Januar 1935 im Hause Fischer
Über das Problem der Rassenkreuzung beim Menschen
919. Sitzung am 23. Januar 1935 im Hause Lietzmann
Über die Überlieferung antiker Literatur
920. Sitzung am 6. Februar 1935 im Hause Weisbach
Über die ästhetische Kultur der bürgerlichen Gesellschaft
des 19. Jahrhunderts
921. Sitzung am 20. Februar 1935 im Hause Oncken
Über die Vorgeschichte des Weltkriegs
922. Sitzung am 6. März 1935 im Hause Diels
Über die Kulturpflanzen des Menschen
923. Sitzung am 3. April 1935 im Hause Wiegand
Über Abessinien
924. Sitzung am 17. April 1935 im Hause Spranger
Über die Frage: Gibt es eine – liberale – Wissenschaft?
925. Sitzung am 1. Mai 1935 im Hause Sauerbruch
(ohne Protokoll)
926. Sitzung am 15. Mai 1935 im Hause Petersen
Über Faustdichtungen nach Goethe
927. Sitzung am 29. Mai 1935 im Hause Groener
Über die Strategie Falkenhayns
928. Sitzung am 12. Juni 1935 im Hause Wilcken
Über das griechische Vordringen im Orient im Altertum
929. Sitzung am 26. Juni 1935 im Hause Schlitter
Über das Arbeitsbeschaffungsprogramm

930. Sitzung am 6. November 1935 im Hause Drews
Über die Entwicklung der Meinungsfreiheit in Deutschland
931. Sitzung am 20. November 1935 im Hause Ficker
Über Geschichte und Methodik der Wettervoraussage
932. Sitzung am 4. Dezember 1935 im Hause Oncken
Über die Sicherheit Indiens und das System der englischen Aussenpolitik
933. Sitzung am 18. Dezember 1935 im Hause Diels
Über Ecuador
934. Sitzung am 8. Januar 1936 im Hause Fischer
Über biologische Eltemschaftsgutachten
935. Sitzung am 22. Januar 1936 im Hause Penck
Über Europa zur letzten Eiszeit
936. Sitzung am 5. Februar 1936 im Hause Lietzmann
Über das Christentum in Abessinien
937. Sitzung am 19. Februar 1936 im Hause Wiegand
Über Denkmäler als Gegenstand archäologischer Forschung
938. Sitzung am 8. April 1936 im Hause Spranger
Über die Frage: Gibt es Fortschritte der metaphysischen Erkenntnis?
939. Sitzung am 22. April 1936 im Hause Schlitter
Über Währung und Aussenhandel
940. Sitzung am 6. Mai 1936 im Hause Petersen
Über Berliner Biedermeier
941. Sitzung am 20. Mai 1936 im Hause Sauerbruch
(ohne Protokoll)
942. Sitzung am 6. Juni 1936 im Hause Groener
Über Persönlichkeit und Strategie Ludendorffs
943. Sitzung am 17. Juni 1936 im Harnackhaus (mit Damen)
Vortragender: Lietzmann
Über eine Fahrt nach Gerasa im Jordanland
944. Sitzung am 4. November 1936 im Hause Popitz
Über wirtschaftliche Probleme von Aufrüstung und Vierjahresplan
945. Sitzung am 18. November 1936 im Hause Drews
(ohne Protokoll)
946. Sitzung am 2. Dezember 1936 im Hause Wilcken
Über die Wissenschaft als Schöpfung der Griechen
946. (!) Sitzung am 16. Dezember 1936 im Hause Ficker
Über die Entwicklung atmosphärischer Wirbelstürme
947. Sitzung am 6. Januar 1937 im Hause Oncken
Über Machtpolitik und Principienpolitik in der Aussenpolitik

948. Sitzung am 20. Januar 1937 im Hause Fischer
Über Ursachen und Vorgang der Rassenbildung in der Menschheit
949. Sitzung am 3. Februar 1937 im Hause Lietzmann
Über eine Reise in Nordsyrien
950. Sitzung am 17. Februar 1937 im Hause Penck
Über Pencks wissenschaftliche Laufbahn
951. Sitzung am 14. April 1937 im Hause Schlitter
Über Kreditpolitik und Vierjahresplan.
Anlage zur Sitzung vom 14. April 1937:
Schriftlicher Bericht von Spranger über seinen Aufenthalt in Japan
952. Sitzung am 28. April 1937 im Hause Diels
Über die Gestaltung der Blüten
953. Sitzung am 12. Mai 1937 im Hause Pinder
Über den Zusammenhang zwischen Macht und Kultur in Deutschland
954. Sitzung am 26. Mai 1937 im Hause Petersen
Über Traum und Dichtung
955. Sitzung am 9. Juni 1937 im Hause Groener
Über Ludendorffs – totalen Krieg –
956. Sitzung am 23. Juni 1937 im Hause Sauerbruch
(ohne Protokoll)
957. Sitzung am 20. Oktober 1937 im Hause Lietzmann
Über die Anfänge des Problems Staat und Kirche
958. Sitzung am 3. November 1937 im Hause Drews
(ohne Protokoll)
959. Sitzung am 24. November 1937 im Hause Schlitter
Über Vierjahresplan und Aussenhandel
960. Sitzung am 8. Dezember 1937 im Hause Popitz
Über Grundfragen der Finanzwissenschaft
961. Sitzung am 15. Dezember 1937 im Hause Sauerbruch
(ohne Protokoll)
962. Sitzung am 5. Januar 1938 im Hause Fischer
Über die Bewegungen des Menschen
963. Sitzung am 19. Januar 1938 im Hause Spranger
Über den japanischen Nationalcharakter
964. Sitzung am 2. Februar 1938 im Hause Oncken
Über Deutschland und Italien
965. Sitzung am 9. Februar 1938 im Hause Stroux
Über die Maestas populi Romani
966. Sitzung am 23. Februar 1938 im Hause Harms
Über die amerikanische New-Deal-Gesetzgebung
967. Sitzung am 20. April 1938 im Hause Pinder
Über die Rolle der österreichischen Kunst innerhalb der gesamtdeutschen

968. Sitzung am 4. Mai 1938 im Hause Wilcken
Über die Juden in der Diaspora und den antiken
Antisemitismus
969. Sitzung am 18. Mai 1938 im Hause Petersen
Über Literaturgeschichte und Genealogie
970. Sitzung am 1. Juni 1938 im Hause Diels
Über die Vegetation Griechenlands
971. Sitzung am 15. Juni 1938 im Hause Penck
Über die Geschichte der Untersuchung der Flüsse
972. Sitzung am 29. Juni 1938 im Hause Groener
Über die Pläne Ludendorfls bei der Offensive 1918
973. Sitzung am 9. November 1938 im Hause Lietzmann
Über den Text des Neuen Testaments
974. Sitzung am 23. November 1938 im Hause Popitz
Über Hemmungen bei der Reichsreform
975. Sitzung am 7. Dezember 1938 im Hause Schlitter
Über die vollbeschäftigte Wirtschaft
976. Sitzung am 21. Dezember 1938 im Hause Fischer
Über – Schicksal des Erbes –
Erbe als Schicksal –
977. Sitzung am 4. Januar 1939 im Hause Harms
Über die Vorgeschichte der Wirren in Palästina
978. Sitzung am 18. Januar 1939 im Hause Penck
Über die Eruption der Nordleute (Wikinger)
979. Sitzung am 1. Februar 1939 im Hause Stroux
Über den römischen Witz und seine Theorie
980. Sitzung am 15. Februar 1939 im Hause Oncken
Über die deutsch-englischen Beziehungen der Gegenwart
981. Sitzung am 1. März 1939 im Hause Spranger
Über das Thema: Die Weltgeschichte ist das Weltgerichte
982. Sitzung am 19. April 1939 im Hause Pinder
Über die Krisis der Baukunst um 1800
983. Sitzung am 3. Mai 1939 im Hause Diels
Über die Wüste Deutsch-Südwestafrikas
984. Sitzung am 17. Mai 1939 im Hause Petersen
Über Geschichtsdrama und nationalen Mythos
985. Sitzung am 7. Juni 1939 im Hause Sauerbruch
(ohne Protokoll)
986. Sitzung am 21. Juni 1939 im Harnackhaus (mit Damen)
(ohne Protokoll)
987. Sitzung am 1. November 1939 im Hause Lietzmann
Über die Volksfrömmigkeit im 4. Jahrhundert
988. Sitzung am 15. November 1939 im Hause Fischer
Über das Rechts-Links-Problem
989. Sitzung am 29. November 1939 im Hause Petersen
Über den Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und
Bernhard v. Lepel

990. Sitzung am 13. Dezember 1939 im Hause Popitz
Über Probleme der Volksschullehrerbildung
991. Sitzung am 17. Januar 1940 im Hause Stroux
Über Heilige Schilde in der vorgeschichtlichen Kultur
des Mittelmeers
992. Sitzung am 31. Januar 1940 im Hause Spranger
Über Volksmoral und ihre Sicherung
993. Sitzung am 14. Februar 1940 im Hause Sauerbruch
(ohne Protokoll)
994. Sitzung am 28. Februar 1940 im Hause Oncken
Über Empire und Dominien
995. Sitzung am 13. März 1940 im Hause Diels
Über Wesen und Wirken des Blütenstaubes
996. Sitzung am 24. April 1940 im Hause Beck
Über den Krieg
997. Sitzung am 8. Mai 1940 im Hause Pinder
Über das Innsbrucker Maximiliansgrab
998. Sitzung am 22. Mai 1940 im Hause Fechter
Über den Journalismus
999. Sitzung am 5. Juni 1940 im Hause Wilcken
Über die Entwicklung der politischen Ziele Alexanders
des Grossen
1000. Sitzung am 19. Juni 1940 im Schloss Brüningslinden (mit Damen)
Festvortrag von Oncken
1001. Sitzung am 23. Oktober 1940 im Hause Lietzmann
Über Staat und Kirche im Licht der Geschichte
1002. Sitzung am 6. November 1940 im Hause Jessen
Über Währungspolitik und Preispolitik
1003. Sitzung am 13. November 1940 im Hause Petersen
Über Goethes Elsass
1004. Sitzung am 28. November 1940 im Hause Beck
Über den deutschen Kriegsplan 1914
1005. Sitzung am 11. Dezember 1940 im Hause Popitz
Über den Begriff – Reich –
1006. Sitzung am 15. Januar 1941 im Hause Spranger
Über das Wesen der Lebensalter
1007. Sitzung am 29. Januar 1941 im Hause Stroux
Über Catilina
1008. Sitzung am 12. Februar 1941 im Hause Diels
Über die Metamorphose der Pflanzen
1009. Sitzung am 26. Februar 1941 im Hause Oncken
Über das Napoleon-Problem
1010. Sitzung am 12. März 1941 im Hause Pinder
Über Sonderleistungen der deutschen Kunst
1011. Sitzung am 26. März 1941 im Hause Wilcken
Über Hellas und den Orient

1012. Sitzung am 9. April 1941 im Hause Fischer
Über die Gebeine Heinrichs des Löwen und die Schicksale der Schädel einiger berühmter Männer
1013. Sitzung am 23. April 1941 im Hause Sauerbruch
(ohne Protokoll)
1014. Sitzung am 11. Juni 1941 im Hause Beck
Über die Frage: West- oder Ostoffensive 1914?
1015. Sitzung am 25. Juni 1941 im Hause Fechter
Über Sterben und Erneuerung der Sprache
1016. Sitzung am 9. Juli 1941 im Hause Sauerbruch (mit Damen)
Vortragender: Petersen
Über Berliner Theatergeschichte
1017. Sitzung am 12. November 1941 im Hause Jessen
Über den wirtschaftlichen Niedergang des römischen Reiches
1018. Sitzung am 26. November 1941 im Hause Popitz
Vortragender: von Hassell
Über die Persönlichkeit Mussolinis
1019. Sitzung am 10. Dezember 1941 im Hause Stroux
1020. Sitzung Über Kaiser Marc Aurel und seine – Betrachtungen –
am 14. Januar 1942 im Hause Diels
1021. Sitzung Über die malaische Flora
am 28. Januar 1942 im Hause Oncken
1022. Sitzung Über Macht und Idee in der Geschichte
am 11. Februar 1942 im Hause Spranger
1023. Sitzung Über den Philosophen von Sanssouci
am 25. Februar 1942 im Hause Penck
1024. Sitzung Über Medaillen
am 27. Mai 1942 im Hause Fischer
1025. Sitzung Über das Vererbungsexperiment im Dienst der Medizin
am 10. Juni 1942 im Hause Pinder
1026. Sitzung Über deutsche Landschaftsmaler der Dürerzeit
am 17. Juni 1942 im Hause Beck
1027. Sitzung Über die Lehre vom totalen Krieg
am 1. Juli 1942 im Hause Popitz
1028. Sitzung Über Alternativen in der deutschen Geschichte zwischen
1555 und 1618 •
1029. Sitzung am 15. Juli 1942 im Hause Sauerbruch
(ohne Protokoll)
1030. Sitzung am 29. Juli 1942 im Hause Fechter
Über das Problem des dichterischen Gestaltens
am 28. Oktober 1942 im Hause Penck
Über die Verteilung der Menschheit auf der Landoberfläche

1031. Sitzung am 11. November 1942 im Hause Popitz
Vortragender: von Hassell
Über den politischen Begriff des – neuen Mittelmeers –
1032. Sitzung am 25. November 1942 im Hause Beck
Über den 29. September 1918
1033. Sitzung am 9. Dezember 1942 im Hause Diels
Über botanische Grundlagen der Ernährungswissenschaft
1034. Sitzung am 16. Dezember 1942 im Hause Oncken
Über die Reichsgründung Bismarcks und England
1035. Sitzung am 6. Januar 1943 im Hause Spranger
Über die Schicksale des Christentums in der modernen Welt
1036. Sitzung am 20. Januar 1943 im Hause Pinder
Über den Wandel des Sinnes der Kunst durch ihre Geschichte
1037. Sitzung am 17. Februar 1943 im Hause Baethgen
Über das deutsche Königtum im Hochmittelalter
1038. Sitzung am 10. März 1943 im Hause Stroux
Über Harmonie als Wesenszug griechischen Denkens
1039. Sitzung am 17. März 1943 im Hause Schadewaldt
Über die Gestalt des Homerischen Sängers
1040. Sitzung am 5. Mai 1943 im Hause Wilcken
Über den Alexanderroman
1041. Sitzung am 19. Mai 1943 im Hause Sauerbruch
(ohne Protokoll)
1042. Sitzung am 2. Juni 1943 im Hause Popitz
Über die künftige Gestaltung der Sozialordnung
1043. Sitzung am 16. Juni 1943 im Hause Fechter
Über die Kunsttheorie Conrad Fiedlers
1044. Sitzung am 30. Juni 1943 im Harnackhaus
Vortragender: Heisenberg
Über die Veränderung des Wirklichkeitsbegriffs
1045. Sitzung am 14. Juli 1943 im Hause Jessen
Über das Gesetz von der wachsenden Ausdehnung des Finanzbedarfs
1046. Sitzung am 15. Dezember 1943 im Hause Popitz
Vortragender: von Hassell
Über die Persönlichkeit des Königs Alexander von Jugoslawien
1047. Sitzung am 12. Januar 1944 im Hause Stroux
Über Agrarkrisen im republikanischen Rom
1048. Sitzung am 26. Januar 1944 im Hause Spranger
Über Wesen und Typen der Persönlichkeit
1049. Sitzung am 16. Februar 1944 im Hause Sauerbruch
(ohne Protokoll)

1050. Sitzung am 8. März 1944 im Hause Popitz
Vortragender: Baethgen
Über die Persönlichkeit Kaiser Friedrichs II.
1051. Sitzung am 17. Mai 1944 im Hause Diels
Über das Wesen der biologischen Species
1052. Sitzung am 31. Mai 1944 im Hause Sauerbruch
Vortragender: Beck
Über Marschall Foch
1053. Sitzung am 14. Juni 1944 im Hause Stroux
Über Cäsars Darstellung des Eburonenaufstandes
1054. Sitzung am 28. Juni 1944 im Hause Popitz
Über den Begriff des Staates
1055. Sitzung am 12. Juli 1944 im Harnackhaus
Vortragender: Heisenberg
Über die Sterne
1056. Sitzung am 26. Juli 1944 im Hause Fechter
(ohne Protokoll)

Verzeichnis der Mitglieder

vom Herbst 1932 bis zum 26. Juli 1944

	erste Teilnahme	letzte Teilnahme	Todesdatum
Baethgen, Friedrich	1. 07. 1942	12. 07. 1944	18. 06. 1972
Beck, Ludwig	15. 11. 1939	12. 07. 1944	20. 07. 1944
Diels, Ludwig	25. 11. 1928	26. 07. 1944	30. 11. 1945
Drews, Bill	2. 09. 1927	9. 02. 1938	17.02. 1938
Fechter, Paul	21.12. 1938	26. 07. 1944	9.01. 1958
v. Ficker, Heinrich	13.01. 1926	23. 06. 1937	29. 04. 1957
Fischer, Eugen	9. 11. 1927	5. 05. 1943	9. 07.1967
Groener, Wilhelm	8.01. 1930	1. 03. 1939	3. 05. 1939
Harms, Bernhard	17. 02. 1937	17. 05. 1939	21. 09. 1939
v. Hassell, Ulrich	28. 11. 1940	26. 07. 1944	8. 09.1944
Heisenberg, Werner	9. 12. 1942	12. 07.1944	1. 02. 1976
Jessen, Jens	29. 11. 1939	12. 07. 1944	30. 11. 1944
Lietzmann, Hans	19.11. 1924	28.01. 1942	25. 06. 1942
Maier, Heinrich	31.01. 1923	22. 11. 1933	28. 11. 1933
Oncken, Hermann	13.01. 1932	10. 12. 1942	28. 12. 1945
Penck, Albrecht	9. 05. 1906	9. 12. 1942	7. 03. 1945
Petersen, Julius	9. 05. 1923	11.06. 1941	22. 08. 1941
Pinder, Wilhelm	8. 04. 1936	28. 06. 1944	13.05. 1947
Popitz, Johannes	27.01. 1932	12. 07. 1944	2. 02. 1945
Sauerbruch, Ferdinand	25.01. 1933	12. 07. 1944	2.07. 1951
Schadewaldt, Wolfgang	17. 06. 1942	16. 02. 1944	10. 11. 1974
Schaeder, Hans Heinrich	12.01. 1944	12. 07. 1944	13.03. 1957
Schlitter, Oscar	27. 04. 1932	18. 11. 1939	1. 12. 1939
Spranger, Eduard	16. 05. 1934	26. 07. 1944	17. 09. 1963
Stroux, Johannes	14. 04. 1937	26. 07. 1944	25. 08. 1954
Weisbach, Werner	26.01. 1910	12. 06. 1935	9. 04. 1953
Wiegand, Theodor	3.12. 1919	5. 02. 1936	19. 12. 1936
Wilcken, Ulrich	2. 06. 1926	5. 05. 1943	10. 12. 1944

Nach Unterlagen des Bundesarchivs Koblenz

Bibliographie

Quellen

Protokolle der Mittwochs-Gesellschaft, Bundesarchiv Koblenz, R 106/18-20

Schriftwechsel des Kanzlers mit einzelnen Mitgliedern, Bundesarchiv Koblenz, R 106/21 und 22

Auswahl wichtiger Literatur

Baethgen, Friedrich: Hassell, Ulrich v., in: Neue Deutsche Biographie, hrsg. von der historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 8, Berlin 1969, S. 44-46

Baur, Erwin/*Fischer*, Eugen/*Lenz*, Fritz: Menschliche Erblchkeitslehre, in: Grundriss der menschlichen Erblchkeitslehre und Rassenhygiene (Mit 65 Figuren im Text), hrsg. von Erwin Baur, Eugen Fischer u. Fritz Lenz, Bd. I, München 1921.

Baur-Fischer-Lenz. Menschliche Erblehre und Rassenhygiene, gemeinsam mit Kurt Gottschaidt u.a. neu hrsg. von Eugen Fischer und Fritz Lenz, Bd. I, 2. Hälfte: Erbpathologie (Mit 213 Textabbildungen), bearb. von Johannes Lange, Fritz Lenz u.a., 5. Aufl., München/Berlin 1940.

Beck und *Goerdeler*. Gemeinschaftsdokumente für den Frieden 1941-1944, hrsg. und erläutert von Wilhelm Ritter von Schramm, München 1965.

Beck, Ludwig. Studien, hrsg. und eingel. von Hans Speidel, Stuttgart 1955.

Bentin, Lutz-Arwed: Johannes Popitz und Carl Schmitt. Zur wirtschaftlichen Theorie des totalen Staates in Deutschland, in: Münchener Studien zur Politik, hrsg. vom Geschwister-Scholl-Institut für Politische Wissenschaft der Universität München durch Gottfried-Karl Kindermann u.a., Bd. 19, München 1972.

Bonhoeffer, Dietrich: Ökumene. Briefe. Aufsätze. Dokumente. 1928 bis 1942, in: Dietrich Bonhoefer.

Gesammelte Schriften, hrsg. von Eberhard Bethge, Bd. 1, München 1958.

Braeuer, Walter: Jessen, Jens, in: Neue Deutsche Biographie, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 10, Berlin 1974, S. 424-425.

Brügelmann, Hermann: Politische Ökonomie in kritischen Jahren. Die Friedrich-List-Gesellschaft e. V. von 1925-1935. Mit einer Einleitung: Edgar Salin, in memoriam Bernhard Harms, in: Veröffentlichungen der List-Gesellschaft e.V., Bd. 1, Tübingen 1956.

Buchheit, Gert: Ludwig Beck – ein preussischer General, München 1964.

Bühler, Ottmar: Popitz als Jurist, in: Finanz-Rundschau. Deutsches Steuerblatt..., 9. (36.) Jg. (1954), Nr. 23, Köln 1954, S. 526-527. (s. Grabower, Rolf) Denken und Umdenken. Zu Werk und Wirkung von Werner Heisenberg, hrsg. für die Alexander-von-Humboldt-Stiftung von Heinrich Pfeiffer, München/Zürich 1977.

Dieckmann, Hildemarie: Johannes Popitz. Entwicklung und Wirksamkeit in der Zeit der Weimarer Republik, in: Studien zur Europäischen Geschichte aus dem Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin, hrsg. von Wilhelm Berges u.a., Bd. IV, Berlin 1960.

Domarus, Max: Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945, kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen, Bd. II: Untergang, 1. Halbbd. 1939-1940, Wiesbaden 1973.

Drews, Bill: Preussisches Polizeirecht. Ein Leitfadens für Verwaltungsbeamte, Bd. I: Allgemeiner Teil, 4. Aufl., Berlin 1933. Bd. II: Besonderer Teil, hrsg. in Gemeinschaft mit Kempner, Michel, Kerstiens, Bähnisch, Froelich u. Vollbach, Berlin 1933.

Dulles, Allen Welsh: Verschwörung in Deutschland (Mit einem Nachwort von Wolfgang von Eckhardt) (aus dem Amerikanischen von Wolfgang von Eckhardt), Zürich 1948.

von Falkenhayn, Erich: Die Oberste Heeresleitung 1914-1916 in ihren wichtigsten Entschliessungen (Mit 12 Karten), Berlin 1920.

- Fechter*, Paul: An der Wende der Zeit. Menschen und Begegnungen, 2. Aufl., Gütersloh 1949.
- Fechter*, Paul: Menschen auf meinen Wegen. Begegnungen gestern und heute, Gütersloh 1955.
- Fechter*, Paul: Menschen und Zeiten. Begegnungen aus fünf Jahrzehnten, Gütersloh 1948 (darin: Die Mittwochs-Gesellschaft, S. 365-417).
- Fischer*, Eugen: Begegnungen mit Toten. Aus den Erinnerungen eines Anatomen, Freiburg i.Br. 1959.
- Fischer/Günther*. Deutsche Köpfe nordischer Rasse (50 preisgekrönte Bilder aus einem Wettbewerb), München 1927
- Fischer*, Eugen: Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen. Anthropologische und ethnographische Studien am Rehobother Bastardvolk in Deutsch-Südwest-Afrika (Mit 19 Tafeln, 23 Stammbäumen, 36 Abbildungen im Text und vielen Tabellen), Jena 1913.
- Fischer*, Eugen: Rassenentstehung und älteste Rassen-geschichte der Hebräer, in: Forschungen zur Judenfrage, Bd. 3: Sitzungsberichte der Dritten Münchener Arbeitstagung des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands vom 5. bis 7. Juli 1938, Hamburg 1938, S. 121-136.
- Foerster*, Wolfgang: Ein General kämpft gegen den Krieg. Aus nachgelassenen Papieren des Generalstabschefs Ludwig Beck, München 1949.
- Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Ein Freundschaftsbriefwechsel, hrsg. von Julius Petersen, Bd. 1 (Mit fünf Tafeln) u. Bd. 2 (Mit fünf Tafeln), München 1940.
- Fraenkel*, Heinrich / *Manvell*, Roger: Der 20. Juli (Vorwort von Wolf Graf von Baudissin) (Übersetzt aus dem Englischen von K. H. Abshagen u.a.), Berlin/Frankfurt a.M./Wien 1964.
- Fränkel*, Jonas: Dichtung und Wissenschaft, Heidelberg 1954.
- Gast*, Georg: Zur Finanzverfassung in der Bundesrepublik, in: Finanz-Rundschau. Deutsches Steuerblatt, 9. (36.) Jg. (1954), Nr. 23, Köln 1954, S. 528-529. (s. Grabower, Rolf)
- Gesamtregister der Abhandlungen, Sitzungsberichte, Jahrbücher, Vorträge und Schriften der Preussischen Akademie der Wissenschaften 1900-1945, hrsg. von der Hauptbibliothek der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Berlin 1966.
- Glanz und Niedergang der deutschen Universität. 50 Jahre deutscher Wissenschaftsgeschichte in Briefen an und von Hans Lietzmann (1892-1942), mit einer einführenden Darstellung hrsg. von Kurt Aland, Berlin/New York 1979.
- Goebbels Tagebücher aus den Jahren 1942-43. Mit anderen Dokumenten hrsg. von Louis P. Locher, Zürich 1948.
- Goetz*, Wolfgang: Fünfzig Jahre Goethe-Gesellschaft, in: Schriften der Goethe-Gesellschaft, hrsg. im Auftrage des Vorstandes von Julius Petersen und Hans Wahl, Bd. 49, Weimar 1936.
- Grabower*, Rolf: Persönliche Erinnerungen an Johannes Popitz, in: Finanz-Rundschau. Deutsches Steuerblatt, ..., 9. (36.) Jg. (1954), Nr. 23, Köln 1954, S. 516-521.
- Grey*, Edward: Fünfundzwanzig Jahre Politik. Memoiren 1892-1916, Bd. 1 u. II, München 1926.
- Groener*, Wilhelm: Der Feldherr wider Willen. Operative Studien über den Weltkrieg (Mit 35 dreifarbigem Skizzen nach Handzeichnungen von Generalmajor a.D. Fleischlen), Berlin 1930.
- Groener*, Wilhelm: Der Weltkrieg und seine Probleme. Rückschau und Ausblick, in: Schriftenreihe der Preussischen Jahrbücher, Nr. 1, Berlin 1920.
- Groener-Geyer*, Dorothea: General Groener. Soldat und Staatsmann, Frankfurt a.M. 1955.
- Harms*, Bernhard: Universitäten, Professoren und Studenten in der Zeitenwende. Vornehmlich vom Standpunkt der Staatswissenschaften, Jena 1936.
- von Hassell*, Ulrich: Vom andern Deutschland. Aus den nachgelassenen Tagebüchern 1938-1944, 2. Aufl., Zürich 1946.
- Heiber*, Helmut: Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, in: Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte. Veröffentlichungen des Instituts für Zeitgeschichte, Bd. 13, Stuttgart 1966.
- Heisenberg*, Elisabeth: Das politische Leben eines Unpolitischen. Erinnerungen an Werner Heisenberg, München/Zürich 1980.
- Heisenberg*, Werner: Der Teil und das Ganze. Gespräche im Umkreis der Atomphysik, München 1969.
- Hettlage*, Karl M.: Johannes Popitz 1884-1945, in: Männer der deutschen Verwaltung, 23 biographische Essays (Mit 23 Tafeln), Köln/Berlin 1963, S. 329-347.

- Herzfeld*, Hans: Johannes Popitz. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Beamtentums, in: Forschungen zu Staat und Verfassung. Festgabe für Fritz Hartung, hrsg. von Richard Dietrich und Gerhard Oestreich, Berlin 1958, S. 345-365.
- Heuss*, Theodor: Der – Dahlemer Samstag –, in: Eduard Spranger. Bildnis eines geistigen Menschen unserer Zeit, Zum 75. Geburtstag dargebracht von Freunden und Weggenossen, hrsg. von Hans Wenke, Heidelberg 1957.
- Hiller von Gaertringen*, Friedrich Frhr.: Groener, Wilhelm, in: Neue Deutsche Biographie, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 7, Berlin 1966, S. 111-114.
- [Himmeler, Heinrich], Die Rede Himmlers vor den Gauleitern am 3. August 1944, in: Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte, im Auftrage des Instituts für Zeitgeschichte München hrsg. Von Hans Rothfels und Theodor Eschenburg in Verb. mit Franz Schnabel u.a., 1. Jg. (1953), H. 4, Stuttgart 1953, S. 357-394.
- Höhne*, Heinz: Canaris. Patriot im Zwielicht, München 1976.
- Höhne*, Heinz: Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS, Gütersloh 1967.
- Hoffmann*, Peter: Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler, Ullstein Buch Nr. 3077, München 1974.
- Irmischer*, Waltraud: Der ideologische Gehalt der Geschichtsauffassung Wilhelm Pinders und seine Stellung innerhalb der bürgerlichen Kunstwissenschaft, Phil. Diss., Berlin (Ost) 1976.
- Jahrbuch der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1942, Berlin 1943.
- Janssen*, Karl-Heinz: Der Kanzler und der General. Die Führungskrise um Bethmann Hollweg und Falkenhayn (1914-1916), Göttingen 1967.
- Jessen*, Jens: Das Lebenswerk von Bernhard Harms, in: Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche, fortgesetzt von Arthur Spiethoff, hrsg. von Jens Jessen, 64. Jg. (1940), I. Halbbd., H. 1, Berlin 1940, S. 1-18.
- Deutsche Köpfe nordischer Rasse. 50 Abbildungen mit Geleitworten von Eugen Fischer und Hans F. K. Günther, München 1927.
- Laack-Michel*, Ursula: Albrecht Haushofer und der Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, in: Kieler Historische Studien, hrsg. Von Horst Braunert u.a., Bd. 15, Stuttgart 1974
- Lies*, Dagmar Editha: Plastik als Gestaltung. Wilhelm Pinders Aussagen zur deutschen Plastik in den Jahren 1914-1930, Phil. Diss., Bonn 1980.
- Lietzmann*, Hans: Das Problem Staat und Kirche im weströmischen Reich, in: Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Philosophisch-historische Klasse, Jg. 1940, Nr. 11, Berlin 1940 (1941).
- Ludendorff*, Erich: Meine Kriegserinnerungen 1914-1918 (Mit zahlreichen Skizzen und Plänen), Berlin 1919.
- Mamboury*, Ernst: Die Kaiserpaläste von Konstantinopel. Zwischen Hippodrom und Marmara-Meer, bearb. von E. Mamboury u. Theodor Wiegand, Berlin/Leipzig 1934
- Meinecke*, Friedrich: Ausgewählter Briefwechsel, hrsg. und eingeleitet von Ludwig Dehio und Peter Classen, in: Friedrich Meinecke. Werke, hrsg. im Auftrage des Friedrich-Meinecke-Instituts der Freien Universität Berlin von Hans Herzfeld u.a., Stuttgart 1962.
- MüUer-Jabusch*, Maximilian: Oscar Schlitter, in: Männer der Deutschen Bank und der Disconto-Gesellschaft, hrsg. im Auftrage der Deutschen Bank und ihrer Nachfolgeinstitute, überarb. Und erg. Neudruck der Erstauflage von 1938, Krefeld 1955
- Neumark*, Fritz: Probleme der Einkommensbesteuerung, in: Finanz-Rundschau. Deutsches Steuerblatt, ..., 9. (36.) Jg. 1954, Nr. 23, Köln 1954, S. 523-526. (s. Grabower, Rolf)
- Oncken*, Hermann: Geschichte der Mittwochs-Gesellschaft. Festvortrag gehalten bei der tausendsten Sitzung am 19. Juli 1940, als Handschrift gedruckt, o.O. u. o.J.
- Pechei*, Rudolf: Deutscher Widerstand, Erlenbach/Zürich 1947.
- Penck*, Albrecht: U.S.=Amerika. Gedanken und Erinnerungen eines Austauschprofessors, 2. Aufl., Stuttgart o.J. (1. Aufl. 1920).
- Petersen*, Ella: Reiche Lebensjahre an der Seite eines Goetheforschers, zusammengestellt aus Reden, Schriften, Briefen, Tagebüchern und Berichten, München 1950.

- Petersen, Julius*: Goetheverehrung in fünf Jahrzehnten. Ansprache zur Feier des 50jährigen Bestehens der Goethe-Gesellschaft am 27. August 1935, in: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, im Auftrage des Vorstandes hrsg. von Max Hecker, Bd. 21, Weimar 1935, S. 1-25.
- Pinder, Wilhelm*: Gesammelte Aufsätze aus den Jahren 1907-1935 (Mit einem Bildnis und sieben Tafeln), hrsg. von Leo Bruhns, Leipzig 1938.
- Pinder, Wilhelm*: Reden aus der Zeit, in: Schriften zur deutschen Lebenssicht, Leipzig 1934.
- Popitz, Johannes*: Meine beiden Freunde: Goethe und Fontane, in: Antidoron. Edgar Salin zum 70. Geburtstag, hrsg. von Erwin von Beckerath u.a., Tübingen 1962, S. 35-51.
- Register der Goethe-Jahrbücher 1880-1968, bearb. von Konrad Kratzsch, in: Schriften der Goethe-Gesellschaft, im Auftrage des Vorstandes hrsg. von Andreas B. Wachsmuth, Bd. 59, Weimar 1970.
- Ritter, Gerhard*: Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Stuttgart 1954 (3. Aufl. 1956).
- Ritter, Gerhard*: Zum Gedächtnis an Hermann Oncken, in: Geistige Welt. Vierteljahresschrift für Kultur- und Geisteswissenschaften, hrsg. Von Hans Jantzen, 1. Jg. (1946), H. 3, München-Pasing 1946, S. 26-30.
- Sauerbruch, Ferdinand*: Das war mein Leben. Die Memoiren des grossen Chirurgen, Bad Wörishofen 1951.
- Schmölders, Günter*: In memoriam Jens Jessen, in: Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, fortgeführt von Arthur Spiethoff und Jens Jessen f, hrsg. Von Georg Jahn, 69. Jg. (1949), 1. Halbbd., H. 1, S. 3-14.
- Schulz, Gerhard*: Über Entscheidungen und Formen des politischen Widerstands in Deutschland, in: Faktoren der politischen Entscheidung. Festgabe für Ernst Fraenkel zum 65. Geburtstag, hrsg. Von Gerhard A. Ritter und Gilbert Ziebur, Berlin 1963, S. 73-114.
- Sitzungsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1907, 2. Halbband, Berlin 1907.
- Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1921, 1. Halbband u. 2. Halbband, Berlin 1921.
- Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Abtlg. 1: Allgemeines, Jg. 1922-1937, Berlin.
- Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Abtlg. 2: Physikalisch-mathematische Klasse Jg. 1933, Jg. 1934, Jg. 1938, Berlin.
- Spiegelbild einer Verschwörung. Die Kaltenbrunner-Berichte an Bormann und Hitler über das Attentat vom 20. Juli 1944. Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt, hrsg. vom Archiv Peter für historische und zeitgeschichtliche Dokumentation, Stuttgart 1961.
- Spranger, Eduard*: Briefe 1901-1963, hrsg. von Hans Walter Bähr, in: Eduard Spranger. Gesammelte Schriften, hrsg. von Hans Walter Bähr u.a., Bd. VII, Tübingen 1978.
- Spranger, Eduard*: Gedenkworte auf Julius Petersen, gesprochen vor der Beisetzung seiner Urne in der alten Dorfkirche in Berlin-Schmargendorf am 5. November 1941, in: Julius Petersen zum Gedächtnis, Leipzig 1941, S. 9-19.
- Spranger, Eduard*: Generaloberst Beck in der Mittwochs-Gesellschaft, in: Universitas, Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur, begr. von S. Maiwald und E. Orthbandt, hrsg. Von H. Walter Bähr, 11. Jg. (1956), Bd. 1, H. 2, Stuttgart 1956, S. 183-193.
- Spranger, Eduard*: Lebenserfahrung. Ferdinand Sauerbruch zum siebzigsten Geburtstag am 3. Juli 1945 in Verehrung und Freundschaft (Berlin 1945), Tübingen/Stuttgart 1947.
- Spranger, Eduard*: Mein Konflikt mit der Hitlerregierung 1933, als Manuskript gedruckt, März 1955.
- Eduard Spranger. Sein Werk und sein Leben, hrsg. von H. Walter Bähr und Hans Wenke, Heidelberg 1964.
- Terhalle, Fritz*: Der künftige Finanzausgleich. Einige Grundgedanken aus dem berühmten Popitz-Gutachten von 1931 und aus der Begründung des 1954 vorgelegten Finanzverfassungsgesetzes, in: Finanzrundschau. Deutsches Steuerblatt, 9. (36.) Jg. (1954), Nr. 23, Köln 1954, S. 521-523. (s. Grabower, Rolf)
- Thorwald, Jürgen*: Die Entlassung. Das Ende des Chirurgen Ferdinand Sauerbruch (Mit 62 Abbildungen), München/Zürich 1960.
- Ule, Carl Hermann*: Bill Drews, 1870-1938, in: Männer der deutschen Verwaltung, 23 biographi-

sche Essays (Mit 23 Tafeln), Köln/Berlin 1963, S. 261-283.

Watzinger, Carl: Theodor Wiegand. Ein deutscher Archäologe. 1864-1936, München 1944.

Weinstock, Heinrich: Die Tragödie des Humanismus. Wahrheit und Trug im abendländischen Menschenbild, Heidelberg 1953.

Weisbach, Werner: Französische Malerei des XVII. Jahrhunderts im Rahmen von Kultur und Gesellschaft (Mit 140 Abbildungen und 33 Tafeln), Berlin 1932.

Weisbach, Werner: Geist und Gewalt (Mit 10 Kunst-druckbildern), nach der Handschrift hrsg. und mit einem Personenverzeichnis versehen von Ludwig Schudt, Wien/München 1956.

Wilcken, Ulrich: Alexander der Grosse, Leipzig 1931.

Wilcken, Ulrich: Zur Entwicklung der römischen Diktatur, in: Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Philosophisch-historische Klasse, Jg. 1940, Nr. 1, Berlin 1940 (1941).

Zeller, Eduard: Geist der Freiheit, 4. Aufl. München 1963.

Zucker, Friedrich: In memoriam Johannes Stroux, in: Forschungen und Fortschritte, Nachrichtenblatt der deutschen Wissenschaft und Technik, begr. von Karl Kerkhof, im Auftrage der deutschen Akademien und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften hrsg. von H. Ertel u.a., 28. Jg. (1954), Berlin 1954, S. 318-319.

Der Zwanzigste Juli. Alternative zu Hitler?, hrsg. von Hans Jürgen Schultz, Stuttgart/Berlin 1974.

Personenregister

Die kursiv gesetzten Zahlen bezeichnen die Teilnahme an den Sitzungen

- Ahmet I., Sultan des Osmanischen Reiches 73, 74
Alexander, Titus Julius 192
Alexander III., der Grosse, König von Makedonien 23,151,190, 223, 242, 243, 244, 245,246, 364, 366
Alexander I. Karadordevic, König von Jugoslawien 337,338,366
Alexander I. Pawlowitsch, Zar von Russland 266,267
Ambiorix 344, 346, 347
Ambrosius 252
Anaxagoras 351
Anaximander von Milet 151,323
Angely, Louis Jean Jacques 140
Antonius Pius (Titus Aelius Hadrianus Antoninus), röm. Kaiser 281
Antonius, Marcus 88
Apollonios von Rhodos 192
Aristarch von Samos 153
Aristoteles 322, 323, 324, 340, 348
Arius 170
Arnold, Johann Georg Daniel 257
Asquith, Herbert Henry, Earl of Oxford and A. 104,105
Augustin siehe Augustinus
Augustinus, Aurelius 113
Augustus, röm. Kaiser 88, 89,192,231
- Bach (Familie) 195
Bach, Johann Sebastian 269
Baethgen, Friedrich 21, 38, 39,294, 294, 298, 305, 310, 313, 318ff, 321, 324, 327, 330, 332, 333, 337, 338ff., 341, 342, 344, 347, 351, 366, 368
Baldwin, Stanley, Earl B. of Bewdley 217
Bardili, Regina 195
Bassano, Iacopo 84
Baudelaire, Charles 95
Bäumler, Alfred 112
Baur, Erwin 22
Beauchamp 104
Beck, Ludwig 11, 24, 33, 34,35,37, 40, 41, 42, 43, 168,202,206,229,230, 230,232, 232,235, 235, 236, 237ff., 238, 239, 239,251, 253, 254, 257ff., 257,258, 260, 263, 263,265, 268, 270, 270ff., 271, 273, 277, 278, 280, 283,287, 290, 291, 292ff; 292, 293, 294, 294, 298, 305, 307ff., 308, 309, 310, 311, 313, 316, 327, 341, 342ff, 343, 344, 347, 347, 349, 351, 351, 352,353,354, 364, 365,366,367, 368
Beethoven, Ludwig von 222,316
Bell, George Kennedy Allen 41
Berlichingen, Götz von 255, 300
Bernoulli (Familie) 195
Berossos 152
Bertram, Ernst 96
Beseler, Georg 11
Bethe, Hans Albrecht 353
Bethmann Hollweg, Moritz August von 11,12
Beyer, Hermann Wolfgang 86, 87
Beyerhaus, Gisbert (Breslau) 343
Biedermaier, Gottlieb 140
Bietak, Wilhelm 140
Bismarck, Otto Fürst von 56,67,97,159,162,181, 184, 215, 237,258, 285,287, 292,293, 366
Blomberg, Werner von 168
Blücher, Gebhard Leberecht Fürst B. von Wahlstatt 343
Blume, Wilhelm von 238
Bock, Fedor von 271
Bodelschwingh, Friedrich von 86
Bonhoeffer, Dietrich 41
Bormann, Martin 42
Boyce, James 285
Brahm, Otto 64
Brandes, Heinrich Wilhelm 128
Brauchitsch, Walter von 33, 235, 236, 271, 276
Braun, Alexander 11
Brentano, Clemens 196,331
Briegs-Ballot 129
Brion, Friederike 255
Brück, Gregor 194
Brüning, Heinrich 17, 67
Brunner, Otto 320, 347, 350
Bruns, Karl Georg 11
Bürger, Gottfried August 141
Burns, John 104
Bussche-Ippenbürg, Erich Frhr von dem 308
- Caligula (Gajus Julius Germanicus), röm. Kaiser 192

- Cambon, Paul 104,105
Caracalla (Marcus Aurelius Antonius) röm. Kaiser 186
Caravaggio 83, 84, 85, 360
Cäsar (Gajus Julius Caesar) 23, 88, 344, 345, 346, 347,367
Catilina, Lucius Sergius 364
Cavour, Camillo Benso Graf von 181, 279
Cézanne, Paul 330
Chamberlain, Arthur Neville 168,216, 217
Chezy, Wilhelm von 195
Christus siehe Jesus Christus
Churchill, Sir Winston 250
Ciano, Graf Galeazzo 279
Cicero, Marcus Tullius 323
Clarendon, George William Frederick Villiers, Earl of 215
Claudius (Tiberius Claudius Nero Germanicus) röm. Kaiser 192,193
Clausewitz, Carl Philipp Gottfried von 142,237, 238,239,258,259,292,293,343
Clemenceau, Georges Benjamin 342,344
Conrad von Hölzendorf, Franz Graf von 259
Corinth, Lovis 300
Correns, Carl Erich 21
Cranach, Lukas d. Ä. 194
Cromwell, Oliver 158
Curtius, Ernst 135,245
Cvijic, Jovan 289
- Dahn, Felix 141
Daladier, Edouard 168
Dante Alighieri 95,135,186,269
Darius III. Codomannus, Grosskönig der Achamäni-
den 243,244
Darwin, Charles Robert 332
Decius, Gajus Messius Quintus Trajanus, röm. Kai-
ser 360
Dehio, Georg 162
Delbrück, Hans 12,114
Diehl 291
Diels (Frau von Ludwig Diels) 73, 273
Diels, Hermann 310
Diels, Ludwig 11,16,19, 28, 53, 59, 65f, 73, 75, 81,
83, 85, 89, 43f, 94, 97,101,103,105ff, 107,113,
125,128,130,131,134,137,139,149,151,157,
160,162,169,170,174,179,185,187
196ff, 203, 204, 207, 210, 212, 215, 218, 221,
229, 230, 232, 234, 235f, 237, 251, 253, 254,
260, 263, 265, 268, 270, 273, 277, 278, 280, 283,
286, 289, 291, 292, 294, 298, 305, 307, 310f,
- 310, 311, 318, 321, 324, 327, 330, 333, 337,
341f, 341, 342, 344, 347, 348, 351, 351, 353,
354, 354, 355, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365,
366, 368
Dilthey, Wilhelm 107
Dingelstedt, Franz Frhr von 64
Diodor (Diodorus Siculus) 245
Dohnányi, Hans von 287
Dollfuss, Engelbert 72
Donner, Georg Raphael 189
Domer, Isaak August 11
Dove, Alfred 15
Drews, Bill 16,17,18,19, 23, 27, 28, 53ff, 59, 61,
65, 66, 69, 73, 75, 83, 87, 89, 93, 97,101,103,
105,107,113,118,125ff, 128,130,131, 135,
137,139,142,149,151,152,157,160,161,162,
164,169,170,174,179,180,185, 359, 360, 361,
362, 368
Drews, (Frau von Bill Drews) 73
Droste-Hülshoff, Annette von 140
Droysen, Johann Gustav 11
Duhn, Friedrich von 290
Dülberg, Franz 110
Dürer, Albrecht 316, 365
- Eckmann, Otto 103
Eddington, Sir Arthur Stanley 352
Eichrodt, Ludwig 140
Einem, Karl von 142
Einstein, Albert 108
Elisabeth I., Königin von England 158
Emden, R. 352
Empedokles 351
Endell, August 103
Erich der Rote 213
Ernst, Paul 298, 299, 300
Erwin von Steinbach 256
Eugen, Prinz von Savoyen-Carignan 164
Euklid 151
Eulenspiegel, Till 141
- Fabius Pictor 152
Falkenhayn, Erich von 18,113,114,115,116,117,
118,143,144,361
Faulkner, William 300
Faustina 281
Fechter, Paul 11,12,13,14,30, 34,36,42,43, 50,
210, 212, 215, 218, 221, 229, 235, 239ff, 248,
257, 271, 277, 278, 283, 286, 287, 291, 292, 294,
296, 298ff., 299, 305, 307, 311, 313, 318, 321,
324, 327, 330f, 332, 333, 337, 341, 342, 344,
351, 354, 354,364,365,366,367,368

Fehse, Wilhelm 194
 Ferdinand II., Kaiser d. Hl. Röm. Reiches 295, 298
 Fichte, Johann Gottlieb 108, 295, 312
 Ficker, von (Frau von Heinrich von Ficker) 73
 Ficker, Heinrich von 25, 28, 65, 66, 69, 73, 81, 83, 89, 93, 94, 97, 101, 107, 113, 118, 125, 128f, 130, 131, 139, 142, 149, 151, 154ff, 157, 160, 161, 164, 359, 360, 361, 368
 Fiedler, Conrad 330, 331, 366
 Fischer (Frau von Eugen Fischer) 73, 273
 Fischer, Eugen 21, 22, 25, 61, 65, 66, 69f, 73, 81, 89, 94, 101, 118, 125, 128, 134, 137, 139, 142, 149, 151, 157, 160f, 160, 162, 164, 179f, 180, 181, 185, 187, 194, 196, 203, 204, 210f, 210, 221, 230, 232, 235, 237, 238, 239, 251, 254, 257, 260, 263, 265, 268ff, 270, 273, 277, 278, 280, 283, 286, 289, 291 f, 291, 292, 294, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 368
 Fischer von Erlach, Johann Bernhard 189
 Foch, Ferdinand 42, 308, 309, 342, 343, 344, 367
 Fock, Gorch 194
 Fontane, Theodor 34, 43, 140, 141, 229, 363
 Forbes-Mosse, Irene 195
 Förster, Wilhelm 15, 290, 291
 Franco Bahamonde, Francisco 124
 Frank, Walter 25
 Fränkel, Jonas 18, 19
 Frassetto, Fabio 269
 Fraunhofer, Joseph von 353
 Friederike siehe Friederike Brion
 Friedrich I. (Barbarossa) von Hohenstaufen, Kaiser d. Hl. Röm. Reiches 163, 320
 Friedrich II. von Hohenstaufen, Kaiser d. Hl. Röm. Reiches 21, 289, 319, 338, 339, 340, 366
 Friedrich II., der Grosse, König von Preussen 62, 80, 82, 158, 222, 223, 237, 259
 Friedrich Wilhelm III., König von Preussen 290
 Friedrichs, Wilhelm 11
 Fritsch, Werner Frhr von 168
 Fritzsche 235
 Fronto, Marcus Cornelius 281
 Froriep, August von 269

 Gaius Julius Caesar Germanicus siehe Caligula
 Garibaldi, Guiseppo 181, 182
 Garrick, David 300
 Geci 97
 Geibel, Emanuel 141
 Genelli, Hans Christian 222, 223
 Gentz, Heinrich 223
 George, Stefan 94, 95, 96, 97, 360
 Georges de la Tour siehe La Tour
 Gerhaert, Nikolaus 189
 Gildemeister, Otto 141
 Gilly, Friedrich 222, 223, 224
 Gladstone, William Ewart 215
 Glassbrenner, Adolf 140
 Gleditsch, Johann Gottlieb 235
 Gneisenau, August Wilhelm Anton Graf Neidhardt von 146
 Gneist, Rudolf von 57
 Goebbels, Joseph 31, 39, 41
 Goerdeler, Carl 33, 35, 38, 41, 43, 204, 230, 232, 236, 261, 271, 278, 283, 287, 290, 316, 338
 Goethe, Johann Wolfgang von 18, 37, 38, 43, 63, 97, 139, 161, 162, 194, 195, 254, 255, 256, 257, 265, 300, 316, 317, 331, 333, 361, 364
 Göring, Hermann 17, 30, 31, 72, 87, 89, 205, 316
 Gotthelf, Jeremias 301
 Gracchus, Gajus Sempronius 87
 Gracchus, Tiberius Sempronius 87
 Gradmann, Robert 214
 Grey, Sir Edward 25, 104, 105
 Grillparzer, Franz 140, 295, 301
 Groener (Frau von Wilhelm Groener) 73
 Groener, Wilhelm 16, 17, 18, 20, 23, 29, 33, 53, 59, 61, 65, 66, 73, 75ff, 81, 83, 85, 87, 89, 93, 94, 101, 103, 105, 106, 107, 113ff, 114, 118, 125, 128, 130, 134, 137, 139, 142, 142, 145, 151, 160, 161, 162, 169, 170, 174, 179, 180, 185, 187, 194, 196, 203, 204, 207, 212, 215, 218, 238, 359, 360, 361, 362, 363, 368
 Gründgens, Gustaf 295, 296
 Gundolf, Friedrich 96
 Gürtner, Franz 205
 Gustav II. Adolf, König von Schweden 136, 158, 283

 Hadrian (Publius Aelius Hadrianus), röm. Kaiser 193, 281
 Haeflen, Hans von 238
 Halder, Franz 168
 Haller, Johannes 163
 Hammurabi 153
 Hannibal 87
 Hanssen, Georg 11

 Harcourt, Lewis 104
 Hardenberg, Karl August Fürst von 57
 Harms, Bernhard 34, 161, 162, 164, 170, 179, 180, 185, 187, 190, 194, 196, 203, 204, 210, 212, 362, 363, 368

- Harnack, Adolf von 22, 70, 85, 282,312
Hartel, Wilhelm von 286, 287
Hassell, Ilse von 301
Hassell, Ulrich von 11, 24, 31, 34, 35, 37, 38, 39, 40, 41,42,43, 50, 202, 204, 206, 230, 232, 235, 254, 257, 258, 260, 261,263, 263, 265, 268, 269, 270, 271,273, 277, 277,275#, 278, 279, 250, 280, 283,256, 287, 289,291, 291,292, 294, 298, 301, 305f, 306, 307, 307, 310, 311, 313, 318, 320, 321, 322, 324, 326, 327, 327, 330, 331, 332, 333, 333, 337f, 338, 338, 341, 341, 342, 343, 347, 349, 354, 354,355, 364,365, 366, 368
Hassell, Wolf Ulrich von 349
Hauff, Wilhelm 195
Hauptmann, Gerhart 301
Haydn, Joseph 269
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 32,108,113,195, 218,219, 220,312
Heinrich II., der Heilige, Kaiser d. Hl. Röm. Reiches 319
Heinrich III., Kaiser d. Hl. Röm. Reiches 252, 319
Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern 163, 268, 269, 365
Heinrici, Carl 204
Heinzel, Richard 287
Heisenberg, Elisabeth 39
Heisenberg, Werner 13,14, 38,39, 42, 230, 305, 310, 311, 313, 318, 321, 324, 326, 327, 330, 332f, 332,333, 333, 344, 347, 348, 351ff., 351,353, 366,367,368
Hekataios von Milet 151
Heraklit von Ephesus 351
Herder, Johann Gottfried von 255
Herodot 152
Herophilos 154
Herre, Paul 265
Hesiod 324
Hess, Rudolf 250
Heuss, Theodor 12
Heydrich, Reinhard 31, 72,205, 276
Heyking, Elisabeth von 195
Heyse, Paul 141
Hildebrandt, Johann Lukas von 189
Himmler, Heinrich 31, 40,41, 42, 43, 72, 89,124, 205,276
Hindenburg, Paul von Beneckendorff und von 52, 72,143, 307,308
Hintze, Paul von 308
Hippokrates 154
Hitler, Adolf 7,11,16,17, 20, 22, 27, 30, 31,32, 33,34,35,37,38,39,40,41,42,52,67, 68, 72, 85, 86, 87,124,156,160,168, 202, 204, 205, 228, 235, 237, 239,250, 261, 269, 276, 278, 284,301, 304,320
Hoffmann, Ludwig 111
Hofmannsthal, Hugo von 241
Hofmeister, Wilhelm 268
Holbein (Familie) 195
Hölderlin, Johann Christian Friedrich 301, 331
Holl, Karl 15
Homer 39,198, 300,322, 324, 325, 366
Honthorst, Gerhard van 84
Hort, Fenton John Anthony 203
Hosius von Cordoba 170
Hossbach, Friedrich 168
Hossenfelder, Joachim 86
Huber, Ernst Rudolf 261
Iffland, August Wilhelm 63
Ilse siehe Ilse von HasseU
Innozenz III., Papst 174
Jäger, August 86
Jean Paul 140
Jessen (Frau von Jens Jessen) 273
Jessen, Jens 34, 35, 37, 38,42,43, 206, 229, 230, 230,232, 235, 237, 239, 251, 253f, 254, 254, 260, 261,263, 263,265, 268, 270, 271, 273, 277f, 277, 278,287, 290, 294, 310, 318, 333f., 338, 342, 344,349,351, 351,354, 364,365,366, 368
Jesus Christus 113, 312
Joffre, Joseph Jacques Césaire 114
Jordan, Camille 341
Joyce, James 300
Jülicher, Adolf 203
Kaiser, Georg 241
Kalisch, David 140
Kaltenbrunner, Ernst 24,43
Kant, Immanuel 27,38,113,138,233,269,292, 293, 294,330,332,348
Kapier, Hermann 86
Karl der Grosse, Röm. Kaiser 188,194, 211, 252
Karl IV. (eig. Wenzel), Kaiser d. Hl. Röm. Reiches 189
Karl V., Kaiser d. Hl. Röm. Reiches 295
Karsch, Anna Luise 195
Karschin siehe Karsch, Anna Luise
Kaufmann, Emil 221
Kaulbach (Familie) 195
Keller, Gottfried 64
Kemer, Anton von 341

Kiep, Otto 349
 Klagges, Dietrich 268
 Kleist, Heinrich von 194,301,331
 Kiesel, Melchior 295,298
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 162
 Köllreuter, Otto 112
 Konnerth, Hermann 330
 Konrad von Hochstaden, Hochmeister d. Dt. Ritter-
 ordens 163
 Konstantin I., der Grosse, röm Kaiser 73,170, 251
 Kopernikus, Nikolaus 137,153
 Krause, Reinhold 86
 Kriek, Ernst 112
 Kugler, Franz Theodor 64,141
 Kugler, Franz Xaver 153

Lachmann, Karl 203
 Ladenberg, Adalbert von 64
 Landsdowne, Lord Henry Marques of 105
 Langbehn, Julius 40,43, 354
 Langhans, Carl Gotthard 223
 La Roche, Maxi 196
 La Roche, Sophie von 195
 Larrey, Jean Dominique 97
 L'Arronge, Adolph 64
 La Tour, Georges de 85
 Laube, Heinrich 64
 Lauerer, Hans 86
 Law, Andrew Bonar 105
 Lebrun, Albert 217
 Lejeune-Jung, Paul 43
 Lenz, Fritz 22
 Lenz, Max 15,218
 Lepel, Bernhard von 34,229,363
 Lepidus, Marcus Aemilius 88
 Lepsius, Carl Richard 11
 Lessing, Gotthold Ephraim 62, 64,162
 Leuschner, Wilhelm 43
 Lewinsky, von 327
 Ley, Esther 195
 Liddell Hart, Sir Basil Henry 343
 Lietzmann, Hans 18,19,23,24,25,26,28,30,36,
 37,38, 53, 59, 65, 66, 73, 75, 81, 83, 85ff., 87,
 93, 94, 97,101,107,109,113,113,118,125,128,
 130,131,132,135,139,142,149,151 160,161,
 169f, 169,170,174,179,180,185,186,
 187,190,194, 203f, 204, 207, 210, 215, 218,
 221, 229, 230, 232, 235, 237, 239, 240, 251f.,
 253, 254, 257, 260, 260, 265, 268, 270, 273, 280,
 283,
 290,291,294,359,360,361,362,363
 Lietzmann, Sabina 14, 73, 273
 Liman von Sanders, Otto 73

Lindheimer (Familie) 195
 Linné, Carl von 341
 Litzmann, Karl 89
 Liutprand von Cremona 73
 Lloyd George, David, Earl of Dwyfor 104
 Lubbock, Sir John 135
 Ludendorff, Erich 18, 75,142,143,144,145,146,
 292, 293, 307,308,309,361,362, 363
 Ludwig XIV., König von Frankreich (d. Sonnen-
 könig) 158
 Luschan, Felix von 69
 Luther, Martin 113

Machiavelli, Niccolò 216, 280
 Mackensen, August von 89
 Maginot, André 228
 Maier, Heinrich 18, 53, 59, 61, 69, 73, 75, 75,359,
 368
 Mallarmé, Stéphane 95
 Mamboury, Ernst 74
 Manfredi, Bartolomeo 84
 Marcius, Turbo 193
 Marcus Aurelius Antonius (Mark Aurel), röm.
 Kaiser 280, 281,282,365
 Marées, Hans von 331
 Maria Theresia, Erzherzogin von Österreich 287
 Marx, Karl 108
 Massenbach, Christian von 237
 Mathilde, Herzogin von Sachsen und Bayern 268,
 269
 Matthias, Kaiser d. Hl. Röm. Reiches 298
 Maulpertsch, Franz Anton 190
 Max, Prinz von Baden 309
 Maximilian L, Kaiser d. Hl. Röm. Reiches 164,
 189,365
 Maximilian I., Kurfürst von Bayern 298
 Mazzini, Giuseppe 181,182
 Meinecke, Friedrich 12,15, 25, 85, 307
 Mendel, Gregor 21,22, 70,101
 Menzel, Adolph von 141
 Metternich, Klemens Wenzel Graf, Fürst M. 140
 Meyer, Eduard 152
 Miquel, Johannes von 57
 Moltke, Helmuth von 142,143,238,258,259,270,
 272,343
 Moltke, Helmuth Graf von 37,237,270,272,273, 292
 Moltke, Helmuth James Graf von 228
 Mommsen, Theodor 23, 88
 Monroe, James 306
 Morf, Heinrich 15
 Morgenstern, Christian 196

- Mörike, Eduard 140
Morley, John, Viscount M. of Blackburn 104
Morris, Frank 300
Morris, William 102,103
Mühlbacher 287
Mühler, Heinrich von 141
Müllenhoff, Karl Viktor 11
Müller, Ludwig 52, 86, 87
Munkenast 189
Muschg, Walter 301
Mussolini, Benito 34,124,148,156,159,168,181,
182,202, 278, 279, 280, 304, 337,365
- Nadler, Josef 195
Napoleon I. (Napoléon Bonaparte), Kaiser der
Franzosen 97,104,135, 252, 259, 265, 266, 267,
284,301,343, 364
Nearchos 245
Nestle, Eberhard 204
Neurath, Konstantin von 168, 205
Newton, Sir Isaac 137, 332, 352
Niemöller, Martin 23, 87, 284
Nietzsche, Friedrich 108, 234, 331
Nikolaus I. Pawlowsch, Zar von Russland 136
Nilsson, Nils Martin 230
- Oberheid, Heinrich 86, 87
Octavian siehe Augustus
Ohlendorf, Otto 34
Oncken (Frau von Hermann Oncken) 73, 273
Oncken, Hermann 8,11,13,14, 23,25,26,27, 28,
29,36, 50, 61, 73, 75, 81 f, 81, 85, 89, 94, 97,
103ff, 105,107,110,113,125,128,131,134,135,
137,139,142,149,151,154,157ff., 160,161,162,
164,169,170,174,179,180ff, 185,187,190,194,
204, 207, 210, 212, 215ff, 215 218, 221, 229,
230, 232, 235, 237, 248,251, 253, 254, 257,
265ff., 268, 270, 273, 277, 278, 280, 283ff, 286,
286, 291, 298, 305, 307, 359, 360, 361, 362, 363,
364, 365, 366,368
Ortega y Gasset, José 282
Oster, Hans 271, 287, 333
Otto I., der Grosse, Kaiser d. Hl. Röm. Reiches 73
Otto I., König von Griechenland 135
- Pacca, Bartolommeo 135
Pacelli, Eugenio siehe Pius XII.
Pacher, Michael 189
Papen, Franz von 52,67
Paracelsus, Philippus Aureolus Theophrastus 298
- Parier (Familie) 189
Paulus, Friedrich 304
Penck (Tochter von Albrecht Penck) 73
Penck, Albrecht 14,15,16,18, 24, 26, 28, 53, 59ff,
61, 65, 66, 69, 73, 74, 75, 75, 81, 83, 85, 87, 89,
93, 94, 97,101,103,105,109,113,118,125,128,
130ff, 130,132,134,135,142,142,144,149,151,
154,157,160,162,164,169,170,174,179,180,
185,187,190,194,196, 203, 204, 207, 210, 212ff,
212,218, 248,277, 278, 280, 283, 286ff, 286, 291,
305, 307, 310, 359, 360, 361, 362, 363, 365, 368
Penck, Walther 18, 59, 61
Percy, Thomas 255
Pestalozzi, Johann Heinrich 233
Petersen, Ella 73, 273
Petersen, Julius 16,18,19,29,34,36,37,53, 61 ff,
73, 75, 81, 85, 89, 94ff, 97,101,103,105,107,
113,118,125,130,134,135,137,139ff, 139,142,
149,154,157,160,161,162,170,174,180,190,
194ff, 196, 203, 207, 210, 212, 215, 229, 237,
253, 254ff, 257, 260, 268,270, 273, 273,359,
360, 361,362, 363, 364, 365, 368
Petrarca, Francesco 135
Pfitzner, Hans 298
Philipp II., König von Makedonien 23, 223,242
Philipp II., König von Spanien 158, 283
Philon von Alexandria 192
Pink Louis 255
- Pinder, Wilhelm 14, 29, 39,137,139,142,151,157,
160,161,162ff., 164,169,170,174,180,185,
187ff, 188,190,196, 203, 204, 207, 210, 212,
221ff., 221, 224, 230, 232, 237, 239, 253, 260,
263, 265, 269,270, 277, 280, 283, 287,294, 311,
313ff, 318, 321, 324, 327, 330, 332, 333, 347,
362,363,364,365,366,368
Pius XII. 52,217
Planck, Erwin 35, 204, 206
Planck, Max 290, 348
Plato 27,113, 322, 324,351
Plettenberg, Kurt Frhr von 322
Pomponius Mela 231
Popitz (Frau von Johannes Popitz) 73
Popitz, Cornelia 14, 206,273
Popitz, Johannes 7,11,14,17,19, 20, 23, 24, 29,
30,31, 32, 33,34, 35, 37, 38, 39,40, 41,42, 43,
53, 59, 61, 65, 66ff, 69, 73, 75, 81, 85, 87, 88,
89ff, 89, 93, 93, 97,101,103,105,106,113,118,
130,134,135,137,142,149ff, 151,154,157,160,
161,164,169,170,174ff, 174,179,180,185,187,
190,194, 202,203, 204ff, 204, 205,206, 210,
212, 215, 224, 230, 230, 232, 232,235, 235, 236,

237, 239, 241, 251, 253, 254, 257, 260ff, 260,
 261, 263, 265, 268, 269, 270, 271, 273, 277, 278,
 278, 280, 280, 283, 283, 286, 286, 287, 290, 291,
 292, 294ff, 295, 298, 305, 306, 307, 310, 311,
 313, 316, 318, 321, 324, 325, 327ff., 327, 330,
 332, 332, 333, 337, 337, 338, 338, 341, 344,
 347ff, 349, 351, 351, 354, 359, 360, 361, 362,
 363, 364, 365, 366, 367, 368
 Poros 245
 Posidonius 323
 Prandtauer, Jakob 189
 Prudentius Clemens, Aurelius 186
 Ptolemaios I. Soter, König von Ägypten 154
 Pythagoras von Samos 323
 Raabe, Wilhelm 140, 194
 Raffael 269
 Rainer, Erzherzog von Österreich 287
 Ranke, Leopold von 81, 157, 284
 Reckzeh, Paul 349
 Reinhardt, Fritz 208
 Reinhardt, Max 64
 Reinisch, Leo 287
 Rembrandt 84, 85, 224, 316, 317
 Ribbentrop, Joachim von 168
 Richard von Cornwall, Röm. König 163
 Richelieu, Armand Jean du Plessis, Herzog von 283
 Rienzi, Cola di 135
 Rilke, Rainer Maria 331
 Rimbaud, Arthur 95
 Röhm, Ernst 89
 Rohr von Denta, Franz Frhr von 287
 Rommel, Erwin 250
 Roosevelt, Franklin Delano 217, 250, 304, 305
 Roquette, Otto 141
 Rosenberg, Alfred 25
 Roxane 244
 Rubens, Peter Paul 359
 Rudolf II., Kaiser d. Hl. Röm. Reiches 189, 298
 Rudolf IV., der Stifter, Herzog von Österreich 189
 Rust, Bernhard 89

 Sabatier, Pierre 203
 Saphir, Moritz Gottlieb 141
 Sarasin 185
 Sauerbruch, Ferdinand 24, 33, 38, 40, 42, 43, 65,
 66, 73, 75, 97f, 103, 139, 142, 142, 149, 164, 164,
 170, 174, 190, 204, 224, 230, 232, 241, 254, 257,
 260, 263, 265, 269, 270, 270, 275, 277, 280, 287,
 294, 298, 305, 307, 308, 310, 311, 324, 326, 327,
 327, 330, 333, 337, 337, 342, 343, 344, 349, 351,
 351, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368
 Sauerbruch, Margot 24, 73, 273, 308, 309
 Schacht, Hjalmar 119
 Schadewaldt, Wolfgang 38, 39, 230, 292, 294, 298,
 305, 307, 311, 313, 318, 324ff, 327, 330, 332,
 333, 337, 344, 366, 368
 Schadow, Gottfried 223
 Schaefer, Heinrich 38, 230, 341, 344, 351, 368
 Scherenberg, Christoph Friedrich 141
 Scherer, Wilhelm 194
 Schiller, Friedrich von 62, 63, 194, 220, 269, 317
 Schimpanski 326
 Schinkel, Karl Friedrich 223
 Schirach, Baldur von 86
 Schlegel, Johann Elias 62
 Schleicher, Kurt von 17, 52, 67
 Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst 312
 Schlieffen, Alfred Graf von 116, 117, 142, 258, 270, 272,
 273
 Schliemann, Heinrich 230
 Schlitter (Frau von Oscar Schlitter) 230
 Schlitter, Oscar 29, 53, 66, 69, 73, 75, 85, 87, 97,
 107, 113, 118ff, 125, 128, 130, 134, 137, 139, 142,
 149, 151, 154, 157, 160, 161, 164, 170ff, 174, 179,
 180, 185, 187, 190, 194, 203, 207ff., 210, 212, 215,
 218, 230, 359, 360, 361, 362, 363, 368
 Schlüter, Andreas 223
 Schmarsow, August 316
 Schmidt, Erich 18, 139
 Schmieding, Elisabeth 127
 Schmitt, Carl 37, 68, 112, 261, 262, 347
 Schnaase, Karl 11
 Scholl, Hans 304
 Scholl, Sophie 304
 Schönfeld, Hans 41
 Schulenburg, Fritz-Dietlof Graf von der 322
 Schwerin von Krosigk, Lutz 205
 Scherin-Schwanefeld, Ulrich Wilhelm Graf von 322
 Seckel, Emil 15
 Seeckt, Hans von 237
 Seidel, Heinrich 140, 141
 Seneca, Lucius Annaeus d. J. 323
 Sethe, Kurt 154
 Shakespeare, William 95, 255, 299
 Shaw, Henry 289
 Sichel, Theodor von 286
 Siemens (Familie) 195
 Simon, Sir John 104
 Smend, Rudolf 350
 Smidt, Heinrich 141
 Smith, Adam 176
 Smith, Edwin 154

Soden, Hermann von 203
 Sokrates 27,113
 Spranger (Frau von Eduard Spranger) 273
 Spranger, Eduard 11,19,22,26, 27, 28, 29,32,33,
 36, 39,40, 43, 81, 89, 93, 94,103,105,107ff.,
 107,113,125,128,130,134,137ff., 137,170,174,
 185,187,190,194,196, 203, 207, 210, 212,
 218ff, 221, 221, 235, 237, 239, 253, 254, 257,
 260, 263ff, 265, 268, 270, 273, 277, 278, 283,
 286, 290,291, 292, 294, 298, 305, 310, 311ff. 313,
 321, 321, 324, 327, 330, 332, 333, 337, 337, 338,
 341, 342, 344, 347, 347, 350, 351, 352, 354, 354,
 355,360, 361, 362, 363,364, 365, 366, 368
 Stauffenberg, Claus Graf Schenk von 41, 336, 338
 Strabo siehe Walahfrid Strabo
 Stein, Heinrich Friedrich Karl Reichsfrhr vom und
 zum 57
 Stein, Hermann von 142
 Stemeck, Max Frhr von 286
 Stieve, Friedrich 17
 Stifter, Adalbert 140,300
 Stoltenhoff, Ernst 86
 Storm, Theodor 141
 Strachwitz, Moritz Graf von 141
 Stroux (Frau von Johannes Stroux) 273
 Stroux, Franz Ulrich 180
 Stroux, Johannes 11, 29, 30, 38, 40,161,162,164,
 169,174,179,180,185/, 186,187,194,196, 203,
 207, 210, 215, 218, 221, 230/, 232, 235, 237,
 251, 253, 254, 257, 260, 263, 265, 268, 270, 273,
 278, 280ff, 283, 286, 287,291, 294, 298, 311, 313,
 318, 321 ff, 322, 324, 327, 330, 332, 337, 341,
 344ff., 344, 347, 351, 351, 354, 354,355,362,
 363,364,365,366,367,368
 Sulla, Lucius Cornelius 88
 Sybel, Heinrich von 204

 Thadden, Elisabeth von 349
 Thales von Milet 151,153
 Theodosius I., der Grosse, röm. Kaiser 252
 Theodosius II., Kaiser von Byzanz 74
 Thierack, Otto Georg 349
 Thile, Hermann von 11
 Thukydides 152
 Tiberius (Tiberius Julius Caesar), röm. Kaiser 186
 Tintoretto 84
 Tischbein (Familie) 195
 Tischbein, Friedrich 204
 Tischendorf, Konstantin von 203
 Tizian 84
 Trajan (Marcus Ulpius Traianus), röm. Kaiser 193,
 360

 Trendelenburg, Friedrich Adolf 11
 Tresckow, Henning von 41
 Troeltsch, Ernst 312
 Trott zu Solz, Adam von 284
 Twesten, August 11

 Uexküll, Jakob Baron von 137
 Uhland, Ludwig 195

 Valentin de Boulogne 84
 Vanghetti 97
 Velde, Henry van de 103
 Vercingétorix 345, 347
 Verlaine, Paul 95
 Verschuer, Otmar von 291
 Vries, Jan de 21

 Wagner, Adolph 333
 Wagner, Richard 64
 Walahfrid Strabo 230
 Waldersee, Alfred Graf von (Generalfeldmar-
 schall) 258
 Waldersee, Alfred Graf von (Major) 327
 Waldeyer, Wilhelm von 15
 Wallenberg, Jakob 40
 Weber, August 215
 Weber, Max 112
 Weber, Otto 86
 Weisbach, Valentin 110,111
 Weisbach, Werner 15, 20,22, 23,24,25,26, 27,
 28,29, 30, 35, 53, 59, 66, 69, 75, 81, 83ff, 85,
 87,95, 97,101,101 ff., 103,105,109, 110/, 113,
 118,130,131,132,359,360,368
 Weizsäcker, Carl Friedrich Frhr von 353
 Werner, Friedrich 86
 Westcott, Brooke Foss 203
 Wiehern, Johann Heinrich 11
 Widukind 194
 Wiegand (Frau von Theodor Wiegand) 73, 248
 Wiegand, Theodor 23, 26, 28, 29, 59, 61, 66, 69,
 73/ 75, 81, 89, 93, 94, 97,101,103,105,107,
 110,118,125,130,132,134 ff., 135,359,361,368
 Wilamowitz-Möllendorf, Ulrich von 230
 Wilcken (Frau von Ulrich Wilcken) 73
 Wilcken, Ulrich 23, 53, 59, 61, 65, 66, 69, 75, 81,
 83, 85, 87ff., 94, 97,101,103,105,107,118,125,
 130,134,137,139,142,149,151 ff, 154,157,160,
 161,162,169,174,179,180,185,187,190ff, 193,
 196, 203, 204, 207, 212, 215, 218, 232, 237, 239,

253, 254, 257, 260, 265, 268, 270, 277, 278, 280,
287, 359, 360, 361, 363,364, 365, 366, 368

Wilder, Thornton 300

Wilhelm I., dt. Kaiser 215

Wilhelm II., dt. Kaiser 17, 82, 290, 307,308

Wilson, Sir Henry 105

Wilson, Woodrow 289, 308

Wirmer, Josef 43

Witzleben, Erwin von 234

Wolf Ulli siehe Wolf Ulrich von Hassell

Wolfe, Thomas 300

Wolters, Friedrich 96

Xerxes I., Grosskönig der Achämenidien 242, 244

Yawesaki 289

Yorck von Wartenburg, Johann David Ludwig

Graf 343

Yorck von Wartenburg, Peter Graf 284